

Dean Nicholson NALA'S WELT

Ein Mann, eine Straßenkatze und
eine Freundschaft, die alles ändert

**SPIEGEL
Bestseller**

lübbe

Dean Nic NIAL WE

Ein Mann, eine St
eine Freundschaft



Inhalt

[Cover](#)

[Über das Buch](#)

[Über den Autor](#)

[Titel](#)

[Impressum](#)

[Zitat](#)

[Karte 1](#)

[TEIL EINS: FINDE DEN WEG](#)

[Komm nach Hause](#)

[Der blinde Passagier](#)

[Zweite Chancen](#)

[Zimmernachbarn](#)

[Sturmreiter](#)

[Beschlüsse](#)

[Noahs Arche](#)

[Nalas Welt](#)

[Ein Segen](#)

[Bildteil](#)

[Karte 2](#)

[TEIL ZWEI: AUF UND AB](#)

[April, April](#)

[Schwester Nala](#)

[Der Spiderman von Santorini](#)

[Getrennte Wege](#)

[Die Schnecke](#)

[In die Wildnis](#)

[Nalas Netzwerk](#)

[Eine andere Welt](#)

[Teestunde](#)

[Karte 3](#)

[TEIL DREI: NEUE WEGE](#)

[Ghost](#)

[Lokalheld](#)

Ein Mann und seine Katze

Der größte Fan

Russisches Roulette

Der gute Reisende

Danksagung

Über das Buch

Zwei freie Geister. Eine lebensverändernde Freundschaft. Eine ganze, weite Welt zu entdecken. Als Dean von seiner Heimat Schottland aus zu einer Weltreise aufbrach, wollte er so viel wie möglich über den Zustand unseres unruhigen Planeten erfahren. Er war schon eine Weile unterwegs, hatte keinen richtigen Plan mehr und etwas Heimweh, als er auf einem Berg zwischen Bosnien und Montenegro auf ein zerrupftes Kätzchen mit klaren Augen und struppigem Fell traf. Dean nahm das kleine Bündel an Bord, nannte es Nala, und seitdem sind die beiden unzertrennlich. Gemeinsam erleben sie unvergessliche Freundschaften und die unglaubliche Freundlichkeit von Fremden, sie retten Hunde, säubern Strände und verbringen Zeit mit Flüchtlingen. Wo sie hinkommen, bewegen sie etwas im Leben der Menschen, die ihnen begegnen. Ihre Clips auf TheDodo und Youtube bezaubern die Menschen auf der ganzen Welt. »Bevor ich mich auf diese epische Fahrradreise begab, drohte ich den falschen Weg in meinem Leben einzuschlagen. Seit ich mich mit Nala zusammengetan habe, hat sie mir einen Lebenszweck und einen Grund gegeben, erwachsen zu werden. Ich bin ein 100 % besserer Mensch.«

Über den Autor

Dean Nicholson startete im September 2018 in seiner schottischen Heimatstadt Dunbar. Seine Mission:

Einmal um die Erde, auf dem Fahrrad. Anfang 2019 postete er ein Video von seiner ersten Begegnung mit Nala auf Instagram. The Dodo, die website für Tierfans aus aller Welt, wurde darauf aufmerksam, teilte das Video und löste damit eine Welle der Begeisterung aus. Das Video wurde bis heute über 130 Millionen Mal angesehen.

Dean Nicholson

Mit Garry Jenkins

NALAS WELT

Ein Mann, eine Straßenkatze und
eine Freundschaft, die alles ändert

Aus dem Englischen von
Elisa Valérie Thieme

lübbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2020 by Dean Nicholson and Connected Content Limited
Titel der englischen Originalausgabe: »Nala's World«
Originalverlag: Hodder & Stoughton Ltd.
An Hachette company. London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Angela Kuepper, München
Einband-/Umschlagmotiv: © Dean Nicholson
Illustrationen im Innenteil: © Kelly Ulrich
Umschlaggestaltung: Thomas Krämer unter
Verwendung eines Designs von Hodder & Stoughton Ltd.
E-Book-Produktion: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-9523-5

www.luebbe.de
www.lesejury.de

*Das Schicksal ereilt uns oft auf den Wegen,
die man eingeschlagen hat, um ihm zu entgehen.*

JEAN DE LA FONTAINE

*Gibt es ein größeres Geschenk
als die Liebe einer Katze?*

CHARLES DICKENS

TEIL EINS

FINDE DEN WEG

Bosnien – Montenegro –
Albanien – Griechenland

KOMM NACH HAUSE



In Schottland gibt es ein weises altes Sprichwort: *Whit's fur ye'll no go past ye*. Das bedeutet so viel wie: »Was für dich bestimmt ist, wird nicht an dir vorbeiziehen.« Manche Dinge im Leben sollen einfach passieren. Was sein soll, wird sein. Es ist Schicksal.

Von Anfang an hatte ich das Gefühl, dass Nala und ich auf diese Weise zusammengeführt wurden. Es konnte kein Zufall sein, dass wir im selben Moment am selben gottverlassenen Ort waren. Oder dass sie im perfekten Augenblick in mein Leben tapste. Es kam mir so vor, als hätte jemand sie mir gesandt. Sie schenkte mir den Sinn, den ich bis dahin vermisst hatte. Ich werde es natürlich nie genau wissen, aber ich stelle mir gerne vor, dass ich Nala ebenfalls das gegeben habe, wonach sie gesucht hat. Je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter bin ich von dem Gedanken. Für jeden von uns beiden sollte diese Freundschaft einfach sein. Wir waren dazu bestimmt, gemeinsam erwachsen zu werden und die Welt zu sehen.

Drei Monate bevor wir uns trafen – im September 2018 – war ich von meiner Heimatstadt Dunbar an der Ostküste Schottlands zu einer Fahrradtour rund um den Globus aufgebrochen. Ich war kurz zuvor dreißig geworden und wollte mich von der Routine in meinem Leben freimachen, meiner kleinen Ecke der Welt entfliehen und endlich etwas Sinnvolles erreichen. Man kann wohl sagen, dass die Reise nicht gerade wie geplant verlief. Ich hatte es durch Nordeuropa geschafft, aber der Trip war eine einzige Ansammlung von Umwegen und Ablenkungen, von Fehlstarts und Rückschlägen, wovon einige auf mein Konto gingen. Eigentlich wollte mein Freund

Ricky mich begleiten, aber irgendwann drehte er um und radelte wieder nach Hause. Das war vermutlich kein Fehler. Wir haben nicht immer den besten Einfluss aufeinander.

Als ich in der ersten Dezemberwoche durch den Süden Bosniens in Richtung Montenegro, Albanien und schließlich Griechenland fuhr, hatte ich endlich das Gefühl, Fortschritte zu machen. Ich war bereit für die Erfahrung, auf die ich ursprünglich gehofft hatte. Langfristig träumte ich davon, entlang der uralten Seidenstraße durch Kleinasien bis nach Südostasien zu radeln und von dort aus nach Australien überzusetzen, nach einer Tour durch den Kontinent dann den Pazifik zu queren und weiter mit dem Rad durch Süd-, Mittel- und Nordamerika zu zuckeln. Ich stellte mir vor, wie ich durch Reisfelder in Vietnam und Wüsten in Kalifornien radeln würde, Bergpässe im Ural überquerte und Strände in Brasilien entlangfuhr. Die Welt lag mir zu Füßen. Die Reise würde mich so lange in Anspruch nehmen, wie es eben dauerte. Ich hatte keinen Zeitplan ausgetüftelt. Ich brauchte keinen – es gab niemanden mehr, vor dem ich Rechenschaft ablegen musste.

An jenem besonderen Morgen hatte ich schon bei Morgengrauen mein Zelt in einem kleinen Dorf nahe Trebinje abgebaut. Es war etwa halb acht. Abgesehen von ein paar bellenden Hunden und einem Müllwagen waren die glänzenden Pflasterstraßen nahezu leer. Ich rumpelte über die Steine, wobei mich das Klappern meines sandfarbenen Fahrrads wachrüttelte, dann machte ich mich in Richtung der Straße auf, die in die Berge zur Grenze Montenegros hinaufführte .

Für die nächsten Tage waren Schnee und Graupelschauer vorhergesagt, aber der Himmel war klar und die Temperatur eher mild. Schon bald hatte ich ordentlich Kilometer wettgemacht. Nach mehreren frustrierenden Wochen fühlte es sich gut an, wieder auf der Straße zu sein und einfach Rad zu fahren. Den Großteil der letzten Tage hatte ich mit einem Gips verbracht und musste mich von einer Beinverletzung erholen, die ich mir geholt hatte, als ich von der berühmten »Stari Most«-Brücke in Mostar gesprungen war, ein paar Stunden von meinem jetzigen Aufenthaltsort entfernt. Es war völlig verrückt gewesen. Die Einheimischen hatten mir davon abgeraten, im Winter sei der Fluss zu tief. Aber ich hatte schon

immer einen Hang zu eigentümlichen Entscheidungen gehabt; einmal der Klassencrown, immer der Klassencrown. Soweit ich es beurteilen kann, war mein entscheidender Fehler, auf den Guide zu hören, der mich überredet hatte, eine andere Technik anzuwenden als die, mit der ich zu Hause in Dunbar von den Klippen sprang. Ich kam mit angewinkelten Knien auf dem eiskalten Wasser auf. Während ich ans Ufer schwamm, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Ein Arzt bescheinigte mir einen Riss des vorderen Kreuzbands im rechten Knie und dass ich mich auf drei Wochen im Gips einstellen müsse.

Das hatte ich auf eine Woche verkürzt. Mir mangelte es an Geduld, länger dazubleiben, und ich hatte Mostar noch vor meinem nächsten Termin im Krankenhaus verlassen. Das war vor einigen Tagen gewesen, und jetzt, mit der aufgehenden Sonne vor mir, machte ich mich an die lange, langsame Bergauffahrt. In meinem Kopf dröhnte ein lauter Gedanke: Mach es bloß nicht noch schlimmer. Ich wusste, dass mein Knie okay war, solange ich es nicht drehte.

Ich konzentrierte mich darauf, meine Beine rhythmisch und im gleichen Abstand hoch und runter zu bewegen. Schon bald ging es wie von selbst. Alles schien in Ordnung zu sein. Ich war davon überzeugt, achtzig Kilometer oder vielleicht sogar das Doppelte abreißen zu können.

Am späten Vormittag erreichte ich eine bergige Region am südlichen Zipfel Bosniens. Es kam mir so vor, als wäre ich weit von der Zivilisation entfernt. Die letzte nennenswerte Stadt hatte ich vor sechzehn Kilometern hinter mir gelassen. Ein Stück weiter war ich an irgendeinem Lastwagen vorbeigefahren, aber der war leer gewesen. Ich war vollkommen allein. Die Passstraße war nicht gerade steil; es war eher ein langer, langsamer Anstieg, was mir sehr recht war. An einigen Abschnitten hörte die Straße einfach auf, was mir heiß ersehnte Verschnaufpausen verschaffte. Der Ausblick war spektakulär; ich kam an hohen Bergketten vorbei und blickte zu erhabenen, verschneiten Gipfeln auf. Es war berauschend.

Ich fühlte mich so beflügelt, dass ich beschloss, Musik anzumachen. Die Klänge von »Come Home«, dem neuen Song von einer meiner Lieblingssängerinnen, Amy McDonald, strömten schon

bald aus dem Lautsprecher, den ich hinten an mein Rad gehängt hatte. Beim Refrain sang ich aus vollem Herzen mit.

An einem anderen Tag hätten mich die Liedzeilen vielleicht krank vor Heimweh gestimmt. Und es gab auch einen Moment, in dem ich an meine Mutter, meinen Vater und meine Schwester zu Hause in Schottland dachte, die darauf warteten, dass ich eines nicht allzu fernen Tages zurückkommen würde. Wir hatten ein enges Verhältnis zueinander, und ich vermisste sie, aber gleichzeitig ging es mir gerade zu gut, um lange darüber zu brüten. Mein Zuhause muss noch ein bisschen warten, sagte ich mir. Natürlich kam mir nicht in den Sinn, dass etwas anderes auf mich warten könnte. Ein bisschen näher an dem, was nun mein Zuhause war .

Ich fuhr gerade auf einem weiteren sanft ansteigenden Straßenabschnitt, als es passierte. Zunächst war ich mir nicht ganz sicher, was ich von dem schwachen hohen Laut halten sollte, der irgendwo hinter mir ertönte. Im ersten Moment tat ich es als das Quietschen meines Hinterreifens oder eine Lockerung an den massigen Satteltaschen ab, die fast meine gesamte Kleidung und Ausrüstung verwahrten. Bei der nächsten Pause würde ich nachsehen und vielleicht auch mal neu ölen. Doch dann – ich hatte aufgehört zu singen, und das Geräusch ertönte noch einmal klarer – erkannte ich, was es war. Ich drehte mich überrascht um. Das konnte doch nicht sein, oder? Das war ein Miauen gewesen.

Ich blickte mich um, und auf einmal sah ich es. Ein abgemagertes getigertes Kätzchen flitzte die Straße entlang und versuchte verzweifelt, mit mir Schritt zu halten.

Im nächsten Moment machte ich eine Vollbremsung und hielt an. Ich war schockiert.

»Was zum Teufel machst du denn hier?«, fragte ich.

Ein ganzes Stück weiter unten waren einige Ziegenställe und Bauernhöfe gewesen, aber hier oben in den Bergen hatte ich schon seit einigen Kilometern kein Gebäude mehr gesehen. Es gab kaum Verkehr. Mir war unerklärlich, woher das Kätzchen kommen konnte oder, vielleicht noch wichtiger, wohin es wollte.

Ich beschloss, es mir einmal genauer anzusehen, aber nachdem ich das Fahrrad abgestellt hatte und abgestiegen war, war das Kätzchen schon von der Straße gehüpft, durch die Leitplanken

geschlüpft und in Richtung einiger großer Felsbrocken davongewuselt. Ich folgte ihm und näherte mich vorsichtig an. Offensichtlich war es noch sehr jung, gerade mal ein paar Wochen alt. Es war ein angriffslustiges kleines Ding mit langem, schlankem Körperbau, spitz zulaufenden Öhrchen, dünnen Beinen und einem buschigen Schwanz. Sein Fell war dünn und wetterzerfressen, gefleckt mit rostroten Tupfen. Aber es hatte durchdringende, riesige grüne Augen, die mich so intensiv musterten, als wollte das kleine Tier herausfinden, wer ich sei. Ich ging langsam näher heran und stellte mich darauf ein, dass es verwildert sein könnte und abhauen würde, sobald ich zu nah herankam. Aber es schien meinerwegen nicht im Mindesten besorgt zu sein. Das Kätzchen ließ mich seinen Nacken und Rücken streicheln, drängte sich eng an mich und schnurrte leise, so als freute es sich über menschlichen Kontakt und Aufmerksamkeit. Diese Katze hat in einem normalen Zuhause gelebt, dachte ich. Vielleicht war sie ausgebüxt, oder, und das hielt ich für wahrscheinlicher, man hatte sie am Straßenrand ausgesetzt. Ich spürte, wie mich der Gedanke wütend machte. Außerdem merkte ich, dass mein Widerstand bröckelte.

»Du armes, kleines Ding«, sagte ich leise.

Ich ging zum Fahrrad zurück und öffnete eine der Satteltaschen. Viel Essen hatte ich nicht an Bord, aber ich beschloss, ihm einen Löffel meines Tomatenpestos, das ich fürs Mittagessen eingeplant hatte, abzugeben. Ich strich die stückige rote Paste auf einen Stein und ließ das Kätzchen seinen Hunger stillen.

Es führte sich auf, als hätte es schon seit einer Woche nichts mehr zu essen gesehen, und verschlang das Pesto mit irrsinnigem Appetit. Ich hatte die Highlights meiner Reise vor allem für meine Freunde und Familie bei Instagram gepostet und beschloss, diese eigenartige Begegnung zu filmen. Vielleicht würde ich den Moment später mit anderen teilen. Das Kätzchen war auf jeden Fall sehr fotogen und schien fast mit der Kamera zu kokettieren, als es lässig über die Steine am Straßenrand sprang. Die Wahrheit war jedoch nicht so hübsch: Auf sich allein gestellt, würde es bald an Kälte oder Hunger sterben. Es könnte auch von einem der riesigen Lastwagen, die ab und an vorbeikamen, überfahren werden. Oder einer der Greifvögel, die ich über diversen Berggipfeln hatte kreisen sehen,

würde es töten. Es war so klein und zart, dass ein Adler oder Bussard es leicht greifen und vom Boden schnappen könnte. Schon seit meiner Kindheit in Schottland habe ich eine Schwäche für Tiere und habe mich immer zu herrenlosen Tieren und Streunern hingezogen gefühlt. Unter anderem habe ich mich um Wüstenrennmäuse, Hühner, Schlangen, Fische und sogar Stabheuschrecken gekümmert. Während meiner Schulzeit päppelte ich einmal eine verletzte junge Seemöwe auf. Sieben Wochen lang lebte der Vogel bei uns, die ganzen Sommerferien über. Er wurde mit der Zeit zahm, und meine Eltern haben immer noch ein Foto, das mich mit der Möwe auf dem Kopf zeigt. Irgendwann flog sie davon – geheilt und gesund.

Da Tiere nun mal Tiere sind, lief mein Bemühen, ihnen zu helfen, nicht immer nach Plan. Als ich auf einem Bauernhof jobbte, nahm ich dummerweise einmal zwei verwaiste Ferkel mit nach Hause. Ich legte sie unter eine Wärmelampe in mein Zimmer. Was für eine idiotische Idee. Sie drehten total durch, wühlten sich durch meine Klamotten und richteten ein heilloses Chaos an. Und dann erst der Krach – das Quieken klang so, als wollte sie jemand abstechen. Es war die schlimmste Nacht meines Lebens.

Um ehrlich zu sein, hatte ich mich eher für einen Hunde- denn für einen Katzenfreund gehalten. Katzen hatte ich immer als aggressiv eingestuft. Aber diese hier sah überhaupt nicht so aus; sie war so unschuldig und so verwundbar. Keiner Fliege könnte sie etwas zuleide tun. Doch obwohl mein Herz flüsterte, ich solle das Kätzchen mitnehmen, sagte mein Kopf etwas Vernünftigeres. Es hatte schon genug Drama auf meiner Tour gegeben, und jetzt lief es endlich rund. Wenn ich es bis zum Abend noch bis nach Montenegro schaffen wollte, durfte ich mich nicht hiermit aufhalten.

Ich trat wieder auf die Straße und schob mein Rad neben mir her, während das Kätzchen an meiner Seite trabte. Ich weiß nicht, warum, aber ich war davon überzeugt, dass es irgendwann gelangweilt sein würde, etwas anderes zum Spielen finden und dann davonflitzen würde. Aber nach fünf Minuten war klar, dass es nirgendwohin gehen würde. Es gab wohl auch keinen Ort, an den es gehen könnte. Die felsige, von Gestrüpp bewachsene Landschaft war ziemlich unwirtlich, und falls die Wettervorhersage stimmte,

würde bald alles von Schnee bedeckt sein. Das Kätzchen würde keinen Tag hier oben überleben, stellte ich fest. Wenn überhaupt.

Ich seufzte. Mein Herz hatte meinen Kopf überstimmt. Ich hatte keine Wahl.

Ich hob das Kätzchen hoch und trug es zu meinem Fahrrad. Es passte genau auf meine Handfläche und wog so gut wie nichts. Ich konnte seine Rippen spüren. Vorne am Rad hatte ich eine »Technik«-Tasche befestigt, in der ich meine Drohne aufbewahrte, mit der ich Videos und Fotos von der Reise machte. Ich holte sie heraus und stopfte sie in eine der Satteltaschen. Dann zog ich ein T-Shirt hervor und legte es als Bodenschutz in die Vordertasche. Anschließend setzte ich vorsichtig das Kätzchen darauf. Sein kleines Gesicht sah zu mir auf, und es schaute mich unsicher an, so als wollte es mir signalisieren, dass es sich nicht ganz wohl fühle. Aber mehr konnte ich nicht tun. Wie hätte ich das Kätzchen sonst transportieren können? Ich fuhr an und hoffte, dass es sich beruhigen würde. Doch schnell war klar, dass das kleine Tier seinen eigenen Kopf hatte. Nach nicht einmal hundert Metern überraschte es mich. Bevor ich reagieren konnte, war es schon aus der Tasche gesprungen, meinen Arm hochgekrabbelt und hatte sich um meinen Nacken gelegt. Dort machte das Kätzchen es sich gemütlich. Ich spürte, wie es sich um mich schlang, das Köpfchen an meinen Nacken schmiegte und sanft atmete. Es war nicht unangenehm oder ablenkend; ich fand es ehrlich gesagt sogar ziemlich schön. Offensichtlich fühlte es sich wohl, also radelte ich weiter. Zu meiner Überraschung war es bald tief eingeschlafen.

Das gab mir einen Moment zum Nachdenken. Eine Chance, die Situation abzuschätzen und zu entscheiden, was ich als Nächstes tun würde. Ich war hin- und hergerissen. Einerseits hatte ich das Alleinsein genossen, freute mich andererseits aber über die Gesellschaft. Das Kätzchen war auch kein Ballast. Mit ihm würde es nicht langweilig werden, daran bestand kein Zweifel. Andererseits war das nicht Teil des Plans gewesen. Und es hatte schon zu viele Momente dieser Art gegeben, dachte ich mürrisch. Wieder mal war ich abgelenkt.

Die Mittagszeit rückte heran, und die Sonne stand hoch am graublauen Himmel. Dank meines GPS wusste ich, dass wir die

Grenze in wenigen Stunden erreichen würden. Bis dahin musste ich einige Entscheidungen treffen. Große Entscheidungen.

Tief in mir ahnte ich jedoch bereits, dass ich mich längst entschieden hatte. *Whit's fur ye'll no go past ye.* Es war Schicksal.

DER BLINDE PASSAGIER



Es dauerte weitere anderthalb Stunden, bis ich die Grenze erreichte. Mein neuer Passagier blieb die ganze Zeit auf meinen Schultern, döste vor sich hin und bekam nichts mit. Wenn ich doch auch nur so entspannt gewesen wäre.

Während ich mich die Bergstraße hochquälte, ratterten meine Gedanken förmlich. Ich war mir sicher, das Richtige getan zu haben. Niemals hätte ich so ein verletzliches kleines Geschöpf an solch einem gefährlichen Ort zurücklassen können. Aber gleichzeitig quälten mich Zweifel. Was sollte ich tun, sobald ich die Grenze erreichte? Und wie sollte es danach weitergehen? Mit einer Katze als Co-Pilot hatte ich nicht gerechnet.

Ziemlich schnell war ich zu dem Schluss gekommen, die Katze ordentlich zu melden. Ich würde ganz ehrlich sein und einfach erklären, was geschehen war. Ich hatte sie am Straßenrand gefunden und würde sie nun zum Tierarzt bringen. Die Grenzpolizisten würden doch bestimmt Mitgefühl haben, oder? Ich wollte ja nichts Schlimmes über die Grenze schmuggeln. Nur ein kleines Kätzchen, um Himmels willen. Aber als ich weiter darüber nachdachte, wurde mir klar, dass das nicht klappen würde. Es gab offensichtliche Gründe dafür, dass jedes Land Regeln für den Import von Tieren hatte. Sie konnten Krankheiten einschleppen, und kleine Katzen waren berühmt dafür, sich schnell etwas einzufangen. Vielleicht müsste es in Quarantäne gesteckt werden. Wer weiß, vielleicht müsste es sogar eingeschläfert werden? Das wollte ich auf keinen Fall.

Dann überlegte ich, ob ich das alles umgehen könnte, indem ich behauptete, es sei meine Katze. Aber ich hatte keine Dokumente

und kein tierärztliches Attest, die ihre Gesundheit bescheinigten. Also war auch das eine Sackgasse.

Irgendwann erkannte ich, dass meine einzige Option darin bestand, die Katze heimlich nach Montenegro zu schmuggeln. Anschließend würde ich mir überlegen, wie es weitergehen sollte. Um kurz nach zwölf kam ich an einem Schild vorbei: Noch fünf Kilometer bis zur Grenze. Ich hielt an einem Rastplatz am Straßenrand. Ein Teil von mir hoffte immer noch, irgendein Schlupfloch oder eine Übergangslösung zu finden. In einem letzten Versuch rief ich eine Landkarte auf meinem Handy auf. Vielleicht könnte ich eine kleine Bergstraße oder einen Pfad finden, die nicht kontrolliert wurden. Aber nein, es gab keinen anderen Weg nach Montenegro. Außerdem, wenn ich so recht darüber nachdachte, war es eine dumme Idee. Was würde passieren, wenn mich die Polizei anhielt und ich nicht nachweisen konnte, offiziell in das Land eingereist zu sein? Sieh der Realität ins Auge, Dean, sagte ich mir. Nein, es ging nicht anders, ich musste den Zoll passieren und an den Grenzbeamten vorbei. Aber wie genau sollte ich ein Kätzchen über eine internationale Grenze schmuggeln?

Das war die Frage.

Auf dem Höhepunkt meiner Partyjahre in Schottland hatte ich ab und an Gras und Alkohol bei Musikfestivals eingeschmuggelt. Ich hatte das Zeug in meinen Schuhen, meinem Stirnband und auch sonst überall versteckt, was von wechselndem Erfolg gekrönt gewesen war. Ab und an war ich erwischt worden, aber immer mit einem Klaps auf die Finger davongekommen. Das hier war etwas anderes .

In diesem Teil der Welt waren Beamte mit Schusswaffen ausgestattet.

Ich hockte am Straßenrand, starrte auf mein Rad und hoffte auf eine Eingebung. In die Satteltaschen oder meinen Fahrradanhänger konnte ich das Kätzchen nicht stecken. Von allem anderen einmal abgesehen, war dort kein Platz. Alles war bis zum Bersten mit meinem Kram vollgestopft. Kurz dachte ich darüber nach, die dicke Jacke anzuziehen, die ich in einer der Satteltaschen verstaut hatte. Dann wäre darin genug Platz für das Kätzchen. Aber auch das war eine dumme Idee. Die Aussicht, dass ein sich windendes, nervöses

Kätzchen still bliebe, ging gegen null. Es würde dem Grenzbeamten bestimmt Hallo sagen wollen, so viel stand fest.

Meine einzige Option bestand also darin, das Kätzchen in die Vordertasche meines Fahrrads zu setzen und darauf zu hoffen, dass der Kontrollposten es nicht bemerkte. Das würde nicht leicht werden. Das kleine Ding war beim ersten Mal schon nicht still darin geblieben, warum sollte es jetzt anders sein? Aber ich hatte keine andere Wahl. Ich musste das Risiko eingehen.

Eine ganze Weile spielte ich mit dem Kätzchen und hoffte, dass es bald erschöpft sein würde. In der Nähe wuchsen langstielige Gänseblümchen, ich riss ein paar aus und ließ es nach den faserigen Stielen schnappen. Es drehte komplett durch, trabte wild im Kreis und sprang hoch und runter, so als hüpfte es auf einem unsichtbaren Trampolin. Ich war der Verzweiflung nahe. Diese Katze zeigte keinerlei Anzeichen von Erschöpfung, sie war ein unermüdlicher Ball purer Energie. Das Duracell-Kätzchen. Aber dann, zwanzig Minuten später, waren wie von Zauberhand die Batterien leer, und es rollte sich auf einem Stein in meiner Nähe zusammen, so als wollte es ein Nickerchen machen. Nun war die Zeit für meinen Move gekommen. »Okay«, murmelte ich und wappnete mich innerlich. »Packen wir's an. «

Das plötzliche Verkehrsaufkommen in der Nähe der Grenze zu Montenegro machte mir Mut. Vielleicht hatte ich Glück, und man war zu beschäftigt, um Notiz von mir zu nehmen. All die Fahrzeuge würden die Grenzbeamten womöglich ablenken, sodass sie weniger Interesse an mir hätten. Doch das Glück hatte ich nicht. Als ich die Grenze zehn Minuten später erreichte, war kein einziger Wagen in Sicht. Ich war allein dort. Um genau zu sein, ich und mein blinder Katzenpassagier.

Die Grenze war modern ausgestattet, mit einer Reihe von Schranken und Kontrollkabinen unter einem großen Metallrahmen. Daneben standen ein Backsteingebäude und mehrere Büros. Ich hielt an einer der Kabinen und achtete darauf, dass meine vordere Radtasche außer Sichtweite des Kontrolleurs war. Das Kätzchen schlief noch, aber ich hatte irrsinnige Angst, dass es aufwachen und zu miauen beginnen würde. Also ließ ich leise Musik laufen. Der junge Zollbeamte saß hinter einer Glasscheibe, was meiner Sache

förderlich war. Mit ein bisschen Glück würde er das Kätzchen nicht hören, selbst wenn es ein Geräusch von sich geben würde. Das würde vom sanften *Bum-bum-bum* meiner Musik übertönt werden.

Der Typ sah zu Tode gelangweilt aus. Er blätterte lustlos in meinem Pass, guckte nicht einmal auf mein Foto und stellte auch keine Fragen. Dann griff er nach seinem Stempel und suchte nach einer freien Seite für seinen Eintrag. Ich bemühte mich nach Kräften, ruhig zu bleiben, pflasterte ein Lächeln auf mein Gesicht und sah ihn direkt an, falls er Blickkontakt suchte. Wir waren fast fertig. Aber dann bemerkte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Die Oberfläche der Radtasche geriet in Bewegung, und an der Stelle, an der ich den Reißverschluss ein Stück weit offen gelassen hatte, versuchte das Kätzchen seine Pfote hindurchzustrecken. Und es miaute. Laut.

Das Herz sprang mir fast aus der Brust. Irgendwie schaffte ich es, einen Fluch zu unterdrücken, was mir in diesem Moment wie eine Meisterleistung erschien. Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und weiter in Richtung des Grenzbeamten zu blicken. Einen kurzen Moment lang hörte ich nichts als das Miauen. Er konnte es nie im Leben überhören, da war ich mir sicher.

Ich glaube nicht unbedingt an Geister und Schutzengel und solches Zeug. Aber einer von denen muss über mich gewacht haben, denn genau in diesem Moment tauchte ein kleiner Lastwagen auf. Es war ein ramponiertes altes Gefährt mit lautem Auspuff. Der Lastwagen übertönte schnell das Miauen – und auch sonst alles.

Der Beamte stempelte meinen Reisepass ab und reichte ihn mir mit unbeteiligter Miene zurück. Ich hatte wahrscheinlich kaum länger als eine Minute dort gestanden, aber es fühlte sich an wie eine Stunde. Ich radelte los und wagte es nicht, mich noch einmal umzusehen. Doch mein Hochgefühl währte nur kurz. Wir hatten Bosnien verlassen. Jetzt mussten wir die Grenze zu Montenegro passieren. Aus dem einen Land auszureisen war das eine, ein anderes zu betreten das andere. Das würde schwieriger werden, dessen war ich mir bewusst.

Schon auf den ersten Blick wurde deutlich, dass die Militärpräsenz an der zweiten Grenze deutlich höher war. Einige

bewaffnete Typen umrundeten gerade einen riesigen Laster, den sie aus der kurzen Schlange der Wartenden gezogen hatten.

Ich fuhr so weit wie möglich vor und brachte so die Vordertasche außer Sichtweite des Kabinenfensters. Doch dieses Mal traf ich weitere Vorsichtsmaßnahmen. Ich drehte die Musik etwas lauter und steckte hin und wieder einen Finger in die Tasche, damit das Kätzchen damit spielen konnte. Ein paarmal zwickte es mich, und ich musste mich am Riemen reißen, nicht zusammenzuzucken. Das war nicht leicht. Die kleinen Zähne waren spitz wie Nadeln, und es tat höllisch weh .

Der Grenzbeamte war wesentlich aufmerksamer. Er hielt mein Passbild hoch und musterte mich. Dann strich er über sein Kinn, um anzudeuten, dass mein Bart inzwischen wesentlich voller war als auf dem Foto. Ich nickte und lächelte. Er sprach kein Englisch, also schlang ich die Arme um mich und versuchte auf diese Weise anzudeuten, dass mich das warm hielt. Er nickte bloß.

Der Klang seines Stempels auf meinem Pass war das schönste Geräusch, das ich an diesem Tag hörte. Ich stieg aufs Rad und fuhr schnell von der Grenzstation davon. Zurück auf der Straße hatte ich ein Gefühl, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen. Jetzt war ich bereit, zu feiern und das Kätzchen aus der Tasche zu befreien. Doch als ich gerade anhalten und in die Tasche greifen wollte, erkannte ich – zu meinem Entsetzen –, dass ein weiterer Kontrollpunkt auf dem Weg lag. Er war kleiner und wirkte weniger einschüchternd. Aber man konnte mich immer noch erwischen. Ich fuhr langsam näher und hoffte, dass es nicht »Aller schlechten Dinge sind drei« für mich heißen würde.

Mach jetzt bloß keine Dummheiten, Dean, sagte ich mir.

Als ich gerade anhalten wollte, kam ein Wachmann aus einer kleinen Kabine. Er telefonierte und wirkte abgelenkt. Er winkte mich einfach durch und warf mir keinen zweiten Blick zu, bevor er fortging. Ich nickte ihm zu und reckte den Daumen nach oben, dann fuhr ich weiter. Fast hätte ich einen Sprint hingelegt, entschied mich aber dagegen. Ich wollte nicht, dass er am Ende noch dachte, ich sei ein Verbrecher, der von einem Tatort türmte, obwohl ich – technisch gesehen – wohl genau das war.

ZWEITE CHANCEN



Ein paar Kilometer hinter der Grenze öffnete sich die Landschaft. Offenbar wurden größere Umbaumaßnahmen an der Straße vorgenommen, die Bauarbeiter schienen jedoch frei zu haben. Es war niemand in Sichtweite, und die Bagger und Walzmaschinen standen ordentlich geparkt. Ich hielt an. Mein verletztes Knie schmerzte nach dem langen Anstieg. Und ich musste dringend runterkommen, meine Nerven beruhigen und mich nach dem morgendlichen Drama noch einmal gedanklich neu sortieren. Ich lehnte mich an einen Bagger und beobachtete das Kätzchen bei seinen Streifzügen. Es flitzte schon wieder munter durch die Gegend, rastete beim Anblick eines Grasstreifens aus und war offenkundig begeistert von der Betonbordsteinkante. Es wusste nicht recht, wonach es suchte. Und es war ihm auch egal, das arme Ding wollte einfach nur ein bisschen Spaß haben. War auch längst überfällig, stellte ich fest.

Ich schoss ein paar Bilder von der Katze und verbrachte die nächsten Minuten damit, mit dem Handy nach Tierarztpraxen in Montenegro zu suchen. Die am besten bewertete war anscheinend in der Küstenstadt Budva, ein paar Stunden entfernt. Es würde knapp werden, den Ort vor dem Abend zu erreichen, aber ich wollte es zumindest versuchen. Bevor ich weiterfuhr, wollte ich noch eine Kleinigkeit essen und gab dem Kätzchen wieder etwas von meinem Pesto ab. Einige Minuten lang saß ich einfach da, genoss die Wintersonne und grübelte darüber nach, was am heutigen Tag so alles geschehen war. Es war ein heftiger Adrenalinkick gewesen, so viel stand fest.

Ein Motorengeräusch ließ mich aufhorchen. Ich sah mich um und erblickte einen alten silberfarbenen VW Golf, der gerade von einem kleinen Feldweg auf die Hauptstraße abbog. Der Fahrer war ein junger Kerl, wahrscheinlich nicht viel älter als achtzehn oder neunzehn Jahre. Neben ihm saß ein weiterer Typ. Laute Musik hämmerte aus den Fenstern, sie lachten und winkten und riefen mir etwas zu. Als sie auf der Straße verschwanden, schüttelte ich den Kopf und lächelte in mich hinein. Es kam mir vor wie eine Szene aus meiner Vergangenheit. Mein Vater hatte früher genau den gleichen Wagen gehabt. Meine Reise zu dem Punkt, an dem ich mich heute befand, hatte womöglich vier Jahre zuvor hinter dem Steuerrad dieses Autos begonnen, in einer langen und ereignisreichen Nacht.

Es war genau die Art Blödsinn, die damals so typisch für mich war. Neben mir saß in jener Nacht, wie fast immer, wenn ich etwas im Schilde führte, mein langjähriger Kumpel Ricky. Wir waren schon seit knapp zehn Jahren ein eingeschworenes Duo – die Nice Guys nannten wir uns – und kannten uns seit unseren frühen Zwanzigern. Regelmäßig hingen wir zusammen ab, kiffen und heckten irgendeinen Unsinn aus. Ricky und ich hatten den gleichen Musikgeschmack und eine ähnliche Lebenseinstellung. Wir liebten es zu feiern und genossen unsere Freiheit. Dabei hielten wir uns ungern an Konventionen.

Das war auch in jener Nacht der Fall. Wir hatten das Auto meines Vaters geborgt, ohne ihn von unseren Plänen zu unterrichten, und waren anderthalb Stunden von Dunbar bis zu einem Feld bei Kinross gefahren, rund hundert Kilometer entfernt. Aber es war nicht irgendein beliebiger Acker, sondern die Location des Musikfestivals *T in the Park*, das dort eine Woche später stattfinden sollte. Wir gingen fast jedes Jahr hin, und die langen, sonnigen Wochenenden mit den besten Bands, Kippen und so viel Alkohol wie nur möglich zählten zu unseren Sommerhighlights. Unser verrückter Plan war nun, ein bisschen Gras an einer Stelle zu verbuddeln, die wir in der folgenden Woche während des Festivals erneut aufsuchen würden. Wir würden unseren geheimen, ganz persönlichen Vorrat ausheben und – voilà! – hätten genug Pulver für das dreitägige Festival. Wir fühlten uns wie Genies. Nur dass wir keine waren. Ganz und gar nicht.

Wir waren mitten in der Nacht aufgebrochen, um sicherzustellen, dass man uns nicht erwischte. Die Organisatoren hatten noch nichts aufbauen lassen, aber aus Erfahrung wussten wir, wo die Eingrenzungszäune und die Bühne stehen würden. Nachdem wir mithilfe einer Taschenlampe den richtigen Platz für unser Versteck gefunden hatten, fuhren wir direkt wieder nach Hause. Als einziger versicherter Fahrer musste ich hin- und zurückfahren, aber ich hatte den ganzen Tag gearbeitet, und etwa eine halbe Stunde bevor wir zurück in Dunbar waren, schlief ich fast ein.

Ich weiß noch, dass ich ein Auge zumachte. Als Nächstes erinnere ich mich daran, wie wir eine der Leitplanken streiften. Der Aufprall katapultierte uns auf die Straße zurück, wo wir eine Mittelplanke trafen und uns daraufhin mehrfach überschlugen. Wir rasten einen neun Meter langen Hang hinab und kamen schließlich auf einem Acker zum Stehen. Alles schien in Zeitlupe abzulaufen, als wären wir in einem Film oder so. Ich weiß noch, wie die Airbags aufpopten und uns ins Gesicht klatschten. Wir wurden durchgeschleudert, als säßen wir in der Waschmaschine. Am klarsten ist mir im Gedächtnis geblieben, wie wir endlich zum Stehen kamen und Ricky und ich kopfüber im Wagen hingen. Das Dach war eingedrückt und befand sich wenige Zentimeter vor unseren Gesichtern. Wir umarmten uns einfach. Dann harrten wir geschockt aus, blutüberströmt von einigen leichten Schnitten. Zitternd, aber ansonsten weitestgehend unverletzt und unendlich glücklich, noch am Leben zu sein.

Einen schlimmen Autounfall zu überleben verändert einen. Du fühlst dich, als hättest du dem Tod ein Schnippchen geschlagen und eine zweite Chance erhalten. Für mich war das auf jeden Fall ein krasser Wendepunkt. Es änderte meine Perspektive komplett und brachte mich dazu, mehr tun, mehr erleben zu wollen. Ich sagte mir wieder und wieder, dass ich von nun an keinen einzigen Tag mehr verträdeln wollte. Als Ricky Anfang 2018 zum ersten Mal die Idee einer gemeinsamen Tour zur Sprache brachte, war ich gleich ganz Ohr.

Wir saßen draußen und taten das, was wir viel zu oft taten – Gras rauchen. Aus irgendeinem Grund begann Ricky von einer Reise durch Südamerika zu reden. Das sprach mich in mehr als

einer Hinsicht an. Einige Jahre zuvor war ich mit meiner damaligen Freundin durch Thailand gereist und erinnerte mich noch genau daran, wie fasziniert, aber auch frustriert ich gewesen war, während wir das Land mit Bussen und Taxis erkundet hatten. Ich wollte mehr wissen. Wer lebte dort? Wie war das Leben? Nach meiner Rückkehr war mir bewusst, dass ich die Welt aus nächster Nähe, ganz intensiv und nicht nur als Tourist kennenlernen wollte.

Und es gab noch einen weitaus persönlicheren Grund für meine Reiselust. Mir war klar geworden, dass ich von Dunbar wegmusste. Der Autounfall war ein Katalysator gewesen, aber er kam nur zu einem Gefühl hinzu, das schon seit Jahren in mir rumorte.

Die Leute fragen oft, ob ich mit meiner Weltreise vor etwas davonrenne. Vielleicht steckt ein Funken Wahrheit darin. Es war nicht so, dass ich von meiner Familie weg wollte. Wir hatten unsere Höhen und Tiefen, aber meine Mum, mein Dad, meine Schwester und ich stehen uns sehr nah, und ich hatte vor meiner Abreise immer noch zu Hause bei ihnen und Gran gewohnt. Ich hatte auch nicht vor, auf der anderen Seite der Welt eine neue Heimat zu finden. Meine Heimatstadt und die Leute, die dort lebten, waren toll. Dunbar ist ein fantastischer Ort mit vielen großartigen Menschen. Nein. Ich wollte mich freimachen, und wenn ich vor etwas davonrannte, dann vor meinem alten Ich. Und der bedeutungslosen Alltagsroutine, in die ich mich hineinmanövriert hatte.

Im Kern war ich kein schlechter Mensch, das wusste ich, aber ich war immer zu Streichen aufgelegt, der ewige Klassenclown. Das hatte mich mehrfach in die Klemme gebracht, insbesondere wenn ich zu viel getrunken hatte, was damals recht häufig vorkam. Die Polizei hatte mir schon mehrere Geldstrafen aufgebürdet, und ab und an war ich in Prügeleien verwickelt. Eigentlich war ich ein entspannter Typ, aber ich konnte aufbrausend werden, wenn ich zu viel getrunken hatte. In dieser Hinsicht war Alkohol echt der Teufel. Als es auf meinen dreißigsten Geburtstag zugeht, spürte ich, dass ich etwas ändern musste. Ich hatte nicht unbedingt das Gefühl, auf dem falschen Weg zu sein; aber es kam mir so vor, als lief ich ewig im Kreis umher.

Meine Eltern und meine Schwester arbeiteten alle in Pflegeberufen. Meine Mutter war Stationsschwester, mein Vater

arbeitete in einer psychologischen Einrichtung, und meine Schwester nahm Pflegekinder bei sich auf. Aber ich – als Rebell – hatte mich dem verwehrt. Es sprach mich nicht an. Noch zu Schulzeiten träumte ich – wahrscheinlich in Gedenken an meinen Großvater, der in der Armee gedient hatte – davon, mich ebenfalls zum Wehrdienst zu melden, und begann tatsächlich eine Ausbildung als Elektromechaniker bei den *Royal Electrical Mechanical Engineers*. Aber nach ein paar Monaten hatte ich auch davon die Nase voll und brach die Ausbildung ab. Anschließend machte ich für längere Zeit verschiedene Handwerkerjobs in Dunbar und Umgebung, verdingte mich als Mädchen für alles auf einer Farm und arbeitete schließlich als Schweißer in einer Fischfutterfabrik. Ich war schon immer gut darin gewesen, Sachen zu reparieren und zu bauen, aber mir war es nicht gelungen, ein eigenes Leben aufzubauen. Obwohl einige meiner Schulfreunde Karriere gemacht, Häuser gekauft und Familien gegründet hatten, hatte ich meinen Platz noch nicht gefunden. Ich hoffte, dass eine ausgedehnte Reise und Zeit auf der anderen Seite der Welt mich näher zu mir selbst bringen würden. Oder dass mir wenigstens klar werden würde, wer oder wie ich sein wollte. Jemand hatte mal zu mir gesagt, ich müsste auf die Straße hinaus, um den Weg zu finden. Das erschien mir richtig.

In den Wochen nach dem Gespräch mit Ricky begeisterte ich mich immer mehr für die Idee. Ich fuhr wahnsinnig gerne Rad, genau wie Ricky. Außerdem stellte ich mir vor, man könnte den langen Weg nach Südamerika nehmen und erst einmal durch Europa und Asien fahren. Es kam mir wie eine einzigartige Gelegenheit für uns beide vor, etwas, das sich wie eine große Leistung anfühlen würde, wenn man später darauf zurückblickte.

»Stell dir mal vor, du erzählst deinen Enkeln, dass du früher einmal rund um die Welt geradelt bist«, sagte ich zu Ricky, als ich eines Abends im Pub versuchte, ihm die Idee schmackhaft zu machen.

Es brauchte nicht viel Überzeugungsarbeit.

Ich hatte ein bisschen Angst davor gehabt, meine Eltern in mein Vorhaben einzuweißen. Aber zu meiner Überraschung freuten sie sich, dass ich etwas aus meinem Leben machen wollte. Tatsächlich

hatten sie sich noch mehr als ich gesorgt, dass ich vom rechten Weg abgekommen sein könnte. Sie dachten beide, ein Abenteuer würde mir guttun. Mein Vater meinte, es sei »charakterbildend«. Dass ihnen die Idee so gefiel, gab mir den letzten Funken Motivation, der mir noch fehlte.

Ricky und ich brauchten Geld für die Reise, also begannen wir zu sparen. Keiner von uns scheute sich vor harter Arbeit, und so rackerten wir uns sechs Monate lang wie verrückt ab. Ricky heuerte in einer Zementfabrik an, und ich half beim Bau einer Panoramabahn in einem Freizeitpark nahe Glasgow. Nebenbei arbeiteten wir in Bars und übernahmen Handwerkeraufträge. Zwischenzeitlich teilten wir fünf verschiedene Jobs unter uns auf und schufteten um die zweiundachtzig Stunden pro Woche. Im Herbst 2018 war es dann so weit, und wir hatten jeder ein paar Tausend Pfund gespart. In der Zwischenzeit hatten wir uns auf eine Route geeinigt: zunächst durch Zentraleuropa, Frankreich, die Schweiz und Italien, anschließend in Richtung Balkan und weiter bis nach Griechenland. Ich hatte auch angefangen, mich um eine Ausrüstung zu bemühen.

Ich wollte unbedingt das bestmögliche Rad für die Tour haben und entschied mich für ein spitzenmäßiges sandfarbenes Trek-920-Tourenrad mit Rennradlenker und bergtauglichen Spezialreifen. Das kostete mich ein paar der gesparten Tausender, aber sobald ich das Rad auspackte, wusste ich, dass es jeden Penny wert war. Mir gefiel besonders, dass es ein Leichtmodell war und ohne Gepäck weniger als dreizehn Kilogramm wog.

Nach ein oder zwei Testfahrten beschloss ich, einige Modifizierungen vorzunehmen, brachte größere, stabilere Pedale an und montierte einen neuen Sattel. Immerhin hatten wir vor, ziemlich lange mit den Rädern unterwegs zu sein .

Ich war ganz verliebt in das Fahrrad. Manchmal kam ich nach einer Tour zurück, stellte es im Garten meiner Eltern ab und schaute es bewundernd an. Es war eine absolute Schönheit. Ich war so hingerissen, dass ich ihm einen Namen gab: Eilidh, die gälische Version von Helen, was »Sonne« oder »die Strahlende« bedeutet. Als ich mein Zeug für die Tour zusammensuchte, kaufte ich auch

einen einrädrigen Anhänger, den ich hinten anbringen und mit dem ich zusätzliches Gepäck transportieren konnte.

Ricky hingegen gab sich mit meinem alten Fahrrad zufrieden, einem schlammverkrusteten Trekkingbike, das ich im Laufe der Jahre schlappgefahren hatte. Es war ein gutes Rad, und Ricky ignorierte alle, die ihm sagten, er solle sich genau wie ich etwas Neues kaufen. »Wenn es einen Kilometer packt, packt es auch dreihunderttausend«, entgegnete er. Er motzte es mit neuen Reifen, einem schicken Brooks-Sattel und ein paar anderen Extras auf. Es schien alles in Ordnung zu sein, und das Rad bewältigte unsere regelmäßigen Trainingsfahrten ohne Probleme, selbst die Fahrt auf den North Berwick Law, die eine Stunde steil nach oben auf einen alten Vulkankegel führte, meisterten wir. Wir verbrachten die Nacht auf dem Gipfel, um uns auf die kommenden Monate vorzubereiten und einen Vorgeschmack auf das wilde Zelten zu bekommen.

Und so geschah es, dass wir im September 2018 mit einem ziemlich grob umrissenen Plan starteten.

Er zerfiel fast sofort in seine Einzelteile.

Die Tour begann mit dem denkbar schlechtesten Start, hauptsächlich, weil wir uns genauso dämlich wie früher benahmen. Wir hatten geplant, von Newcastle nach Amsterdam überzusetzen, nachdem wir an der Nordostküste Großbritanniens von Schottland nach England geradelt waren. Aber wir hatten in der Nacht zuvor wild gefeiert und waren erst um fünf Uhr nachmittags startklar. Vorher waren wir noch zu betrunken gewesen. Das schuf eine seltsame Ausgangsbasis, und der Trip artete zunächst zu einer riesigen Sauftour aus. Wenig überraschend hingen wir zeitlich total hinterher und riskierten, unsere Fähre für die Überfahrt zu verpassen. Die Sache flog uns richtig um die Ohren, als Ricky es irgendwie schaffte, einen Zahn zu verlieren, und wir zu einem zahnärztlichen Notdienst in der Nähe von Alnwick mussten, rund fünfzig Kilometer von Newcastle entfernt. Ich saß im Wartezimmer und blätterte durch unsere Unterlagen. Ich dachte, unser Schiff würde am nächsten Abend ablegen. Weit gefehlt. Es fuhr an diesem Abend. Genau genommen war es fünf Uhr nachmittags, und das Schiff würde in anderthalb Stunden ablegen. Nie im Leben würden

wir es noch erwischen. Wir hatten es verpasst. Danach steckten wir tagelang fest.

Als die Fährgesellschaft es schließlich schaffte, uns doch noch auf ein Boot zu quetschen, kamen Mum und Dad angereist und winkten zum Abschied. Es gab kaum Tränen; wir wussten alle, dass ich eine gute Entscheidung getroffen hatte. Mein Dad gab mir jedoch ein kleines Souvenir mit. Er kommt gebürtig aus Newcastle und ist ein glühender Fan vom Fußballclub Newcastle United; also kaufte er mir einen kleinen Anstecker, der das berühmte Wappen des Vereins mit seinen Seepferdchen und den schwarz-weißen Glückstreifen zeigte. Ich pinnte ihn an meinen Rucksack, dann gingen wir in Richtung Fähre.

Auf dem Weg nach Amsterdam schworen Ricky und ich uns, die Dinge von nun an ernster zu nehmen. Doch eigentlich blieb alles beim Alten. Schon bald machten wir weiter wie zuvor. Das Erste, was wir in Holland besuchten, war eine zweitägige Wochenend-Rave-Party.

Hin und wieder nahmen wir uns gegenseitig zur Brust. »Wir müssen uns verändern. So kann es nicht weitergehen«, sagten wir uns. Aber wir konnten es nicht lassen. Wir hatten einen verdammt schlechten Einfluss aufeinander.

Je weiter wir reisten, desto offensichtlicher wurde auch, dass wir an unterschiedlichen Dingen interessiert waren. Wir passierten Belgien und gelangten nach Frankreich, wo wir uns in Richtung Paris aufmachten. Das entsprach überhaupt nicht dem Plan, den ich im Kopf hatte. Ich mochte große Städte nicht sonderlich. Ich wollte weite Straßen und das Land sehen, verschiedene wilde Umgebungen erfahren und interessante Leute kennenlernen. Mir war nicht nach überteuertem Essen und Bordsteingedrängel mit anderen Touris zumute. Ricky hingegen wäre lieber an der Seite seiner Freundin in Schottland als bei mir gewesen. Im Nachhinein ist klar, dass der Plan von Anfang an zum Scheitern verurteilt war.

Aber unsere gemeinsame Zeit hatte auch ein paar lustige Momente. Eigentlich gab es lauter solche Szenen, wenn man ehrlich ist. Auf dem Weg durch die Schweiz fuhren wir über den Furka-Pass am altherwürdigen Belvédère Hotel vorbei, das durch den James-Bond-Film *Goldfinger* berühmt geworden ist. Es lag brach und war

mit Brettern vernagelt, aber wir fanden auf der Rückseite ein kaputtes Fenster und stiegen ein. Die Nacht verbrachten wir jeder in einer eigenen Suite.

Aber ich bekam auch einen Vorgeschmack davon, wie es sein würde, allein weiterzureisen, als Ricky für ein paar Tage zu seiner Freundin zurückkehrte und ich allein durch Frankreich radelte. Ich liebte es, auf breiten Landstraßen zu fahren und je nach Lust und Laune wild zu campen.

Nachdem wir wieder vereint waren und in Italien ankamen, gab es weiteren Ärger. Einmal wurde mein Pass geklaut, und ich musste zurück nach Glasgow, um einen neuen zu besorgen. Dann wurde Ricky das Rad gestohlen.

Wie durch ein Wunder bekam er es zurück – es fehlten jedoch die Satteltaschen, in denen er all seine Sachen aufbewahrt hatte. Danach war seine Laune im Keller. Es half auch nicht gerade, dass sein Geld langsam zur Neige ging. Die Dinge eskalierten schließlich, als wir Kroatien durchfuhren und in Bosnien ankamen, genauer gesagt in der Stadt Mostar. Ricky war zu einem Junggesellenabschied in Budapest, Ungarn, eingeladen. Er wollte dorthin radeln – und danach die Reise beenden. Natürlich fragte er, ob ich mit ihm kommen wolle. Anschließend könne ich zurück nach Bosnien fahren und die Reise wie geplant allein fortsetzen. Aber meine Lust darauf hielt sich in Grenzen. Die Wettervorhersage war schrecklich, und ich hatte mir zum Ziel gesetzt, Richtung Süden nach Montenegro und Albanien und anschließend nach Griechenland zu fahren. Ich sagte Nein.

Wir mussten keine weiteren Worte verlieren und beschlossen stillschweigend, dass unsere Wege sich hier trennten. Nach unserem letzten gemeinsamen Tag blieb ich in einem Hostel in Mostar, während er nach Budapest weiterfuhr. Das war's. Keine Umarmung, kein Händeschütteln, kein Abschied. Eine Zeit lang brachte mich das sehr auf. Der ursprüngliche Plan war gescheitert. Es kam mir so vor, als hätte ich meine große Chance vermasselt. Vielleicht meine letzte Chance. Doch langsam begriff ich, dass die Entscheidung richtig gewesen war. Es war das einzig Richtige, wenn ich ehrlich mit mir war. Wenn ich wollte, dass dieses Abenteuer

funktionierte, musste ich es allein bestehen. Auf meine Art und in meinem Tempo.

Fast zwei Wochen später am Straßenrand in Montenegro kam mir die Entscheidung, verschiedene Richtungen einzuschlagen, weiser denn je vor. Die Erlebnisse dieses Morgens hatten das noch einmal bewiesen. Hätten wir das Kätzchen zu zweit überhaupt bemerkt? Hätten wir es mitgenommen? Falls ja, hätten wir es dann auch über die Grenze geschmuggelt? Ich werde es nie wissen, aber ich habe auf jeden Fall meine Zweifel .

Nichts davon warf ein schlechtes Licht auf Ricky. Ganz im Gegenteil. In gewisser Hinsicht war mir bewusst, dass ich ihm echt etwas schuldete. Er hat mir klargemacht, wie genau man diese Reise *nicht* angehen sollte. Jetzt hatte ich erkannt, wie es weitergehen könnte.

Das Kätzchen tapste wieder in meinen Schoß und rüttelte mich aus meinen Grübeleien. Es rollte sich neben mir zusammen und atmete stoßweise, so als hätte es sich mächtig verausgabt. Wahrscheinlich hatten die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden es ziemlich erschöpft. Ich streichelte es beruhigend, und es drängte sich näher an mich heran. Es war schön zu wissen, dass es außer Gefahr war und sich anscheinend sicher und geborgen in meiner Nähe fühlte. Vor allem freute ich mich, dass ich ihm eine zweite Chance geben konnte. Ich wusste nicht, was die Zukunft für uns bereithielt, aber vielleicht würde mein hagerer neuer Gefährte mir ja helfen, das Beste daraus zu machen.

ZIMMERNACHBARN



Am frühen Nachmittag hatte sich das Wetter verschlechtert. Der klare graublaue Winterhimmel von vorher war durch eisengraue Regenwolken ersetzt worden, die schlimmen Regen androhten.

An ungeschützten Stellen musste ich mich regelrecht gegen den heftigen Wind lehnen. Das Radfahren wurde schwer. Der Gegenwind verlangsamte mich, und mein Plan war nur noch, Budva am frühen Abend zu erreichen. Es war zu spät für einen Tierarztbesuch, aber vielleicht konnte ich es wenigstens schaffen, bevor der Regen begann.

Mein Passagier hatte sich wieder um meinen Nacken drapiert und sich enger denn je an mich gekuschelt. Das Kätzchen schlief nicht mehr; ich konnte spüren, wie sein kleiner Kopf sich bewegte. Vielleicht war es von der Aussicht begeistert, das hätte ich nachvollziehen können. Selbst im schlechter werdenden Licht sah ich, dass die montenegrinische Küstenlandschaft mit ihren Bergen, Seen, uralten Kirchen und hübschen Dörfern mit ihren rot gekachelten Dächern spektakulär war.

Noch immer konnte ich kaum glauben, dass es mir gelungen war, dieses kleine Geschöpf über die Grenze zu schmuggeln. Tief in mir fürchtete ich weiterhin, von der Polizei oder einer anderen Ordnungsinstanz angehalten zu werden. Bei genauerem Hinsehen hätte jeder bemerkt, dass ich etwas im Schilde führte, und ich hätte genauso gut ein T-Shirt tragen können, auf dem »Internationaler Katzenschmuggler« stand.

Am späten Nachmittag erreichten wir eine Autofähre, die von der schönen Stadt Kotor ablegte. Auf dem Weg zur Einstiegsrampe sah ich einen uniformierten Ticketkontrolleur, der die Autos ablief und mit

den Fahrern sprach. Ich wurde panisch. Ohne groß nachzudenken, steckte ich das Kätzchen zurück in die Fahrradtasche. Es miaute protestierend auf, aber das Geräusch ging im lauten Rattern der Schiffsmotoren unter. Der Kontrolleur nahm mich kaum zur Kenntnis, als ich ihm das abgezählte Geld reichte und er mir das Ticket gab.

Erst nachdem wir die Hälfte der Strecke hinter uns gebracht hatten, wurde es mir bewusst. Wovor hatte ich eigentlich Angst? Würde ein Fährmann sich wirklich wegen einer Katze aufregen? Würde sich irgendjemand auf dem Schiff darüber aufregen?

Als ich das Kätzchen zurück auf meine Schultern klettern ließ, reagierten die Leute begeistert. Ein kleiner Junge hüpfte im Auto seines Vaters auf und ab und zeigte auf uns. Andere Fahrer und ihre Mitreisenden nickten schlicht und lächelten. Mir war es erst ein bisschen unangenehm, aber wenn ich so darüber nachdachte, konnte ich schon nachvollziehen, dass sie so genau hersahen. Wir waren ein ungewöhnlicher Anblick: ein großer, bärtiger, tätowierter Kerl auf einem Fahrrad, auf der Schulter ein kleines Kätzchen, so wie der Papagei des Piraten Long John Silver. Das musste ja Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber, und das war das Entscheidende, ihre Reaktion verriet mir, dass ich mir tatsächlich keine Sorgen machen musste. Soweit es die anderen anbelangte, waren das Kätzchen und ich einfach Reisegefährten. Wir gaben zwar ein seltsames Duo ab, aber ein Duo waren wir in jedem Fall.

Als Budva schließlich in Sicht kam, war die Sonne hinter den Bergen im Westen untergegangen, und das Licht schwand schnell. Es war erleichternd, endlich anzukommen. Ich war fast sieben Stunden lang Rad gefahren und hatte dabei fast hundert Kilometer abgerissen. Mein verletztes Knie schrie nach Gnade. Es war eine Wohltat, als ich einen kleinen Campingplatz in Strandnähe fand. Schnell stellte ich mein Zelt auf und ließ das Kätzchen frei, damit es sein neues Umfeld erkunden konnte. Es war noch immer auf der Hut und entfernte sich nicht weit. Wenn ein unerwartetes Geräusch ertönte oder es auf etwas Überraschendes stieß, schoss es sofort zurück an meine Seite. Offensichtlich hatte das kleine Tier beschlossen, mir zu vertrauen. Das brachte mich zum Lächeln. Ich spürte, wie unsere Bindung enger wurde.

In der Stadt ging ich in ein kleines Geschäft und kaufte Essen für uns – Pasta für mich und Pesto für das Kätzchen. Es gab kein richtiges Katzenfutter, und das Pesto schien ihm geschmeckt zu haben. Ich kochte die Pasta auf meinem kleinen Gaskocher und aß dann gemeinsam mit meinem neuen Freund draußen zu Abend – mit Seeblick, auch wenn man nicht wirklich etwas sah. Der Horizont war ein verschwommenes Grau, und der immer stärker werdende Seewind brachte die ersten Regentropfen mit sich. Ich wollte das Kätzchen gerade hochnehmen und mit ihm ins Zelt klettern, als es begann, lautstark zu maunzen. Das klang anders als seine bisherigen Geräusche. Intensiver. Es sah mich außerdem so an, als wollte es mir etwas sagen. Es hatte zu fressen und zu trinken bekommen, und ich vermutete, dass es nun zur Toilette musste. Also nahm ich es hoch und trug es zu einer Mauer in Seenähe. Tatsächlich hüpfte es durch den Sand davon und verschwand aus meinem Blickfeld. Vermutlich suchte es ein wenig Privatsphäre. Ich setzte mich auf die Mauer und genoss einen Moment lang einfach den Ausblick. Der Strand erstreckte sich über Hunderte von Metern an der Küste entlang und war bis auf einen Mann, der mit seinem Hund spielte, vollkommen leer. Einige Minuten später kamen Mann und Hund in meine Richtung, und ich überlegte, wo das Kätzchen abgeblieben war. War's das?, fragte ich mich. War es ohne ein Danke getürmt? Hoffentlich nicht. Aber ich hätte mir keine Gedanken machen müssen. Als ich gerade von der Mauer klettern wollte, kam es wie eine Rakete angeschossen und sprang in einem einzigen Satz hoch an meine Seite. Vielleicht hatte es den Hund gerochen oder wollte einfach zu mir zurück? Wer weiß? Ich freute mich riesig, dass es wieder da war. Wenn es nicht mehr aufgetaucht wäre, hätte ich mir wohl die ganze Nacht über Sorgen gemacht.

Wir schafften es gerade noch ins Zelt, bevor die Nacht hereinbrach und der Sturm kam. Bald darauf hörte ich das Pfeifen des Windes und das Prasseln des Regens auf der Zeltwand.

Ich schnappte mir mein Handy und tat das, was ich üblicherweise abends machte: Videos ansehen und meine Instagram-Seite updaten. Ricky und ich hatten den Account vor unserer Abreise angelegt, um den Daheimgebliebenen Einblicke in unsere Reise zu geben und außerdem Erinnerungen an die Zeit festzuhalten. Auf

unserer Tour durch Nordeuropa waren ziemlich viele Abonnenten dazugekommen, und wir fanden es irre, dass uns inzwischen schon weit über tausend folgten. Die heutige Zufallsbegegnung erschien mir wie etwas, das ich unbedingt teilen sollte, also postete ich das Video von dem kleinen Kätzchen am Straßenrand und fügte noch ein Bild von ihm in meiner Radtasche hinzu. Beides schien den Leuten ziemlich gut zu gefallen.

Ich mochte es, im Zelt ganz für mich zu sein, aber heute war es anders. Es war nicht länger mein alleiniger Rückzugsort. Wie immer bei neuen Mitbewohnern dauerte es eine Weile, bis wir uns aneinander gewöhnten. Das Kätzchen war zu Beginn aufgekratzt und atmete nach seinen wilden Übungen keuchend. Es schaffte es einfach nicht, sich ruhig an einer Stelle niederzulassen. Kurz legte es sich zu meinen Füßen, dann hinter meinen Rücken und kam dabei doch nicht zur Ruhe. Irgendwann ließ es sich auf meinen Beinen nieder und fand schlussendlich eine bequeme Position quer über meiner Brust, nahe an meinem Gesicht. Dort rollte es sich zu einem so engen Ball zusammen, dass es fast wie ein Knoten aussah. Es atmete noch immer hektisch, schien jedoch entspannt. Wenig später war es fest eingeschlafen.

Ich war von der Tagestour erschöpft und ebenfalls kurz vor dem Einschlafen. Der Klang des Windes und des immer stärker fallenden Regens lullte mich ein und tat sein Übriges ... Doch schon um zwei oder drei Uhr in der Früh wurde ich wieder wach. Ich war noch nicht ganz bei mir und fühlte mich im Dunkeln orientierungslos. Das Kätzchen hatte sich neben meine Füße gelegt, aber das hatte mich nicht geweckt. Da war etwas anderes gewesen, ein wirklich fieser Gestank. Es dauerte einen Moment, bis ich kapierte, was es war. Dann stellte ich fest, dass es aus meinem offenen Schlafsack strömte. Ich knipste die Taschenlampe an und sah, dass der untere Teil von etwas verschmiert war. An meinen Beinen war auch etwas. Es war gelbgrün und ölig. Und es stank. Es war offenkundig, was das war. All das Pesto, das das Kätzchen verdrückt hatte, war nun wieder da. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Was für eine tolle Art, sich bei deinem neuen Mitbewohner zu bedanken, dachte ich.

Nach allem, was ich für das Kleine getan hatte.

Der Wind heulte inzwischen laut, und der Regen prasselte in Strömen. Also tat ich das Wenige, was ich in diesem Moment tun konnte, um das Chaos in meinem Zelt zu beseitigen. Aber der Gestank blieb, und es war eine Erleichterung, als der Tag heranbrach. Der Wind und der Regen hatten nachgelassen, und ich ging nach draußen zur Wasserstelle, um meinen Schlafsack gründlich auszuwaschen. Das Kätzchen kam langsam aus dem Zelt getapst und schaute dabei so unschuldig drein, als könne es kein Wässerchen trüben. Ich lachte einfach. Ich wusste, dass wir beide etwas zu lernen hatten.

Das war meine erste Lektion gewesen.

»Kein Pesto mehr für dich, meine Kleine«, sagte ich, als ich den Schlafsack über den Ast eines nahen Baums hing, damit er im sanften Morgenwind trocknete.

Als Allererstes rief ich bei der Tierklinik an. Wir konnten gleich am Morgen vorbeikommen, und so stiefelte ich nach dem Frühstück mit dem Kätzchen auf der Schulter in die Stadt. Wir bummelten durch die Gassen, und ich machte einige Fotos; dabei zogen wir immer wieder verwunderte Blicke auf uns. Aber wie auf der Fähre deuteten die meisten einfach in unsere Richtung und lächelten. Einige Kinder kamen auf uns zu und fragten, ob sie meinen Gefährten streicheln dürften. Das erlaubte ich ihnen gern. Das Kätzchen schien die Aufmerksamkeit zu genießen.

Die Tierklinik war in einem modernen Gebäude untergebracht, das sich auf einem Hügel mitten in der Innenstadt befand. Der Tierarzt, ein bärtiger Typ mit Brille, sprach hervorragend Englisch, was eine Erleichterung war, denn mein Montenegrinisch war quasi nicht vorhanden. Er untersuchte das Kätzchen gründlich, besah sich die Zähnchen und Augen, befühlte die Rippenbögen und die Rückenpartie. Ich dachte, das würde ein schönes Motiv abgeben, aber er schüttelte grimmig den Kopf, als ich mein Handy hervorzog und die Kamera auf ihn und das Kätzchen richtete.

»Wenn Sie das nicht lassen, müssen Sie draußen warten«, sagte er entschieden .

Ich steckte das Handy wieder in meine Hosentasche. Das waren mir ein paar Instagram-Schnappschüsse nicht wert.

»Ein bisschen zu dünn«, stellte er schließlich fest. »Sie braucht einfach eine ordentliche Portion zu fressen.«

»Sie?«, fragte ich.

»Ja, das ist ohne jeden Zweifel ein Weibchen. Etwa sieben Wochen alt.«

Ich erzählte von ihrem keuchenden Atem, der jedes Mal ertönte, wenn sie sich verausgabt hatte. Der Tierarzt horchte sie mit seinem Stethoskop ab.

»Wo haben Sie sie gefunden?«, fragte er.

»Ausgesetzt, allein auf einem Bergpass«, sagte ich.

Er schüttelte traurig den Kopf.

»Das kommt leider oft vor«, meinte er. »Die Tiere werden einfach aus Autofenstern geworfen. Wahrscheinlich war sie draußen in der Kälte. Ihre Lungen sind etwas schwach, aber das sollte mit der Zeit von selbst ausheilen. Haben Sie ein Auge drauf.«

Zu meiner Erleichterung war sie nicht gechipt. Aber selbst wenn, hätte ich sie niemals zurückgegeben. Wer auch immer sie einfach ausgesetzt hatte, verdiente es nicht, ein Haustier zu haben.

»Was haben Sie jetzt mit ihr vor?«, fragte der Tierarzt, während er das Fell des Kätzchens mit einem Flohmittel einrieb.

Das war das erste Mal, dass jemand tatsächlich diese Frage gestellt hatte. Aber wenn ich ganz offen mit mir war, hatte ich die Antwort eigentlich schon seit unserer verrückten Zufallsbegegnung in den bosnischen Bergen gewusst.

»Ich werde sie behalten«, gab ich zurück. »Dachte, ich reise ein bisschen in der Welt mit ihr herum.«

Er sah überrascht drein, griff dann jedoch in eine Schublade und hielt mir ein Formular entgegen.

»In dem Fall brauchen Sie einen Ausweis. Grenzbeamte haben etwas gegen Tiere ohne die passenden Papiere.«

Ich wollte mein Gewissen nicht belasten, also nahm ich das Formular dankbar an.

»Was muss ich tun?«, fragte ich.

»Wir müssen ihr einen Mikrochip einsetzen, und sie muss geimpft werden. Ich kann ihr heute die erste Impfung geben und nächste Woche dann die zweite. Außerdem kann ich sie chippen. Danach werden wir uns um die Papiere kümmern.«

»Prima«, sagte ich.

Es störte mich nicht, eine weitere Woche oder länger in Budva zu bleiben. Es war ein hübscher Ort, und ich war mir sicher, dass die Katze und ich es uns, sobald wir ein wenig Routine gewonnen hatten, auf dem Zeltplatz gut gehen lassen könnten. Die Wettervorhersage für die nächsten Tage war auch alles andere als aussichtsreich, weitere Regenfälle waren angekündigt. Vielleicht war das außerdem eine gute Gelegenheit, das Kätzchen ein wenig näher kennenzulernen und die Zusatzausrüstung zu besorgen, die ich brauchen würde, um einen dauerhaften Passagier transportieren zu können.

Er gab der kleinen Katze die erste Impfung. Sie zuckte leicht zusammen, als er die Spritze ansetzte.

Aber ich hielt ihr Pfötchen, und kurz darauf hatte sie alles vergessen.

»Sie braucht außerdem einen Namen«, erklärte der Tierarzt, als er mir die Rechnung und das Kartenlesegerät zum Bezahlen reichte. »Für den Ausweis.«

Das haute mich aus den Socken. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht.

»Kann ich den Namen nächste Woche sagen, wenn wir für die zweite Impfung kommen?«, fragte ich, reichte ihm die Karte und tippte dann meine PIN ein .

»Natürlich«, meinte er.

Ich hatte auf dem Hinweg eine Tierhandlung in der Stadt gesehen, und nun ging ich dorthin zurück und kaufte ein paar Basics. Plastiknapfe für Futter und Wasser, ein kleines Spielzeug, eine Maus am Faden, und ein Geschirr. Sie war nämlich schon mehrfach fast vom Fahrrad geplumpst, und mir war bewusst, dass sie noch sehr klein und naiv war. Es könnte gut sein, dass sie einfach auf die Straße lief oder von etwas Hohem heruntersprang und sich dabei verletzte. Das Geschirr würde zusätzliche Sicherheit bieten. Dann erstand ich noch eine Transportbox. Im Laden standen zwei zur Auswahl. Eine war komplett geschlossen und schwarz, das kam mir zu beengend vor. Also entschied ich mich stattdessen für ein buntes Modell mit Katzenmotiven, das an der Seite ein kleines

Fenster hatte, von dem aus sie die Welt während unserer Touren sehen konnte.

Zurück beim Zeltplatz befestigte ich die Transportbox mithilfe einiger kräftiger Gummibänder hinten auf dem Rad. Kein Problem. Leider sah es beim Geschirr anders aus. Ich hatte das kleinste Modell genommen, das die Tierhandlung vorrätig hatte, aber selbst das stellte sich als zu groß heraus. Sie war so ein winziges Geschöpf. Es würde nichts zu ihrem Schutz beitragen, sie konnte sich ganz einfach herauswinden. Ich wollte das Geschirr gerade entsorgen, als mir ein Geistesblitz kam. Ich marschierte in einen nahen Laden und kaufte eine Tube Sekundenkleber. Dann ging ich zum Zeltplatz zurück, schnitt einen Teil des Halsbands ab und passte den Rest an ihre Halsgröße an. Anschließend klebte ich das Band wieder zusammen.

»Na also«, sagte ich und besah zufrieden mein Werk.

Später führte ich sie an der Leine spazieren. Sie wirkte gar nicht glücklich. Sie hörte nicht auf, daran zu zerren, piepste wütend und versuchte immer wieder, das Halsband abzustreifen. Erst als wir wieder beim Zelt ankamen und ich versuchte, das Geschirr abzunehmen, erkannte ich das Problem. Ein Teil des Halsbands hatte sich mit ihrem Fell verklebt.

»Oha, ich bin aber ein schlechter Katzenpapa«, stellte ich fest.

Nachdem ich das Halsband gelöst hatte, schnappte ich mir eine Schere und entfernte die verklebten Haare. Das war gar nicht so leicht, weil das Kätzchen nicht aufhörte, sich meinem Griff entwinden und weglaufen zu wollen. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bevor alles erledigt war. Später am Nachmittag kam die Sonne heraus, und ich versuchte, es wiedergutzumachen, indem ich sie zu einem Fahrradausflug entlang der Küstenstraße mitnahm. Bald kamen wir an einer wunderschönen kleinen Bucht vorbei, über der ein verlassenes Gebäude mit traumhaftem Seeblick thronte. Ich parkte mein Rad und begann, die Gegend zu erkunden.

Wir hatten den Strand für uns allein. Das Kätzchen rannte voraus und beschnüffelte das Treibholz und alles weitere Strandgut, das im Sand lag. Es war ganz in seinem Element, und ich fühlte mich ebenso. Bald würde die Sonne wieder hinter den Bergen verschwinden. Ich hockte auf einem Felsbrocken, und die Katze

sprang munter umher. Sie war ein mutiges kleines Ding, einmal gelang es ihr sogar, gefühlte drei Meter weit von einem Stein zum anderen zu springen. Danach stand sie auf einem riesigen Felsen, der ins Wasser hinausragte, und blickte wie eine stolze kleine Löwin auf die Szenerie vor ihr. In dem Moment durchfuhr mich ein Geistesblitz.

Einer meiner Lieblingsfilme als Kind war *Der König der Löwen* gewesen. Und der Lieblingscharakter meiner Schwester war die beste Freundin von Simba – Nala, die später seine Frau wird. Sie war auch reichlich lebhaft und unerschrocken, wenn ich mich recht erinnerte .

Mein Handyempfang war gut genug, um ein paar Recherchen anzustellen. Ich surfte ein bisschen im Netz herum und las dann, dass *Nala* aus dem Suaheli kommt und so viel wie »Geschenk« bedeutet. Das passte perfekt. Wir hatten gerade einmal einen Tag miteinander verbracht, aber das kleine Kätzchen kam mir jetzt schon wie ein Geschenk vor. Ein ganz besonderes, um ehrlich zu sein.

»Alles klar, die Entscheidung steht«, sagte ich und kraulte liebevoll ihren Nacken. »Dein Name ist Nala.«

STURMREITER



Die nächsten Tage trieben als grauer Strudel an uns vorbei, der mich an die düsteren Dezembertage zu Hause in Schottland erinnerte, wir nannten sie *dreich*. Es regnete nahezu ohne Unterlass, und abgesehen von kurzen Ausflügen in den Supermarkt oder Toilettenpausen mit Nala am Strand war ich fast die ganze Zeit an mein Quartier gebunden, das Innere meines kleinen Zelts.

Langweilig wurde es jedoch nicht. Nala war eine richtige Unterhaltungskünstlerin; stundenlang kämpfte sie spielerisch mit mir oder jagte die kleine graue Spielzeugmaus, die ich ihr geschenkt hatte. Nachts leuchtete ich mit meiner Taschenlampe von innen gegen die Zeltwand, und sie sprang wild umher und versuchte, den kleinen Lichtpunkt zu erwischen. Ganz gleich, wie oft sie es versuchte und dabei scheiterte, sie schien nie entmutigt oder enttäuscht. Und ich wurde nicht müde, ihre kleinen Einlagen zu beobachten. Sie war auch sehr anhänglich. Inzwischen kuschelte sie sich eng an mich und rieb die Nase an meiner Stirn, wenn ich an meinen Instagram-Stories arbeitete oder auf meinem Handy Netflix sah. Insgesamt war ihre Gesellschaft fantastisch.

Im Laufe der Woche wurde es auch leichter, sich um sie zu kümmern. Der Pesto-Kacke-Vorfall der ersten Nacht hatte sich nicht wiederholt, zum Glück, und inzwischen hatte ich ein Geschäft in Budva aufgetan, das gutes Katzenfutter verkaufte. Wir aßen oft zusammen, ich verdrückte eine Portion Imbissfritten oder Pasta, und sie schleckte in der Zwischenzeit ihren Napf so leer, dass sie sich darin spiegeln konnte. Abgesehen davon, dass sie hin und wieder um Essen oder Klopausen bettelte, war sie sehr pflegeleicht. Solange ich in ihrer Nähe war, schien sie sich sicher und wohl zu

fühlen. Und ich nahm auch nicht an, dass sie – im Gegensatz zu einem menschlichen Begleiter – Ansprüche stellen würde, wohin wir als Nächstes reisten oder wann es weitergehen würde. Das würde sie bestimmt mir überlassen. Ich war mir sicher, die perfekte Reisebegleitung gefunden zu haben.

Wie gut es laufen würde, wenn wir erst wieder unterwegs wären, würde sich natürlich noch zeigen. Ich wollte langsam wieder auf den Sattel und machte mich sechs Tage nach unserem ersten Besuch der Tierklinik erneut auf den Weg dorthin. Der Arzt gab Nala die zweite Impfung und verpasste ihr einen Mikrochip, indem er ein kleines Implantat in ihrem Nacken einsetzte. Auch ihre Lungen überprüfte er noch einmal. Ihre Funktion hatte sich nicht verschlechtert, was mit Blick auf die Nässe der letzten Tage eine gute Neuigkeit war. Dann füllte der Tierarzt einige Dokumente aus, die den Einsatz des Mikrochips bescheinigten, und kümmerte sich anschließend um ihren »Reisepass«. Dabei handelte es sich um ein blaues Heftchen mit dem offiziellen Namen »International Certificate of Vaccination and Veterinary Health Record«. Die Urkunde war sowohl auf Englisch als auch Montenegrinisch ausgestellt, was mir sinnvoll erschien. Es war schön, meinen Namen und meine Heimatadresse neben Nalas Daten zu sehen. Nun war es offiziell: Sie war mein. Zumindest was die Obrigkeiten betraf. Ich glaube nicht, dass Menschen Tiere wirklich »besitzen« können, vor allem keins, das so eigensinnig ist wie ein Kätzchen. Für mich war Nala, und das wird sie auch immer sein, ein Freigeist. So wie ich.

Der Tierarzt reichte mir die Rechnung, die wie schon beim ersten Mal in der örtlichen montenegrinischen Währung ausgestellt war. Erneut griff ich nach dem Kartenlesegerät und tippte meine PIN ein.

»Kann ich jetzt nach Albanien weiterfahren?«, fragte ich, während ich darauf wartete, dass die Zahlung durchgeführt wurde.

Der Tierarzt sah mich überrascht an.

»Nein, sie muss erst gegen Tollwut geimpft sein, bevor sie die Grenze passiert«, erklärte er.

Ich nahm an, dass wir dafür lediglich einen neuen Termin brauchten.

»Okay, ich muss langsam weiter. Können wir das in den nächsten Tagen erledigen?«, fragte ich.

Er sah mich an, als wäre ich ein Idiot.

»Nein. Das geht erst, wenn sie mindestens drei Monate alt ist«, entgegnete er, schüttelte den Kopf und wandte sich seinen Unterlagen zu.

»Ich habe als Geburtstermin den 2. Oktober eingetragen. Wir könnten also Ende Dezember oder besser Anfang Januar zum Impfen anvisieren.«

Mein Herz zog sich zusammen. Ich hatte einen groben Plan im Kopf und wollte eigentlich im Januar in Griechenland sein, wenn nicht schon vor dem neuen Jahr. Das würde meinen Zeitplan wirklich umwerfen.

»Geht es wirklich nicht ein bisschen früher?«, fragte ich.

Er schüttelte missbilligend den Kopf. »Nein, Sie müssen warten.«

Ich verbrachte den Rest des Tages und die Nacht im Zelt und war hin und her gerissen, wie es nun weitergehen sollte. Ich sah mir die Karte an. Bis zur albanischen Grenze würde ich nur wenige Tage brauchen. Danach dauerte es vermutlich ein oder zwei Wochen, bis ich Griechenland erreichte. Es war kurz vor Weihnachten, und ich konnte es durchaus bis Anfang Januar nach Griechenland schaffen, glaubte ich. Sollte ich einfach abhauen?

Das war ein vertrautes Gefühl. Meine Gedanken stürmten in die eine Richtung, dann wieder in die andere. Wer sagte denn, dass ich Griechenland im Januar erreichen musste? Was war verkehrt daran, noch ein wenig länger hierzubleiben? Andererseits war ich dem Tierarzt zwar dankbar für seine Hilfe, aber er war nicht der einzige auf der Welt. Auf dem Weg würde ich mit Sicherheit an weiteren Praxen vorbeikommen. Warum sollte ich also nicht weiterreisen und Nala bei einem anderen Arzt behandeln lassen? Die könnten sich doch genauso gut um die weiteren Impfungen kümmern, was auch immer da noch anstehen mochte? Eigentlich habe ich einen gesunden Schlaf, aber in jener Nacht kam ich nicht zur Ruhe und wälzte mich von einer Seite zur anderen. Als ich endlich wegschlummerte, hatte ich so etwas wie eine Entscheidung getroffen.

Am nächsten Morgen wachte ich mit Nalas Gesicht direkt vor meinem auf. Sie leckte über meine Stirn und atmete sanft in mein Gesicht. Ich blinzelte verschlafen, und sie begann, klagend zu

maunzen. Das war eine weitere Lektion, die sie mich gelehrt hatte. Wenn es um ihre Fütterungszeiten ging, verstand sie keinen Spaß. Das war ihre Art zu sagen: Mach schon, Junge, wo bleibt mein Frühstück? Ich wand mich aus dem Schlafsack und gab ihr etwas zu essen. Dann streckte ich den Kopf aus dem Zelt. Zu meiner Erleichterung hatte das Wetter gewechselt. Noch immer schien nicht gerade tropisch die Sonne, aber es sah vorerst nicht mehr nach Regen aus. Zum ersten Mal seit Tagen erkannte ich, wie weit sich die Küste gen Süden erstreckte. Ich nahm das als Omen dafür, dass ich mich in Richtung der albanischen Grenze aufmachen sollte. Also packte ich meine Sachen zusammen, setzte Nala in ihre bunte Transportbox hinten auf meinem Rad und machte mich am späten Vormittag auf den Weg.

Schon nach kurzer Zeit musste ich die erste Rastpause einlegen. Wenige Minuten nachdem wir abgefahren waren, hatte Nala begonnen, Rabatz zu machen. Sie miaute so laut, dass ich dachte, eine Polizeisirene hinter mir zu hören. Zunächst nahm ich an, dass sie sich einfach an die neue Transportbox gewöhnen musste. Sie würde sich schon beruhigen, sagte ich mir. Aber ihr Protest wurde immer heftiger und lauter. Ich drehte mich um und sah, dass sie sich gegen die Öffnung drängte. Offensichtlich versuchte sie, auszubrechen. Ich hielt an und befreite sie. Augenblicklich sprang sie auf meine Schulter. Ich ließ sie einen Moment lang dort sitzen, damit sie sich abregen konnte. Danach setzte ich sie in die vordere Radtasche, wo sie es sich sofort bequem machte. Nach einiger Zeit streckte sie jedoch das Köpfchen heraus, um zu sehen, wie wir mit der Reise vorankamen. Sie wirkte nun deutlich zufriedener. Das motivierte mich, kräftig in die Pedale zu treten und ordentlich Strecke zu machen.

Die Wettervorhersage, die ich online abgerufen hatte, hatte eine kräftige Brise und mögliche Stürme prophezeit, doch zunächst schienen die Bedingungen in Ordnung zu sein. Der Himmel war grau, aber es wehte nur ein leichter Seewind. Vielleicht hatte ich ja Glück. Aber wir waren noch nicht weit gekommen, als sich das änderte.

Es begann, als ich gerade ein langes Stück ungeschützter Straße erreicht hatte. Gemäß der Karte auf meinem Handy verlief

die Straße kilometerweit in Richtung Süden und hätte – zumindest bei gutem Wetter – die Weiterreise beschleunigen sollen. Aber es kam anders.

Als Erstes bemerkte ich den Wind. Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er von hinten oder der Seite gekommen wäre. Aber er wehte mir direkt ins Gesicht, und schnell wurde das Weiterkommen schwierig. Ich war ein ziemlich geübter Radfahrer und hatte mich schon gegen so einige fiese Wetterlagen behauptet, aber nun fiel es mir selbst im niedrigsten Gang schwer. Es war, als würde man mich zurückdrängen. Und was die Sache noch schlimmer machte, waren die plötzlichen Böen, die so heftig waren, dass sie mich erzittern ließen. Eine pustete mich fast vom Rad, just in dem Moment, als ein LKW vorbeirauschte. Wenn ich tatsächlich gestürzt wäre, dann wäre ich wohl direkt vor seine Vorderreifen gefallen. Von Nala und mir wäre danach nicht mehr viel übrig gewesen.

Ich war etwa eine halbe Stunde lang unterwegs, als der Himmel sich immer mehr verdunkelte. Die graue Wolkendecke war bald einem Kohlschwarz gewichen. Weiter weg ertönte lautes Donnern, und hin und wieder sah ich einen Blitz. Ein Sturm zog auf, und ich bewegte mich geradewegs darauf zu. Bald begann es, heftig zu regnen. Ich hielt an, um nach Nala zu sehen. Als der Wind aufgezogen war, hatte ich sie in ein Handtuch gewickelt, sodass nur noch ihr Köpfchen herausspitzte. Aber sie hatte sich schnell in die Fahrradtasche zurückgezogen und im Inneren zusammengerollt. Am liebsten wäre ich auch hineingeklettert und hätte mich danebengelegt. Ich machte die Tasche zu, damit sie nicht nass wurde. Ich wollte nicht, dass sich ihre Atemprobleme wieder verschlechterten. Und auf keinen Fall wollte ich riskieren, dass sie sich eine Erkältung oder etwas noch Schlimmeres zuzog.

Ab da war es so, als hätten die Sturmgötter auf volle Kraft voraus geschaltet. Neben den immer stärker werdenden Winden schüttete es nun in Strömen, und der Regen peitschte mir so heftig entgegen, dass es wehtat. Ich trug nur kurze Shorts, und meine Beine waren dank der prasselnden Regentropfen bald krebsrot. Es war absolut schauderhaft. Ich konnte kaum etwas sehen. Richtig unerträglich wurde es, als ich einen endlos hohen Berg hinaufradelte. Noch

immer musste ich gegen den Wind fahren, aber jetzt blies er mir orkanartig entgegen. Erneut schüttelten mich einzelne Böen heftig durch, und dieses Mal fiel ich tatsächlich vom Rad. Mir blieb nichts anderes übrig, als abzusteigen und zu schieben. Aber auch das war verdammt anstrengend. Ich lehnte mich dem Wind entgegen und schob mit aller Kraft, während ich gleichzeitig dagegen ankämpfte, dass mein Rad von der Seite umgeweht wurde. Irgendwann dachte ich: Das war's. Ich kann nicht mehr. Ich muss anhalten.

Einige Minuten lang blieb ich stehen, reckte den Daumen nach oben und versuchte, eine Mitfahrgelegenheit aufzutun. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass man mich sah, und auch nicht, dass jemand gewillt war, an einem ungeschützten Stück Straße zu halten. Also ließ ich von der Idee ab. Ich hatte keine Wahl, ich musste es allein schaffen. Nach mindestens zwanzig weiteren Kilometern sah ich endlich ein Schild, das auf eine nahe gelegene Bar verwies. Ich beschloss, das Beste aus der Situation zu machen. Bei diesem Wetter würde ich es unmöglich bis zur albanischen Grenze schaffen. Es wäre außerdem zu riskant, das Wetter wurde eher schlechter denn besser. Mein einziger Trost bestand darin, dass die kleine Nala weiterhin friedlich eingerollt in der Tasche lag und schlief.

Ich verließ die Straße und schob mein Fahrrad in Richtung der Bar. Inzwischen war es Nachmittag geworden, und statt wie geplant zwei Stunden zu brauchen, war ich nun bereits fünf unterwegs. Als ich die Stadt erreichte, war ich total am Ende. Außerdem war ich bis auf die Knochen durchnässt. Ich stellte mein Rad ab und suchte mir ein Hotelzimmer.

Ich glaube nicht, dass ich je so dankbar für ein geheiztes Zimmer gewesen war. Ich trocknete Nala mit dem Handtuch ab, stieg aus meinen tiefenden Klamotten und nahm eine heiße Dusche. Glück pur.

Danach wusch ich meine nassen Sachen und legte sie zum Trocknen auf die Heizung. In jener Nacht machten wir es uns einfach nur gemütlich, während draußen Wind und Regen tobten. Nala war wie immer ruhelos, und ich hörte sie mehrfach husten. Ich fühlte mich schrecklich. Warum hatte ich sie bloß diesem Wetter ausgesetzt?

Am nächsten Morgen regnete es noch immer. Nicht so sintflutartig wie am Vortag, aber ich wollte nichts riskieren. Also beschloss ich, einige Stunden abzuwarten und frühestens am Nachmittag aufzubrechen. So hatten wir ein wenig länger, um uns zu erholen und Kraft zu schöpfen. Das stellte sich jedoch als ein frommer Gedanke heraus. Nala liebte es, spielerisch mit mir zu raufen. Ich wackelte mit den Fingern und animierte sie, zu springen und danach zu schnappen. Dann zog ich die Hand schnell weg. Das klappte jedoch nicht immer, und hin und wieder schaffte sie es, ihre spitzen Zähne in meine Finger zu bohren. Es war nicht leicht, sie abzuschütteln – und auch die kleinen Bissspuren blieben länger, als mir lieb gewesen wäre. Manchmal wurde aus dem Spiel ein kleines Gerangel – natürlich kein echtes! Sie war ein ausgelassenes Energiebündel und liebte es, wenn ich sie hochnahm und vorsichtig auf die Matratze oder den Beistelltisch plumpsen ließ. Ich fühlte mich so schlecht, weil ich sie mit in den Sturm genommen hatte, dass ich beschloss, sie ein bisschen zu verwöhnen. Kurz darauf spielten wir ausgelassen neben dem Nachttisch. Sie war extrem aufgekratzt, sprang auf den Tisch und warf alles, was darauf lag, auf den Boden. Eigentlich wäre das nicht weiter schlimm gewesen, aber ich hatte mein Handy zum Laden dort abgelegt. Es dauerte eine Millisekunde, bis ich meinen Fehler bemerkte.

Wäre es eine Filmszene gewesen, dann wäre ich wohl in Zeitlupe schreiend und mit verzweifelt ausgestreckten Armen durch die Luft geflogen. Ich hätte mein Handy auf der Nachttischkante wackeln sehen, und dann, kurz bevor ich es zu fassen bekommen hätte, wäre es mit einem lauten *Knack* auf dem Steinboden gelandet. Ich wusste, dass es kaputt war. Der Bildschirm war zerschmettert und schwarz. Ich drückte auf die Starttaste, aber das Gerät reagierte nicht. Mir wurde flau zumute: *Warum war ich nur so blöd gewesen?* Nala machte ich keine Vorwürfe, es war ganz allein mein Fehler. Ich hätte das Handy nicht dort ablegen sollen. Ich war ein Idiot.

Als ich die Hotellobby betrat, muss ich in etwa so ausgesehen haben, als wäre jemand gestorben.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Hotelbesitzer.

Ich hielt mein Handy in die Luft.

»Total kaputt«, sagte ich.

Er hob die Hand und bedeutete mir, dass ich kurz warten solle.

»Moment. Vielleicht kann ich helfen«, meinte er und zog sein eigenes Handy hervor. Zwanzig Minuten später stand ich gemeinsam mit seinem Sohn in einem nahe gelegenen Handyshop.

»Bildschirm und LCD sind defekt«, erklärte der Ladeninhaber. »Lassen Sie das Gerät zwei Stunden da, das kriegen wir hin.« Am Abend hatte ich mein Handy zurück. Ich war um ein paar Pfund erleichtert, aber es hätte wesentlich schlimmer kommen können. Als ich das letzte Mal nachgesehen hatte, hatte ich noch sechs- oder siebenhundert Pfund auf dem Sparkonto liegen .

»Das war dann wohl die neueste Lektion«, sagte ich zu Nala, als ich ins Zimmer zurückkehrte. »Spielen nur außerhalb der Handyreichweite.«

Am nächsten Vormittag brachen wir in Richtung Grenze auf. Vielleicht hatte ich in der Zwischenzeit zu viel Zeit zum Nachdenken gehabt, denn ich hatte jetzt noch mehr Angst vor dem Grenzübergang als in Bosnien. Ich wusste, dass Albanien bis vor wenigen Jahren ein kommunistisches Land und vom Rest Europas abgeschnitten gewesen war. Inzwischen hatte es sich Touristen gegenüber geöffnet, aber ich erwartete dennoch eine vergleichsweise strenge Grenzkontrolle.

Es folgte die gleiche Prozedur wie an der montenegrinischen Grenze. Einige Kilometer vor dem Kontrollpunkt hielt ich an und setzte Nala in ihre Tasche. Ich spürte, dass der anstrengende Vortag ihr ebenfalls einiges abverlangt hatte. Zehn Minuten später hatte sie es sich bereitwillig bequem gemacht. Als ich den Reißverschluss der Tasche zuzog, ertönte kein bisschen Protest.

Die albanische Grenze war genauso furchteinflößend wie befürchtet. Der Übergang erinnerte an einen kleinen Militärstützpunkt. Neben abweisend aussehenden Schranken und Kontrollhäuschen standen Baracken und irgendwelche weiteren Gebäude, die ich nicht genauer ausmachen konnte. Es hatte sich eine lange Autowarteschlange gebildet, und uniformierte Kerle mit Maschinengewehren marschierten auf und ab. Einige von ihnen hatten Spiegel, mit denen sie die Unterseite der Autos kontrollierten. Aber als wir unseren Platz in der Warteschlange einnahmen, machte

mir eher eine andere Kontrolleinheit Sorgen. Einige Wachen hielten lange Leinen in der Hand, an deren anderen Enden Spürhunde auf ihren Einsatz warteten.

Meine Gedanken überschlugen sich. Augenblicklich schossen mir die verrücktesten Szenarien durch den Kopf. Ich wusste, dass die Hunde darauf trainiert waren, Drogen oder Sprengstoff auszumachen. Aber den eindeutigen Duft einer kleinen Katze würden sie mit Sicherheit auch nicht ignorieren. Sobald sie davon Wind bekamen, würden sie auf uns zu stürmen. Und wie würde Nala reagieren? Der Geruch und das Bellen der Hunde würden sie ebenfalls in Alarmbereitschaft versetzen. Wer weiß, was dann geschehen würde. Diese Typen wirkten bedrohlicher als alles, was ich bisher gesehen hatte.

Ich zwang mich zur Ruhe. Ich hatte Papiere dabei, die belegten, dass Nala zu mir gehörte. Sie konnten sie nicht einfach so konfiszieren.

Zum Glück flatterte da wieder dieser Schutzengel vorbei. Wenige Minuten nachdem ich mich in die Autowarteschlange eingereiht hatte, wurde ein weiterer Grenzposten eröffnet, und man winkte mich dort hinüber. Das führte Nala und mich ein Stück von den Spürhunden weg, die gerade damit beschäftigt waren, einige große Lastwagen abzuchecken.

Zügig radelte ich zum Fenster der Kontrollkabine und überreichte meinen Pass. Der Beamte stellte mehrere Fragen. Als ich ihm erklärte, dass ich auf dem Weg nach Griechenland sei und die Welt mit dem Fahrrad erkunden wolle, sah er mich verblüfft an. Dann schüttelte er den Kopf und warf mir einen Blick zu, der so was ausdrückte wie: *Du spinnst wohl, Junge*. Er stempelte meinen Pass ab und winkte mich durch. Der Vorgang hatte keine dreißig Sekunden gedauert, ich atmete tief auf. Aber nachdem ich die Militärbaracken passiert hatte und drüben in Albanien war, fühlte ich mich nicht ganz so erleichtert wie bei meiner Ankunft in Montenegro. Wieder einmal hatte ich einfach Glück gehabt. Wie oft würde ich noch damit durchkommen?

Ich entschied mich dagegen, am selben Tag noch wesentlich weiter zu fahren. Mir war nicht danach, ich war müde und nicht ganz auf der Höhe. Also machte ich mich auf in Richtung Shkodra, der

nächsten größeren Stadt. Dort buchte ich mich in ein Backpackerhostel ein, in dem ich mich vom ersten Moment an wohlfühlte. Die Inhaberin hatte mehrere Hunde aus dem Tierheim bei sich aufgenommen, deren Reich jedoch zum Glück hinter dem Gebäude lag. Sie machte ein Heidentrara um Nala, als wir eincheckten, und gab uns ein hübsches Zimmer. Außer mir wohnte noch ein anderer Typ im Hostel, ein schlaksiger und ausgesprochen redefreudiger junger Serbe namens Bogdan. Genau wie ich reiste auch er durch Albanien, allerdings war er zu Fuß mit dem Rucksack unterwegs.

Nala und ich verbrachten den Nachmittag damit, die Stadt zu erkunden. Die malerisch schönen, von Cafés gesäumten Straßen im Altstadtquartier waren wie ausgestorben. Es kam mir so vor, als wären nur eine Handvoll Touristen unterwegs, was vermutlich der Jahreszeit geschuldet war. Ich machte ein paar Fotos und ließ dann meine Drohne über das Stadtschloss schweben, um ein kleines Video zu filmen.

Zurück im Hotel machte ich es mir im Gemeinschaftsraum vor dem Kamin gemütlich. Ich horchte Nalas Brust ab und glaubte, sie erneut schwerer atmen zu hören. Vielleicht war ich ein wenig paranoid, aber ich wickelte sie für alle Fälle in eine dicke Decke. Kurz darauf war sie fest eingeschlafen. Während sie vor sich hin schlummerte, unterhielt ich mich mit Bogdan. Sein Englisch war ganz ausgezeichnet, und er entpuppte sich als wahre Goldgrube für Reisetipps. Er erklärte mir, wohin man in Albanien fahren und was man getrost überspringen sollte. Außerdem nannte er mir noch ein paar Orte, die ich auf dem Weg nach Griechenland besichtigen sollte. Nach dem Gespräch zog ich mein Handy hervor und kümmerte mich um meine Onlinesachen.

In meinem Instagram-Profil hatte ich alle Flaggen der Länder hinzugefügt, die ich bisher besucht hatte. Wenn ich England mitzählte, war Albanien nun das zehnte. Langsam hatte ich das Gefühl, Fortschritte auf meiner Weltreise zu machen. Aber als ich den Blick über meine letzten Bilder und die dazugehörigen Kommentare schweifen ließ, erkannte ich auch, wie sehr sich meine Reise in den vergangenen Wochen gewandelt hatte.

Als ich mich von Ricky verabschiedet hatte, hatte ich den Account in *1bike1world* umbenannt und war stolz auf diesen knackigen Namen, der die Dinge passend zusammenfasste: Ein Mann umrundet die Welt auf seinem Rad. Obwohl das nun eigentlich nicht mehr ganz stimmte. Ich war nun der Mann mit der Katze.

Seitdem Nala bei mir war, hatte ich ein paar Videos und Fotos von ihr geteilt. Den Leuten zu Hause in Schottland, die den Großteil meiner rund zweitausend Follower ausmachten, schien das zu gefallen. Insbesondere ein Foto, das Nala auf der alten Stadtmauer von Budva zeigte, liebten sie. Es wurden auch viele nette Dinge darüber gesagt, dass ich sie gerettet hatte, vor allem, nachdem ich das Video von unserer ersten Begegnung hochgeladen hatte. Ich verbrachte den Abend damit, die Kommentare wieder und wieder zu lesen. Irgendwie fühlte es sich an wie eine Bestätigung. Hatte ich denn noch immer Zweifel an meiner Entscheidung? Oder brauchte ich einfach ein wenig Aufheiterung? Das brachte mich ins Grübeln, und ich begann, meine aktuelle Lage noch einmal neu zu überdenken.

Seitdem ich Nala gefunden hatte, war unsere Followerschaft um einhundert Abonnenten gestiegen. Mir waren einige neue Profile aufgefallen, die zu US-Amerikanern gehörten. All diese Liebe und Begeisterung für sie – und irgendwie auch mich ... Verdiente ich das überhaupt? Dessen war ich mir nicht sicher. Na ja mit hinaus in einen Sturm zu nehmen war riskant gewesen, insbesondere wenn man ihre möglicherweise kranken Lungen bedachte. Auch die plötzliche Abreise aus Montenegro ohne die Tollwutimpfung und das Schmuggeln über die Grenze waren ein Wagnis gewesen.

Ich schüttelte langsam den Kopf. Nein, keine Frage. Ich hatte mich nicht gerade rücksichtsvoll verhalten. Welchen Gefahren hatte ich sie ausgesetzt? Was wäre mit ihr passiert, wenn man uns an der Grenze erwischt hätte? Ich hatte mich zu sehr auf mein Glück verlassen, und je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher erkannte ich, was mein Problem war. Und was ich ab jetzt zu tun hatte. Ich musste die Sache ernster nehmen.

Natürlich mussten wir hin und wieder etwas wagen, sonst würden wir nicht weit kommen. Immerhin wollten wir die Welt mit dem Fahrrad und nicht in einer Limousine oder mit dem Privatflieger

erkunden. Ab und an würden uns das Wetter, die Bürokratie oder meine eigenen Dummheiten einen Strich durch die Rechnung machen. So war das Leben eben. Aber ich musste mich von nun an mehr anstrengen und durchdachter an die Dinge herangehen.

Die neue Realität blickte mir vom oberen Teil meines Instagram-Profiles entgegen: *1bike1world – ein Rad, eine Welt*. Tatsächlich war die entscheidende Zahl nicht mehr eins, sondern zwei. Jetzt ging es um mich – und um Nala. Uns beide. Ich trug nun die Verantwortung für uns zwei und musste mich entsprechend verhalten.

BESCHLÜSSE



Den nächsten Morgen verbrachte ich damit, die nächsten Schritte zu planen, und achtete dabei sorgsam darauf, Nala in meine Überlegungen miteinzubeziehen. Da es nun stetig kälter werden würde, wollte ich auf jeden Fall in Richtung Süden weiterfahren. Je mehr ich mich Griechenland und der Mittelmeerregion näherte, desto wärmer würde es wahrscheinlich sein. Das milde Klima würde uns beiden guttun, insbesondere Nala, die, wie der Tierarzt in Montenegro angedeutet hatte, vielleicht Probleme mit der Lunge hatte. Außerdem wollte ich die Grenze beim nächsten Mal vollkommen legal passieren. Also stellte ich mithilfe von Bogdans Tipps eine Route durch Albanien zusammen und plante genau ein, wann und wo Nala ihre Tollwutimpfung bekommen sollte.

Es fühlte sich gut an, einen Plan zu haben. Meine Gedanken waren so klar wie schon lange nicht mehr. Nun hatte ich eine klare Vorstellung und konnte sehen, in welche Richtung es weitergehen sollte. Wobei ich eine Kleinigkeit vergessen hatte. Wie lautet noch mal dieser alte Spruch? »Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähl ihm von deinen Plänen.« – Und noch lauter wird er lachen, wenn deine Pläne eine Katze beinhalten.

Wir machten uns am kommenden Vormittag auf die Weiterreise. Das Wetter war ein wenig besser geworden, und als wir unsere Hauptverkehrsroute durch Albanien einschlugen, kam sogar die Sonne hervor. Es war fantastisch, endlich wieder ihre Wärme im Gesicht zu spüren.

Nala wirkte ebenfalls deutlich munterer. Jegliche Bedenken, die ich anfangs hinsichtlich ihrer Reisefreudigkeit gehabt hatte, waren

lange vergessen. Sie fühlte sich sichtlich wohl in ihrer kleinen Tasche. Wenn sie schläfrig wurde, rollte sie sich einfach darin zusammen. Doch wenn sie wach war, setzte sie sich auf und reckte ihr Köpfchen durch die Öffnung im Reißverschluss, sodass der restliche Körper schön im Warmen blieb. Es machte riesig Spaß, sie dabei zu beobachten, wenn sie von links nach rechts blickte und interessiert die Umgebung taxierte. Es gab wie immer eine Menge zu entdecken. Albanien war ein wunderschönes Land, aber es war offensichtlich, dass die letzten Jahre hart gewesen waren. Viele Orte, die wir passierten, waren heruntergekommene Bauerngemeinden. Die Straßen waren oft von Schlaglöchern übersät, und es war eine echte Herausforderung, sie zu umgehen, insbesondere mit dem turbulenten Verkehr um uns herum. Ein paar Kilometer lang versuchte ich, auf kleinere Straßen auszuweichen, aber die waren in einem noch schlimmeren Zustand, und ich gab bald auf. Mehr als einmal fuhr ich mitten in ein Schlagloch und spürte, wie das Rad und ich von einer Schockwelle erfasst wurden. Immerhin war Nala in Sicherheit. Ihre gepolsterte Tasche fing die schlimmsten Stöße ab.

Es war unvermeidbar, dass einer der Reifen schließlich ein Loch bekam. Ich hielt in einem Feld, um ihn unter den finsternen Blicken einer Ziegenherde zu flicken, und musste eine von ihnen sogar fortscheuchen, als sie allzu großes Interesse an einem Schal entwickelte, der aus einer der Satteltaschen hervorlugte. Ein Teil von mir war dankbar, als wir schließlich die Hauptstadt Tirana erreichten.

Immerhin waren die Straßen dort in einem besseren Zustand .

Ich mag große Städte nicht besonders; mir sind das platte Land und die freie Natur lieber. Nala hingegen schien ganz in ihrem Element zu sein. Die unerwarteten Ausblicke, Geräusche und Gerüche faszinierten sie. Als wir die riesigen Sowjetstatuen und -bauten sowie bunte Obst- und Gemüsestände passierten, kroch sie immer weiter aus ihrer Tasche und legte die Pfötchen auf dem Lenker ab. Sie war eine ausgesprochen neugierige Katze und wollte offenbar kein bisschen verpassen.

Ich hatte beschlossen, eine Nacht in Tirana zu bleiben, um ein paar Dinge zu regeln. Danach sollte es weiter in Richtung Süden zur Küstenstadt Himara gehen, die etwa einhundertfünfzig Kilometer von

der sogenannten albanischen Riviera entfernt ist. Bogdan hatte Himara als Zwischenstopp ganz in der Nähe der griechischen Grenze empfohlen. Das wäre nicht nur ein schöner Ort, um Weihnachten zu feiern, sondern es gab dort auch Tierärzte, die Nala gegen Tollwut impfen könnten, bevor wir Albanien um Neujahr herum verlassen würden. Dann wäre sie etwa drei Monate alt.

Auf meiner To-do-Liste stand unter anderem, in Tirana Bargeld abzuheben. Das Hostel in Himara, in dem ich ein Zimmer gebucht hatte, akzeptierte nur die albanische Landeswährung Lek, und man hatte mir gesagt, dass viele Banken über die Weihnachtsfeiertage geschlossen hätten. Außerdem schien man in Albanien mit Kreditkarten nicht besonders weit zu kommen. Ich hatte einen Bankautomaten gefunden und gerade meine Karte eingesteckt, um Geld abzuheben, als mir plötzlich die Anzeige meines aktuellen Kontostands ins Auge fiel. Er war wesentlich niedriger, als ich erwartet hätte – selbst wenn man die Summe bedachte, die ich für die Handyreparatur bezahlt hatte.

Ich stand da und schüttelte den Kopf. Das musste ein Fehler sein

Ich grübelte nach. Hatte ich die Karte irgendwo gebraucht, wo man meine Daten gehackt hatte? Oder hatte jemand heimlich eine Kopie gemacht? Mir wollte nichts einfallen.

Ich mahnte mich zur Ruhe. Nun würde ich eben mit der Bank telefonieren müssen.

Ich hatte uns in ein billiges Hostel in irgendeinem Hinterhof eingebucht, wo der Handyempfang reichlich schlecht war. Doch schließlich fand ich eine Stelle, von der aus ich einen Anruf machen konnte, und wählte die Nummer der Bank in Großbritannien. Man ging meine jüngsten Zahlungen mit mir durch, das meiste kam mir bekannt vor. Aber dann wurden zwei größere Beträge genannt, die sich insgesamt auf über vierhundert Pfund beliefen und vor etwa einer Woche abgebucht worden waren. Davon wusste ich nichts, selbst als ich den Namen des Empfängers hörte. Die Buchung war außerdem von einer Firma in Serbien durchgeführt worden, ein Land, in dem ich nicht einmal gewesen war.

»Das war ich nicht«, erklärte ich. »Ich war noch nie in Serbien.«

»Aber es war eine Bezahlung mit Chip und PIN-Abfrage. Sie haben Ihre Karte vorgezeigt und die passende Nummer eingegeben«, sagte die Person am anderen Ende der Hotline.

Da fiel der Groschen. Der Tierarzt in Budva. Die Tierklinik hatte einem Konzern angehört, und ich erinnerte mich daran, dass auf einem Schild gestanden hatte, es gebe sowohl in Bosnien als auch in Serbien und Montenegro Niederlassungen.

In jenem Moment war Nalas Gesundheit für mich entscheidend gewesen. Ich hatte die montenegrinische Währung nicht in Pfund umgerechnet und stillschweigend angenommen, es werde schon nicht allzu teuer sein. Da hatte ich anscheinend einen Fehler gemacht. Und zwar einen großen.

Ich beendete das Gespräch und kam mir dumm vor. Kurz war ich wütend auf mich selbst, aber schnell beruhigte ich mich wieder. Noch war die Situation nicht kritisch. Ich hatte immer noch einen ordentlichen Batzen Geld auf dem Konto und lebte sparsam. Es machte mir nichts, das günstigste Essen zu kaufen und, wann immer es möglich war, im Zelt zu schlafen. Das trug vielleicht sogar zum Reiz der Reise bei. Aber selbst so musste ich achtgeben. Ich würde den Gürtel etwas enger schnallen müssen. Wobei das leichter gesagt war als getan.

Mein Rad hatte jetzt schon über dreitausend Kilometer auf dem Buckel. Das strahlende neue Gefährt, das ich in Dunbar zusammengebaut hatte, war inzwischen straßenerprobt und sah so aus, als könnte es ein bisschen liebevolle Zuwendung vertragen. Das war wenig überraschend. Es hatte einige Strapazen überstanden, zuletzt die buckeligen albanischen Straßen, die wir tagelang nutzen mussten. Insbesondere die Vorderbremsen wurden immer unzuverlässiger. Ich vermutete, dass die Bremsbeläge langsam abgenutzt waren. Online machte ich eine Fahrradwerkstatt aus, die von ein paar jungen Typen betrieben wurde. Ich durchquerte die Stadt, stellte mich vor und ließ das Fahrrad dort, damit es gründlich überholt werden konnte. Sofern es keine neuen Ersatzteile brauchte, würde es nicht viel kosten, wurde mir versichert.

Ich ging mit Nala in einen nahe gelegenen Park und kehrte etwa eine halbe Stunde später zur Werkstatt zurück. Sofort war klar, dass schlechte Neuigkeiten auf mich warteten. Der Chef sah betreten

drein. Er erklärte, dass das Rad zwar allgemein in einem ordentlichen Zustand sei, die Bremsen allerdings übel aussähen. Mir war klar, dass sie heftig in Mitleidenschaft gezogen worden waren, vor allem in der Schweiz, wo einige Abfahrtstraßen ihnen viel abverlangt hatten. Trotzdem schockte es mich, als sie meine alten Bremsen hervorholten. Die Vorderbremsen hatten zweifelsohne nachgelassen, aber nun, außerhalb ihrer Fixierung, erkannte ich, dass nur noch wenig von ihnen übrig geblieben war. Und hinten sah es auch nicht besser aus. Erneut fühlte ich mich schuldig, weil ich Nala damit in Gefahr gebracht hatte, aber zugleich hatte ich Schiss, als ich nach dem Preis für neue Bremsen fragte. Die Kerle kamen mir jedoch in Ordnung vor, und ich vertraute auf eine ehrliche Auskunft. Sie meinten, dass sie mir den Materialpreis mit einer minimalen Servicepauschale berechnen würden. Die Rechnung belief sich auf fünfzig Pfund, was fast schon einer Erleichterung gleichkam.

Das Fahrrad musste noch für eine weitere Stunde in der Werkstatt bleiben, also setzte ich mich in ein Café in der Nähe. Die Jungs leisteten tolle Arbeit. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass sie dem Rad auch die erste Wäsche seit meiner Abfahrt aus Dunbar angedeihen ließen. Zurück im Hotel, schmerzte mich die neue Geldausgabe noch ein wenig, also bestellte ich billiges Lieferessen und zog mich damit auf mein Zimmer zurück, wo ich einen ruhigen Abend mit Nala und dem Updaten meiner Instagram-Seite verbringen wollte. So würde ich ein wenig Geld sparen, dachte ich mir. Im Laufe des Abends bezogen drei weitere Typen in meinem Zimmer Quartier. Zwei Engländer und – zu meiner Überraschung – auch Bogdan, der mit dem Bus aus Shkodra angereist war.

Er und Nala hatten sich schon vorher bestens verstanden und fingen gleich wieder an, miteinander zu spielen. Kurz darauf sprang sie munter umher und attackierte alles, in das sie ihre Krallen versenken konnte. Ich machte mit, und das stachelte sie weiter auf. Als ich so tat, als würde ich sie jagen, sprang sie vom oberen Teil eines Stockbetts auf den Vorhang, der neben dem Bett hing.

Sie hatte offensichtlich vorgehabt, ihre Krallen in den Stoff zu schlagen und ein bisschen daran zu schaukeln. Aber leider lief die Sache anders. Als sie versuchte, sich festzuhalten, verfang sich eine

ihrer Klauen. Doch so war ihr Halt nicht gesichert, und sie wurde aus der Bahn geworfen und flog seitwärts durch die Luft. Katzen sind an sich natürlich berühmt dafür, dass sie eine Art Automatismus haben, der sicherstellt, dass sie immer auf den Füßen landen. Nala schien ihren jedoch noch nicht entwickelt zu haben, denn sie kam mit dem Kopf auf. Für einen Moment herrschte Schockstarre im Schlafsaal. Der arme Bogdan war weiß wie ein Laken.

Ich sprang auf und kniete neben ihr nieder.

Nala blieb eine gefühlte Ewigkeit leblos auf dem Boden liegen, wobei es wahrscheinlich gerade einmal fünf Sekunden waren. Jedenfalls lange genug, dass mir zig Gedanken durch den Kopf schossen. Für einen kurzen Moment befürchtete ich, sie sei tot. Aber bevor der Gedanke richtig Gestalt annahm, war sie schon aufgestanden, schüttelte sich und wankte langsam in meine Arme. Nach zehn Minuten war sie wieder die Alte. Eine riesige Erleichterung, vor allem für Bogdan.

Wenn Katzen tatsächlich neun Leben haben, hatte sie vermutlich gerade eins davon verbraucht. Zumindest hatte sie eine Lektion gelernt, die sie so schnell nicht vergessen würde. Ich habe sie seitdem nie wieder bei solch einem Stunt beobachtet.

Am nächsten Morgen verabschiedeten Nala und ich uns von Bogdan und machten uns auf nach Himara. Die Strecke war malerisch schön, keine Frage. Der Weg führte durch weitläufige Bergkämme und an alten römischen Ruinen vorbei. Außerdem sah ich Dutzende Militärbunker aus der kommunistischen Ära. Als Bogdan mir erzählt hatte, es gebe in Albanien Hunderttausende davon, hatte ich so meine Zweifel gehabt. Aber er hatte keinen Witz gemacht, das war nun klar.

Der erste Tag auf dem Rad machte Spaß, der zweite war mörderisch. Es ging die ganze Zeit bergauf, und die Steigung war zum Teil so extrem, dass ich das Fahrrad schieben musste. In der Nähe eines kleinen Bergdorfs war ich derart langsam, dass mich immer wieder ältere Leute auf ihren Eseln überholten. Ein weißhaariger alter Mann grinste mir zahnlos zu und reckte den Daumen in die Höhe, als sein Esel an mir vorbeistapfte. Es kam mir so vor, als wollte er sagen: *Nicht aufgeben, Junge. Du hast es fast geschafft.* Zumindest hatte ich das Wetter auf meiner Seite.

Um zehn Uhr nachts kam ich im hübschen Küstenstädtchen Himara an, mehrere Stunden nach der geplanten Ankunftszeit. Mein Hostel war abgesehen von einem langhaarigen Typen, der sowohl Gast als auch Hauswirtschafter zu sein schien, leer. Er stellte sich als Maik vor.

Das Hostel war schlicht, ein umgebautes Haus an einer schmalen Teerstraße oben auf dem Hügel mit Blick auf die Bucht. Aber gemütlich war es, mit großem Gemeinschaftsraum, diversen Höfen, in denen Hängematten hingen, und riesigen Schlafsälen, in denen je drei Stockbetten standen. Ich lud mein Gepäck ab und setzte Nala auf eins der freien Betten, wo sie binnen weniger Sekunden einschlief. Ich ließ ihr ihre Ruhe und lehnte die Tür sachte an, falls sie Angst bekam. Außer mir und Maik war niemand da, und es erschien mir sicher genug.

Maik war ein interessanter Typ. Er kam aus Deutschland, war einige Jahre jünger als ich und stellte sich als Reisender und DJ vor. Wir verstanden uns gut und verbrachten die erste Nacht damit, bis in die frühen Morgenstunden zu quatschen.

Er erklärte, dass die Hostelbesitzer, ein Paar, über die Feiertage Urlaub auf Korfu machten. Sie hatten das Hostel Maiks Obhut überlassen, dafür durfte er gratis dort wohnen.

»Vielleicht kannst du es genauso machen«, schlug er vor. »Wenn du auch die eine oder andere Arbeit erledigst.«

Mir war alles recht, das mir half, Geld zu sparen. Ein billiges Weihnachtsfest war genau das, was ich jetzt brauchte.

»Kein Problem«, meinte ich, und er versprach, die Besitzer anzurufen.

Maik hielt Wort.

Am nächsten Morgen, Weihnachten, lief er mir strahlend entgegen, beide Daumen nach oben gereckt.

»Super. Was soll ich machen?«

»Einfach nur Holz hacken und Orangen für den Frühstückssaft pressen. Außerdem noch ein bisschen auf die Hunde aufpassen«, erklärte er.

»Geht klar«, gab ich zurück.

Ich war vollkommen aus dem Häuschen. Es fühlte sich so an, als hätte die Bescherung schon stattgefunden, und für den Rest des

Tages war ich in einer feierlichen Stimmung.

Albanien ist zum Teil muslimisch geprägt, aber die ehemalige Kommunistenregierung war antireligiös. Als ich nachmittags mit Nala spazieren ging, war ich also wenig überrascht, dass Weihnachten keine große Sache zu sein schien, zumindest nicht in Himara. Ein paar Lichterketten waren aufgehängt worden, in einigen Fenstern leuchteten Tannenbäume auf, und in den Schaufenstern lagen Panettone aus – all das war nichts im Vergleich zu dem irren Konsumfest daheim in Großbritannien. Ich empfand es als eine angenehme Abwechslung.

Während unseres Spaziergangs war Nala einmal mehr ein richtiger Publikumsmagnet. Mehrere Leute kamen auf uns zu und fragten, ob sie sie streicheln dürften. Ein paar Teenager baten sogar darum, ein Foto mit uns machen zu dürfen. Eine ältere Dame mit Kopftuch beobachtete Nala mehrere Minuten lang liebevoll, während wir auf einer Mauer hockten und die Aussicht genossen. Sie sprach leise vor sich hin, fast so, als betete sie. Natürlich verstand ich kein Wort von dem, was sie sagte. Aber eins war mir klar: Das war außergewöhnlich. Es kam mir so vor, als hätte Nala eine Superkraft, mit der sie anderen Menschen ungeachtet ihrer Religion, ihres Alters, ihrer Überzeugungen oder kulturellen Gepflogenheiten ein Lächeln aufs Gesicht zaubern konnte.

Am Abend ließ ich die schlummernde Nala mitsamt einer ordentlichen Portion Futter und frischem Wasser sicher im Zimmer zurück und ging für ein paar Stunden mit Maik in eine lokale Bar. Die Einheimischen waren sehr herzlich und boten uns gleich ihren lokalen Schnaps an, einen Fruchtbrand namens *Rakia*. Das erste Glas schmeckte wie Pinselreiniger, aber dann gewöhnte ich mich daran. Einige Musiker spielten auf, und die Stimmung war großartig und angenehm entspannt. Gegen zehn Uhr war ich wieder bei Nala im Hostel.

Auch der 25. Dezember verlief ruhig. Ich begann den Tag mit dem Abarbeiten meiner Aufgaben, hackte Holz, pflückte Orangen vom Baum im Hof und fütterte die vier Hunde, die in einem Areal neben dem Hostel untergebracht waren. Eines der Tiere, eine Schäferhündin, hatte vor Kurzem Junge bekommen und einen

ausgeprägten Beschützerinstinkt. Sie knurrte und musterte mich feindselig, als ich ihren Napf füllte.

Gegen Mittag telefonierte ich mit meiner Familie in Schottland. Wir hatten immer schöne Weihnachten miteinander verbracht, und ich merkte, dass sie mich genauso sehr vermissten wie ich sie. Es war mein erstes Weihnachten, das ich nicht mit ihnen verbrachte. Aber sie freuten sich, dass ich eine gute Unterkunft für die Feiertage gefunden und meine Reise sich so positiv entwickelt hatte. Insbesondere mein Vater motivierte mich, nicht aufzugeben. »So was macht man nur einmal im Leben, Junge«, meinte er. »Mach das Beste draus.« Das verpasste mir einen echten Schub.

Zu Hause wurde ein traditionelles Weihnachtsessen serviert, ich hingegen musste mich mit Pasta und dem Gemüse, das ich in der Küche fand, begnügen. Es war mir recht so.

Abends sah ich einen Film auf dem Handy und beschloss, frische Pläne zu schmieden. Wenn der Wind nicht wieder alles über den Haufen warf, würde ich bis zum neuen Jahr die Tollwutimpfung organisieren und in der ersten Januarwoche drüben in Griechenland sein. Es schien sich alles zum Guten zu wenden – hoffte ich zumindest.

Der zweite Weihnachtsfeiertag war der sonnigste Tag seit Wochen. Das Mittelmeer unter uns lockte mit tiefem Blau. Ich beschloss, mit Nala an den Strand zu gehen. Sie liebte es, ihre Spielmaus zu jagen, und belustigte damit die anderen Leute, die ebenfalls das schöne Wetter am Meer genossen. Einige versammelten sich um uns herum, machten Fotos und streichelten Nala. Ich ließ sie gewähren, da ich mir sicher war, dass Nala klar signalisieren würde, wenn sie keine Lust mehr hatte. Wie immer schien sie die Aufmerksamkeit zu mögen.

Als wir später ins Hostel zurückkehrten und ich ein Foto von ihr am Strand gepostet hatte, bemerkte ich, dass Nala erneut unregelmäßig atmete. Es war das vertraute Keuchen, aber diesmal kam noch ein leichter Husten hinzu. Ich fühlte mich elend. Eigentlich hatte ich gehofft, das Problem sei verschwunden, und ihre Lungen hätten sich erholt. Jetzt bereute ich es, sie der Meeresbrise ausgesetzt zu haben.

Maik hatte gesagt, dass in den nächsten Tagen ein Tierarzt vorbeikommen würde, um nach den Welpen zu sehen. Er rief ihn an und fragte, ob er auch einen Blick auf Nala werfen könnte. Der Tierarzt meinte, er würde es frühestens am kommenden Tag schaffen. In der Zwischenzeit sollten wir Nala nicht nach draußen lassen und dafür sorgen, dass sie es schön warm hatte. Das hätte er mir nicht extra sagen müssen, zumal wieder kühlere Temperaturen angekündigt waren .

Am Tag vor Silvester kam der Tierarzt dann endlich, ein fröhlicher Typ in einem sackförmigen, schlecht sitzenden Anzug. Er horchte Nala mit dem Stethoskop ab, führte eine Routineuntersuchung durch, ignorierte mich währenddessen und machte dieses typische Ärzteding: den Kopf schütteln und leise »Hm« vor sich hin brummen. Es machte mich verrückt, aber ich biss mir auf die Zunge. Dann kramte er in seiner Tasche und zog ein Medikament und eine Spritze hervor.

»Katze hat Lungeninfektion«, verkündete er in gebrochenem Englisch und hielt die Spritze nach oben. »Braucht Antibiotikum. Eine jetzt, zweite in drei Wochen.«

Ich nickte. Die arme Nala würde wohl bald wie ein Nadelkissen aussehen. Aber es führte kein Weg daran vorbei; schon als ich sie gefunden hatte, war das ein Problem gewesen, und jetzt sollte sie endlich die richtige Behandlung bekommen.

Nala zuckte zusammen, als die Spritze sie pikste, hatte den Moment aber schnell vergessen. Als der Tierarzt nach der Bezahlung fragte, wappnete ich mich. Wäre das nun die Rechnung, die mir den Garaus machte? Zu meiner Überraschung stellte sich heraus, dass ich umgerechnet gerade mal zwanzig Pfund bezahlen musste. Glücklicherweise überreichte ich dem Tierarzt die Summe. Maik erklärte ihm, dass Nala auch noch eine Tollwutimpfung im Januar benötigen würde.

»Wenn sie besser«, meinte er und wackelte mit dem Zeigefinger.

Danach blieb ich eine Weile neben Nala sitzen und dachte darüber nach, was gerade geschehen war. Mein großartiges Vorhaben war wie vorher schon gescheitert, aber dieses Mal war es mir egal. Ich würde die alten Fehler nicht noch einmal machen. Nun würde ich mich exakt an den Rat des Tierarztes halten. Ich würde

mein Fahrrad beurlauben und mit Nala in Albanien bleiben, bis es ihr besser ginge. Falls notwendig, würden wir den ganzen Winter hierbleiben. Ich würde das Richtige tun. Für Nala und für mich.

Den Rest des Tages und auch an Silvester selbst musste Nala drinnen bleiben. Sie protestierte nicht. Katzen haben ausgeprägte Instinkte, und ich glaube, tief in ihrem Inneren wusste sie, dass sie zu Kräften kommen musste. Um gesund zu werden. Ihr Husten wurde zwar schnell besser, aber ich wollte nichts überstürzen. Während sie sich ausruhte, kümmerte ich mich um meine Aufgaben im Haus.

Das Silvesterfest in Himara war völlig anders als die wilden *Hogmanay* -Feiern, die ich aus Schottland kannte. Gegen Mitternacht füllten sich die Hafenstraßen mit Menschen, und die Kirchenglocken läuteten, aber nach wenigen Minuten kehrten die Leute schon wieder in ihr Zuhause zurück. Es gab keine rauschenden Partys, zumindest bekam ich davon nichts mit. Ich verspürte leichtes Heimweh, aber Nala lenkte mich wieder einmal ab. Ich blieb bei ihr im Hostel, kümmerte mich darum, dass sie es mollig warm hatte und nicht vor dem Feuerwerk erschrak – nicht, dass es viel gegeben hätte, was sie hätte erschrecken können. Die Böllerei dauerte nur wenige Minuten. Albanien war zwei Stunden vor der britischen Zeit, also wartete ich noch, bis auch in Großbritannien das neue Jahr begonnen hatte, und sprach dann kurz mit Familie und Freunden. Auch mein Instagram-Account war von Nachrichten überhäuft. Nicht nur aus Schottland, sondern von Dutzenden Followern aus der ganzen Welt; die meisten waren erst im Laufe der letzten Tage auf Nala und mich aufmerksam geworden.

Dazu zählte auch eine beliebte Tierfreunde-Seite aus New York, The Dodo, wo man darüber nachdachte, eine Story über uns zu bringen. Wir vereinbarten, im neuen Jahr darüber zu reden. Ich war sicher, dass das kein ernstes Angebot war. So wichtig kam ich mir nun wirklich nicht vor. Aber ich begann darüber nachzudenken, ob sich irgendetwas daraus ergeben könnte. Vielleicht traf Nalas und meine Geschichte einen Nerv.

Ich wusste allerdings nicht recht, was ich mit dieser Erkenntnis anfangen sollte. Natürlich hatte ich schon von Leuten gehört, die bei Instagram als Influencer Karriere machten, aber das war mir nie wie

eine ernsthafte Option für mich vorgekommen. Bis jetzt hatte es mir absolut gereicht zu wissen, dass Nala und ich anderen Leuten den Tag versüßen konnten. Aber in jener Nacht dachte ich zum ersten Mal darüber nach, ob sich mehr daraus entwickeln könnte. Vielleicht würde eine Art »Job« daraus werden. Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr begeisterte mich der Gedanke. Vielleicht könnte ich die Sache für etwas Gutes nutzen und Aufmerksamkeit auf Themen lenken, die mir am Herzen lagen, wie zum Beispiel Tier- und Umweltschutz. Damit hätte ich das Gefühl, echt etwas erreicht zu haben. Vielleicht sollte ich mir das zum Vorsatz im neuen Jahr machen. Tu Gutes, Dean, sagte ich mir. Tu was Gutes.

NOAHS ARCHE



Die zwei Wochen bis zum nächsten Tierarztbesuch kamen mir endlos vor. Was die Sache noch schlimmer machte, war, dass das Wetter immer winterlicher geworden war. In der ersten Januarwoche trat ich eines Morgens aus dem Haus und sah, dass die Gipfel einer entfernten Berggruppe von einer dünnen Schneeschicht bedeckt waren. Ein bisschen Weiß auf den Lammermuir Hills südwestlich von Dunbar zur gleichen Jahreszeit bereitete mir kein Kopfzerbrechen, aber hier, eine Stunde vor der griechischen Grenze, kam mir das unwirklich vor. Zumindest spornte mich die Kälte an, meinen Aufgaben nachzukommen, und ich hackte weiteres Feuerholz, um das Hostel warm zu halten. Nala machte es sich mal wieder vor dem Kamin gemütlich, aber ich hatte noch nie gern länger still gesessen. Das liegt einfach nicht in meiner Natur. Meine Mutter macht andauernd Witze darüber, dass ich voller Unruhe bin. Also ging ich in die Kälte und dachte an meine neuen Vorsätze.

Ich begann damit, über etwas nachzudenken, das mir nicht nur hier in Albanien, sondern auch in Montenegro, Kroatien und Italien aufgefallen war: der Zustand der Küsten. Man konnte nicht am Strand entlangspazieren, ohne über Plastikmüll zu stolpern. Manches war an den Strand gespült worden, doch das meiste war ganz normaler Abfall, wie er jeden Tag entsteht. Plastikflaschen, Verpackungen, Tüten. Das machte mich extrem wütend. Ich hatte schon zahlreiche Dokumentationen über das Thema verschlungen und wusste, dass Tiere auf der ganzen Welt dadurch zu Tode kamen. Schildkröten vor der Küste Südamerikas wurden von weggeworfenen Fischernetzen erdrosselt. Fische und Vögel in ganz Europa erstickten an Plastikstücken, die sie versehentlich für Essen

gehalten hatten. Das hatte ich schon aus nächster Nähe miterlebt. Auch Nala hatte ich mehrfach davon abhalten müssen, mit kaputten Plastikteilen zu spielen, damit sie sich nicht an den scharfen, zackigen Kanten verletzte.

Kurz nach Neujahr machte ich mich auf den Weg zu einem kleinen Strand, der etwa eineinhalb Kilometer von Himara entfernt war. In nur zwanzig Minuten hatte ich so viele weggeworfene Plastikflaschen gesammelt, dass zwei riesige Mülltüten voll waren. Es dauerte den ganzen Morgen, bis ich den gesamten Abfall, der dort lag, aufgehoben hatte, dazu zählten Essensverpackungen, Plastiktüten, aber auch Kleidungsstücke und weggeworfene technische Geräte. Irgendwer hatte sogar einen alten Laptop auf einem Felsen ausgesetzt. Es sah so aus, als hätte das Gerät schon eine ganze Weile dort gestanden, es war von oben bis unten von grünen Algen bedeckt. Was für ein Genie hatte wohl geglaubt, dass das eine gute Idee wäre? Ich nahm an, der Hinweis verbarg sich im Wort *gedacht*. Das hatte er oder sie offensichtlich nicht getan.

Ich überlegte mir, dass die Leute daheim das Ausmaß des Problems ernster nehmen würden, wenn sie sahen, dass sogar abgeschiedene Strände derart vermüllt waren. Also postete ich, als ich zurück im Hostel war, ein Foto, das zeigte, wie ich den Strand säuberte. Dann ergänzte ich noch ein paar Worte, um die Aktion zu erklären. Dabei hatte ich echt Sorge, wie der letzte Moralapostel zu klingen. Ich war natürlich weder David Attenborough noch Greta Thunberg, und eigentlich verstand ich mich auch nicht als »Aktivist«. Aber ich musste meinem Unmut einfach Luft machen und schrieb ganz deutlich, dass man die Strände so hinterlassen sollte, wie sie vorher aussahen, und vielleicht auch mal darüber nachdenken sollte, Einwegverpackungen durch umweltfreundlichere Alternativen zu ersetzen. Die Vorstellung, dass 2500 Leute auf der ganzen Welt – die meisten davon Fremde – das lesen würden, machte mich ein bisschen nervös. Aber schon bald trafen die ersten positiven Rückmeldungen ein.

Na also, sagte ich mir. Du brauchst gar nicht solche Angst davor zu haben, den Mund aufzumachen. Genau wie jeder andere steht auch dir eine eigene Meinung zu.

In den folgenden Tagen erkundete ich weitere Küstenabschnitte mit einem Kajak, das ich vom Hostel geborgt hatte. Dabei entdeckte ich noch mehr Buchten, die ebenfalls ein Müllproblem hatten. Einmal überwand ich mich, im eiskalten Wasser zu schnorcheln, um das Ausmaß der Verschmutzung zu sehen. Dabei verletzte ich mich jedoch an einem Seeigel und musste nachher kleine Stacheln aus meiner Hand ziehen. Das machte wenig Spaß. Die Hand tat heftig weh und juckte noch ewig.

Über Umweltthemen zu schreiben mochte eine gute Sache sein, aber ich machte mir nichts vor. Ich wusste, warum uns so viele neue Leute bei Instagram folgten, und postete weitere Updates zu Nala und ihrer Gesundheit. In der letzten Woche hatte sie sich deutlich erholt und war selbst nach dem Spielen nicht mehr so erschöpft. Sie flitzte wie eine Verrückte durchs Hostel und hielt sich nur vom Hof fern, wenn die Schäferhündin dort war. Die hatte ihre Meinung gleich bei der ersten Begegnung ohne Zurückhaltung kundgetan, geknurrte und auch gebellt. Nala war mutig, aber sie war nicht dumm. Seither hatte sie einen weiten Bogen um die Hündin gemacht.

Im Laufe des Januars hatte ich das Gefühl, dass sie so gut wie kuriert war. Sie wirkte sehr entspannt und verpennte sogar das kleine Erdbeben, das Himara in der ersten Januarwoche erschütterte.

Ich hatte gerade mit Maik draußen gesessen, als es losging. Das erste Anzeichen waren das Gebell und ungewöhnliche Heulen der Hunde. Kurz darauf zitterten die Wände des Hostels, und es sah so aus, als hätte sich das Gebäude mit einem Mal in Wackelpudding verwandelt. Draußen auf der Straße gingen Alarmanlagen von Autos und Häusern los. Dann hörte man laute Rufe und Schreie. Es dauerte nur ein paar Sekunden, aber das reichte, um mir einen Heidenschreck einzujagen. Ich hatte noch nie zuvor ein Erdbeben erlebt. Maik meinte, das käme öfter vor, vor allem im Norden Albaniens, nahe Tirana.

Nala hingegen wirkte wenig beeindruckt. Ich war während des Bebens zu ihr ins Haus gerannt, um nach ihr zu sehen, und fand sie selig schlummernd auf ihrem Lieblingssofa.

Als der Tierarzt schließlich in der dritten Januarwoche zurückkehrte, um nach Nala und den Welpen zu sehen, hatte ich

also Grund für vorsichtigen Optimismus. Er erinnerte sich an meine Bitte und hatte nicht nur die zweite Dosis Antibiotikum, sondern auch das Mittel für die Tollwutimpfung dabei. Es tat mir leid, dass Nala gleich zwei Spritzen hintereinander bekam, aber es war nun mal das Beste für sie. Ich hoffte, dass sie danach erst mal keine weiteren Injektionen brauchen würde.

Der Tierarzt wirkte zufrieden mit ihr. Er hörte ihre Brust mit dem Stethoskop ab und reckte den Daumen in die Luft. Wie schon vom ersten Tierarzt vermutet, würde sie wohl aus ihrer Kurzatmigkeit herauswachsen. Ihre Lungen wurden stärker.

»Ich möchte mit ihr nach Griechenland radeln. Ist das okay?«, fragte ich ihn.

Er zuckte mit den Achseln .

»Warum nicht?«, meinte er.

Das war jetzt nicht gerade die enthusiastische Antwort, auf die ich gehofft hatte, aber immerhin. Gut genug.

Etwa einen Monat hatte ich in Himara verbracht. Der Ort fühlte sich inzwischen wie ein zweites Zuhause an, und ich befürchtete, mich ein bisschen zu sehr daran gewöhnt zu haben. Aber sobald die Hostelbesitzer wieder da wären, wäre meine Hilfe nicht mehr nötig. Als das Wetter zwei Tage nach dem Besuch des Tierarztes deutlich milder wurde, beschloss ich daher, meine Sachen zu packen und das Fahrrad vorzubereiten. Es war Zeit, weiterzureisen.

Inzwischen war es gar nicht mehr so einfach, richtig zu packen. Es brauchte seine Zeit, die ganzen Dinge, die ich für mich und Nala benötigte, zusammenzuraffen. Ich musste kräftig mitdenken und hatte immer das Gefühl, etwas vergessen zu haben. Als ich schließlich die Kontaktdaten mit Maik ausgetauscht und mich von ihm verabschiedet hatte, war es schon kurz vor Mittag.

Ich verließ Himara schweren Herzens, gleichzeitig freute ich mich aber auch darauf, wieder unterwegs zu sein. Ich konnte es kaum erwarten, endlich nach Griechenland zu kommen. Das Land stand ganz oben auf meiner Liste von Orten, die ich unbedingt kennenlernen wollte, und wirkte außerdem wie das Tor auf mich, durch das ich Europa verlassen würde. Danach wollte ich in die Türkei weiterfahren. Und wer weiß, vielleicht würde ich den Sommer dann sogar in Thailand verbringen!

Ich war etwa eine Stunde gefahren, als Nala auf den Lenker krabbelte. Mittlerweile hatte ich verstanden, dass sie mir auf diese Weise signalisierte, mal aufs Klo zu müssen. Ich beschloss, die Pause zu nutzen und ihr auch gleich noch ihr Mittagessen zu geben. Das würde sie müde machen, und so käme ich vielleicht entspannter bis zur Grenze. Im Hostel hatte ich mir auch eine Kleinigkeit vorbereitet, aber als ich in meinen Satteltaschen danach suchte, wurde mir klar, dass von den Millionen Dingen, die ich hätte vergessen können, ausgerechnet mein Lunch betroffen war. Ich sah vor mir, wie er, mit Alufolie umwickelt, auf der Küchenablage lag. Für einen kurzen Moment dachte ich ernsthaft darüber nach, wieder umzukehren. Aber schnell verwarf ich den Gedanken. Ich kam gut voran und konnte schon die Silhouette von Korfu hinter der Küste ausmachen. Griechenland kam immer näher. Ich durfte jetzt nicht umdrehen. Ich musste weiter. Das würde auch mit leerem Magen gehen. Vielleicht würde ich am Straßenrand ja etwas finden.

Tatsächlich kam ich wenig später an einem Orangenhain vorbei. Früchte. Genau davon sollte man doch jeden Tag seine Portionen essen! Ich hielt an und rutschte einen kleinen Abhang hinab, der in den Orangenhain führte. Dann langte ich in einen Baum, um eine Orange zu pflücken. Die Haut fühlte sich ledern an, aber die Frucht sah reif aus, also rupfte ich sie vom Ast und schälte sie. Ich biss einmal ab und spuckte dann alles aus. Es war furchtbar bitter.

Nicht einmal annähernd reif.

Ich spülte meinen Mund gerade mit Wasser aus, als ich auf eine Bewegung im Gully unter mir aufmerksam wurde. Ich konnte zunächst nur erkennen, dass es etwas Schwarzbraunes war. Im ersten Moment fragte ich mich aufgeregt, ob es eine Schlange oder eine Echse sein mochte. Aber als ich mich näherte, wurde klar, dass es weder das eine noch das andere war.

»Nicht dein Ernst«, sagte ich laut.

Es war ein Welp.

Kurz fühlte ich mich, als wäre ich wieder in den Bergen Bosniens. Ich konnte nicht glauben, dass es schon wieder passierte. Was zum Himmel machte der Welp hier? Er war noch sehr klein, nur wenige Wochen alt und sogar noch jünger als Nala, als ich sie gefunden hatte. Er war schrecklich dürr, bebte und zitterte, vielleicht vor Fieber

oder Hunger oder auch Angst. Auf jeden Fall schien er schreckliche Schmerzen zu haben, denn als ich ihn berührte, gab er ein gequältes Winseln von sich.

Ich hob den Welpen hoch. Er wog so gut wie nichts. Seine Atmung war angestrengt, und sein Fell sah schlimm aus. Ich vermutete, dass er Flöhe, Krätze oder etwas in der Art hatte.

Nala hatte in der Nähe gespielt, aber sobald ich mich dem Fahrrad näherte, kam sie zurückgerannt. Ihr Gesichtsausdruck war meinem wenige Minuten zuvor wahrscheinlich ganz ähnlich. Sie sah so aus, als wollte sie sagen: Was, zum Teufel? Dieses Mal zögerte ich nicht, sondern schnappte sie und setzte sie in ihre Tasche vorne am Lenker. Dann zog ich ein Handtuch für den Welpen aus den Satteltaschen und setzte ihn in die Katzentransportbox. Mir war klar, dass ich alles später desinfizieren müsste. Nala konnte ich vorerst nicht mehr dort hineinsetzen. Sie galt eben erst als geheilt, nicht, dass sie sich jetzt mit etwas Üblem ansteckte.

Ich studierte die Landkarte. Umdrehen wollte ich nicht, also musste ich weiter entlang der Küste in Richtung der griechischen Grenze. Die nächste Stadt war Saranda. Ich suchte online nach einem Tierarzt und fand eine Klinik, die jedoch erst am nächsten Tag öffnen würde. Alles war eine Wiederholung der Ereignisse von vor ein paar Wochen; ich würde eine Nacht lang abwarten müssen. Ich spürte, wie sich Anspannung in mir aufbaute.

Wenn ich den zum Tierarzt bringe, bin ich pleite, dachte ich.

Aber ich konnte den Welpen nicht im Stich lassen. Das ging einfach nicht.

Nachts schliefen wir in einer alten leer stehenden Garage, etwa zwei Kilometer außerhalb von Saranda. Ich hatte versucht, dem Welpen ein bisschen Wasser und Futter zu geben, aber er lehnte es ab. Er wollte sich einfach nur in Nalas Transportbox ausruhen.

Nala war an unserem neuen Reisebegleiter ausgesprochen interessiert und versuchte immer wieder, sich dem Welpen zu nähern. Dabei schnupperte sie neugierig in der Luft, fast so, als könnte sie seine Krankheit wittern. Ich achtete darauf, dass sie ihm nicht zu nahe kam. Mir schwante, dass der kleine Hund sich einen ernststen Infekt zugezogen hatte. Im schwindenden Licht der

Dämmerung sah ich, wie Flöhe aus seinem Fell sprangen. Es war herzerreißend.

Ich schlief schlecht in dieser Nacht, meine Gedanken kamen nicht zur Ruhe. Eine geraume Zeit war ich einfach nur wütend. Wer auch immer den kleinen Welpen inmitten der offenen Landschaft ausgesetzt hatte, musste wissen, dass es ihm sehr schlecht ging. Man hatte ihn quasi zum Sterben zurückgelassen.

Wie herzlos musste man sein, um so etwas zu tun? Nur langsam beruhigte ich mich und wandte mich drängenderen Dingen zu. Was sollte ich mit meinem neuen Findelkind anstellen? Nala war zerbrechlich, aber trotzdem halbwegs gesund gewesen, als ich sie gefunden hatte. Der Welpen brauchte dringend medizinische Hilfe. Vielleicht musste er wochenlang ins Krankenhaus. Ich war gerade erst wieder unterwegs, nachdem ich fast einen Monat in Himara verbracht hatte. Musste ich jetzt einen weiteren Monat ausharren, bis sich dieses arme Kerlchen erholt hatte? Und falls ich das tat, sollte er Nala und mich danach auf der Weiterreise begleiten? Wer war ich denn? Der lustige Wanderzirkus? Eine moderne Fassung von Noahs Arche? Nein, das ging nicht. Total verrückt. Aber ich konnte ihn auch nicht zurücklassen. Ich musste mir etwas anderes einfallen lassen .

Am nächsten Morgen rief ich den Tierarzt aus Saranda an. Er sprach Englisch, was echt weiterhalf. Und noch besser war, dass er erklärte, er würde streunende und kranke Tiere aufnehmen. Er würde sich den Welpen ansehen und mal schauen, was er für ihn tun könne. Ich solle mich melden, sobald ich in der Stadt sei.

Meine größte Sorge war das Geld. Am Vorabend hatte ich mit einer Freundin aus Schottland telefoniert, die mir vorgeschlagen hatte, ich solle eine Crowdfunding-Seite gründen, sodass andere sich per Spende an den Tierarztrechnungen beteiligen konnten. Mir fehlte die Erfahrung mit so was, aber sie hatte binnen kurzer Zeit einen Aufruf gestartet. In derselben Nacht hatte ich den Link über Instagram geteilt, und schon am Morgen waren die ersten Spenden eingegangen. Es waren keine großen Summen – zehn Pfund hier, zwanzig Pfund da –, aber es läpperte sich. Irgendwie würde ich die Tierarztrechnung schon bezahlen können.

Ich rief den Tierarzt an, und er bat mich, ihn an einem Platz in der Stadtmitte zu treffen. Das kam mir seltsam vor. Warum nicht in der Tierklinik? Doch ich hätte mir keine Sorgen machen müssen.

Der Tierarzt stellte sich als Sheme vor. Er war ein freundlicher, entspannter Typ und sprach wirklich ausgezeichnet Englisch. Ich fühlte mich augenblicklich wohl in seiner Gegenwart. Er warf einen Blick auf den Welpen und schüttelte langsam den Kopf.

»Ich verstehe nicht, warum Menschen so etwas tun«, meinte er und verzog wütend das Gesicht. Er sah sich den Welpen gerade genauer an, als Nala sich näherte. Sie war über den belebten Platz gehüpft und hatte sich alles genauestens angeguckt.

»Wo haben Sie die gefunden?«, fragte Sheme und streichelte sie

»In den Bergen von Bosnien«, erklärte ich. »Auch am Straßenrand ausgesetzt.« Er lächelte und schüttelte den Kopf.

»Sie und ich sind uns ähnlich«, sagte er. »Ich habe momentan vier Hunde zu Hause und würde noch vierzig weitere aufnehmen. Am liebsten würde ich jeden Streuner retten, dem ich begegne. Aber ich weiß, dass das nicht geht.«

Ich nickte.

»Aye, das Gefühl kenne ich.«

An der Art, wie Sheme den Hund betrachtete, erkannte ich, dass er sich Sorgen machte. Der Kleine war wirklich in einem üblen Zustand.

»Ein Rüde. Höchstens drei oder vier Wochen alt. Ich nehme ihn mit in die Klinik; wenn er sich erholt, kann er mit zu mir.«

»Tun Sie alles, was möglich ist«, bat ich. »Am Geld soll es nicht scheitern.«

Er wirkte überrascht. Wahrscheinlich, weil ich nicht gerade wie der reichste Typ der Welt aussah.

»Schon gut«, meinte er. »Aber falls Sie ein Zuhause für ihn finden könnten, wäre das wirklich toll.« Er blickte auf seine Uhr, so als wäre ihm gerade eingefallen, dass er noch einen anderen Termin habe.

»Ich muss los«, meinte er. »Sie können ihn mir überlassen.«

Ich schaute wohl etwas besorgt drein.

»Keine Angst, bei mir ist er sicher«, versprach er, nahm den Welpen vorsichtig hoch und streichelte sein Köpfchen. »Ich hab ja Ihre Nummer und werde Ihnen Bescheid geben, wie er sich macht.« Ich streichelte den Welpen ein letztes Mal.

»Viel Glück, kleiner Kumpel«, sagte ich, dann verabschiedeten wir uns.

Ich sah zu, wie die beiden langsam verschwanden, und war zufrieden. Der Welpen war bei Sheme in guten Händen, da war ich mir sicher .

Das Wetter verschlechterte sich mal wieder. Bedrohlich wirkende graue Wolken türmten sich langsam über uns auf. Die Temperatur war um mehrere Grad abgefallen. Also suchte ich kurz entschlossen einen netten Fleck nahe der Küste und stellte mein Zelt auf. Sobald es aufklarte, würde ich den Weg nach Griechenland und Athen antreten.

Sheme hielt sich an sein Versprechen und schrieb mir früh am Abend eine Nachricht. Er hatte den Welpen mit einer Spezialkur gebadet, die sämtliche Milben getötet hatte, die ihn so rüdig hatten aussehen lassen. Dann hatte er ihn geföhnt, ihm ein Antibiotikum verpasst und ihm etwas zu essen gegeben. Anschließend sei der Welpen eingeschlafen. Das beruhigte mich vorerst. Doch ich machte mir immer noch Sorgen, was mit dem kleinen Kerl passieren sollte, nachdem er wieder zu Kräften gekommen war ...

Wenig später postete ich ein kurzes Update und beschrieb den Fortschritt des Welpen bei Instagram. Auch ein Name war mir schon eingefallen. Als ich nach dem Treffen mit Sheme weitergeradelt war, hatte ich ein großes Schild passiert, das seitlich an einem Gebäude befestigt war. Darauf stand einfach nur »Balou«. Ich wusste nicht, ob das ein lokaler Ausdruck oder ein Nachname war, aber mich erinnerte das Wort an den Bären aus dem *Dschungelbuch* . Das passte irgendwie zu dem Welpen. Auf jeden Fall schien es meinen Followern zu gefallen. Binnen weniger Stunden boten mehrere Leute an, ihn zu adoptieren, und eine Kandidatin, eine Frau aus London, klang absolut perfekt. Ich freute mich riesig, dass einige sogar nach Shemes Kontaktdaten fragten. Sie wollten sich erkundigen, ob er weitere Hunde zur Adoption hätte.

Diese Freundlichkeit stellte meinen Glauben an das Gute im Menschen ein Stück weit wiederher. Außerdem fühlte ich mich weniger schlecht, weil ich Balou zurückgelassen hatte. War es die richtige Entscheidung gewesen? Vielleicht hatte Sheme ja recht gehabt. Wenn ich jedes herrenlose Tier und jeden Streuner aufgabelte, denen ich auf meiner Reise begegnete, dann würde ich hundert Jahre brauchen, um die Welt zu umrunden. Und einen riesigen Laster, in dem ich alle transportieren konnte. Das ging einfach nicht. Ich war nur einer.

Aber ich konnte immerhin ein Bewusstsein für die Situation schaffen.

Ausgesetzte, misshandelte und umherstreunende Hunde waren ein weltweites Problem. Doch ich hatte auch erkannt, dass es viele anständige Menschen gab, die sie bereitwillig bei sich aufnahmen. Vielleicht konnte ich die beiden Seiten zusammenbringen und so einen Unterschied machen. Wobei, eigentlich waren wir schon dabei.

Es war ein Wendepunkt; wieder einmal war mir eins dieser Lichter aufgegangen. Es war genau wie mit dem Plastik am Strand. Ich konnte nicht jede Küstenlinie der Welt säubern. Aber vielleicht konnte ich andere zum Nachdenken bewegen, sodass sie keinen Müll mehr dort wegwarfen.

Ich lag neben Nala im Zelt, lauschte, wie der Wind heulte, und fühlte mich aufgeregt. Jahrelang hatte ich irgendwelche Jobs gehabt, in denen ich einfach nur das Ende meiner Schicht herbeigesehnt hatte. In denen ich nur für den Gehaltsscheck gearbeitet hatte. Jetzt machte ich etwas, auf das ich mich jeden Tag freute, etwas, das sich nicht einmal wie Arbeit anfühlte. Ja, dieser neue »Job« war wesentlich komplexer und eine größere Herausforderung, als ich mir je hätte träumen lassen. Und ja, ich musste noch so einiges lernen und herausfinden, wie ich die Sache richtig anging. Aber es war etwas, woran ich glaubte und das es in meinen Augen wert war, getan zu werden. Und das hatte ich noch nicht oft in meinem Leben behaupten können. Noch nie eigentlich.

NALAS WELT



Eins der Dinge, die ich am Radfahren liebe, ist, dass es einem Raum zum Nachdenken gibt. Allein unterwegs zu sein, ohne Handy, ohne andere Leute hilft dir echt dabei, den Kopf zu sortieren. Es schenkt dir Zeit, Sachen zu durchdenken und dich mit Problemen auseinanderzusetzen – guten und schlechten, kleinen und großen. Als ich am nächsten Morgen in Richtung griechischer Grenze fuhr und Nala in ihrer Tasche vor mir sitzen sah, die Ohren gespitzt, das Köpfchen von links nach rechts wandernd, begann ich, über sie nachzudenken. Und an den Unterschied, den sie bewirkt hatte.

Es war kaum zu glauben, aber innerhalb weniger Wochen hatte sie mein Leben in mehr als nur einer Hinsicht auf den Kopf gestellt. Zum Beispiel hatte sie meinen Tagen eine Struktur verpasst. Eine wiederkehrende Routine. Heute früh hatte sie mich wie immer geweckt, sobald die Sonne schien. Sie schleckte über meine Stirn und rieb sich an meinem Gesicht, maunzte laut und verlangte nach ihrem Frühstück. Während sie nach draußen stolzierte, um ihren Morgenritualen nachzugehen – Schnuppern und ihr »Territorium« markieren, bevor sie ihr Geschäft verrichtete –, schälte ich mich aus den Schlafsachen, löffelte etwas Katzenfutter in ihren Napf, putzte mir die Zähne und begann mit der Tagesplanung.

Vor Nala war ich aufgestanden, wann ich Lust dazu gehabt hatte. Wenn ich Bock drauf hatte, blieb ich einfach länger in den Federn.

Diese Tage lagen nun mit großer Sicherheit hinter mir. Jetzt musste ich Gewehr bei Fuß stehen und Nala voll und ganz zu Diensten sein.

Vom Morgengrauen bis zum Zapfenstreich.

Um meinen Pflichten korrekt nachgehen zu können, hatte ich eine neue Sprache erlernen müssen. Ich musste »Nala« pauken. Die typischen Miau-Rufe hatte ich schnell auf dem Kasten. Also die, mit denen sie mir signalisierte, dass sie hungrig oder müde war oder aufs Klo musste. Ihre Körpersprache fand ich schwerer zu verstehen. Beispielsweise hatte ich anfangs nicht den blassesten Schimmer, warum sie sich während der Fahrt hin und wieder zu meinem Gesicht reckte und meine Lippen abschleckte. Beim ersten Mal fiel ich vor Schreck fast vom Sattel. Was zur Hölle sollte das? Es war total seltsam. Aber beim dritten oder vierten Mal begriff ich es. Ich hatte gerade einen großen Schluck Wasser zu mir genommen, und ein paar Tropfen waren an meinem Kinn heruntergeronnen. Sie leckte die Stelle, bevor sie sich wieder an meine Lippen heranmachte.

»Ah, jetzt hab ich's. Du bist auch durstig«, sagte ich.

Ich hatte gedacht, sie ausreichend mit Wasser versorgt zu haben, aber von nun an reichte es, dass sie ihre Zunge zeigte, und ich verstand, was sie wollte.

Abgesehen von Schnurren und gelegentlichen Bettellauten machte sie einen zufriedenen Eindruck und schien nicht viel auf Small Talk zu geben. Eigentlich »sprach« sie hauptsächlich, wenn sie etwas wollte. Und dann machte sie ihr Anliegen immer laut und klar deutlich – wenn es Zeit war, vom Rad zu steigen, zum Beispiel.

Meine Theorie, dass Nala einfach bei allem mitmachen würde, wie und wann ich es wollte, hatte sich schnell als falsch entpuppt. Wenn ihr nach Radfahren war, sprang sie in ihre Tasche und blieb dann erwartungsvoll darin sitzen. Manchmal machte sie das sogar, wenn ich gar nicht plante, weiterzufahren. Sie hockte da und starrte mich an, so als wollte sie mir signalisieren, dass es endlich weitergehen solle.

Aber wenn sie noch nicht weg wollte, gab sie mir das ebenfalls nachdrücklich zu verstehen. Gerade dieser Morgen war wieder ein gutes Beispiel dafür. Als ich eben bereit war loszufahren, verschwand sie einfach.

Wir hatten die Nacht auf einer Landzunge mit wunderschönem Meerblick verbracht und auf einer kleinen Kiefernlichtung übernachtet, wo sie den Abend über gespielt hatte. Ich suchte die

Lichtung nach ihr ab und entdeckte sie auf einem Baum zwischen einigen Zweigen. Offensichtlich verstand sie nicht, dass ich sie sah, denn immer wieder reckte sie vorsichtig das Köpfchen nach vorn. Es war unglaublich witzig. Sie versuchte, sich zu verstecken.

Ich lockte sie mit einem der Leckerlis, die ich in der Weihnachtszeit aufgetan hatte, vom Baum. Es dauerte ein paar Minuten, aber letzten Endes kam sie doch noch herunter. Ich hatte gelernt, in solchen Augenblicken schnell und entschlossen zu handeln. Bevor sie sich recht versah, hatte ich schon ihre Leine am Lenkrad befestigt, sie in ihre Tasche gesetzt und mich auf den Sattel geschwungen.

»Da, wo wir hinfahren, gibt es noch viel mehr Bäume, Nala«, setzte ich lachend ihrem lautstarken Protestmiauen entgegen, das sich im Seewind verlor.

Sie hatte schon einen krassen Einfluss auf mein Leben, wenn ich so drüber nachdenke. Sie hatte nicht nur meine Welt verändert, sondern auch die um mich herum. Sie wurde überall von Bewunderern umringt, ganz gleich, wo wir hingingen. Fremde näherten sich ihr und sahen manchmal komplett durch mich hindurch. Das ärgerte mich jedoch kein bisschen. Ganz im Gegenteil.

Als ich noch mit Ricky unterwegs war, wurden wir fast nie auf Rasthöfen oder Dorfplätzen angesprochen. Wir waren zwei bärengroße Schotten. Wir sahen wahrscheinlich nicht nur abschreckend aus, sondern hatten auch kein Interesse an fremden Leuten. Deshalb waren uns die meisten aus dem Weg gegangen. Damals hatte ich nicht groß darüber nachgedacht, aber eigentlich war das ein Jammer. Zu einer Weltreise gehört eben auch, Leute kennenzulernen und zu verstehen, was sie antreibt und was sie von einem unterscheidet – oder worin man sich ähnelt. Als Ricky und ich auf Tour waren, verpassten wir diese Erfahrung. Wir lernten natürlich ein paar Leute kennen, aber die waren reserviert und kühl. Mit Nala war das eine ganz neue Erfahrung. Sie öffnete mir die Welt.

Insgesamt, dachte ich, während ich in die Pedale trat, hatte sie eine zentrale Rolle in meinem Leben übernommen. War mein Ein und Alles geworden. Das war womöglich der größte Unterschied. Wo auch immer wir waren, ich stellte mir andauernd die gleichen

Fragen: Wo ist Nala? Geht es ihr gut? Hat sie Hunger? Ist ihr warm genug? Wo kann sie heute Abend schlafen? Es war fast so, als hätte ich ein Kind dabei. Sie war meine oberste Priorität. Der Mittelpunkt meiner Welt. Eigentlich war ich selbst gar nicht mehr so wichtig, wenn ich so überlegte. Vielleicht war ich ja auch der Mittelpunkt ihrer Welt?

Ich schaute zu ihr. Sie thronte stolz in ihrer Tasche, ganz die Kommandantin unseres kleinen Schiffs, und beobachtete die Welt von ihrem Oberdeck aus. Ich wiederum trat im Maschinenraum in die Eisen, war der Scotty zu ihrem Captain Kirk.

»Aye, so sieht's aus«, gestand ich mir lachend ein. »Jetzt ist es Nalas Welt, und ich lebe nur darin. «

Auf dem Weg zur Grenzkontrolle war ich seltsam nervös. Ich hatte alle notwendigen Dokumente in der Tasche, trotzdem liefen meine Gedanken Sturm. Waren die Formulare auch die richtigen? Würde man eine Kleinigkeit finden, wegen der Nala nicht einreisen durfte? Doch ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen.

Ich hielt an einem Fenster und überreichte die beiden Ausweise. Der Grenzbeamte war ein großer Kerl mit Schnauzbart und leicht zerknitterter Uniform. Er schien sich vor allem für das Fußballspiel zu interessieren, das auf einem kleinen Fernseher in der Ecke seiner Kabine übertragen wurde. Er sah zu mir und dann zu Nala, die aufrecht in der Tasche saß und ihn mit schräg zur Seite geneigtem Kopf anstarrte. Es sah so aus, als hätte sie sich dafür entschieden, ihre Niedlichkeit maximal nach außen zu kehren.

Er durchblättert unsere Unterlagen und wirkte reichlich perplex. Ich nahm an, dass er noch nie zuvor einen Tierreisepass gesehen hatte. Schließlich schüttelte er den Kopf und stempelte meinen Pass ab, dabei lächelte er leicht. Er gab mir die Dokumente zurück, winkte uns durch und zwinkerte Nala verschmitzt zu.

Ich musste auch kichern. Das war unser erster gemeinsamer, hochoffizieller Grenzübertritt gewesen. Und das war's? All die Sorgen, die ich mir gemacht hatte. All der Aufwand. All das Geld, das notwendig gewesen war, um die richtigen Dokumente für Nala zu beschaffen. Eigentlich hätte es doch nicht mehr als ihr unwiderstehlich süßes Gesicht gebraucht. Das war an sich schon eine Eintrittskarte.

Auf meiner Reise durch Südeuropa war ich lange Zeit naiv davon ausgegangen, Griechenland sei ein Land des ewigen Sonnenscheins. Irgendwie hatte ich wohl angenommen, dass die Leute selbst im Januar nur im T-Shirt herumliefen. Es dauerte nicht lange, bis meine Illusionen zerplatzten. Ich hatte geplant, auf dem Landweg nach Athen zu radeln. Doch unterwegs wurde es eiskalt. Ein scharfer Wind blies von Norden, und ich konnte frischen Schnee auf den Berggipfeln erkennen.

Der Winter war noch lange nicht vorbei.

Wenig später zog Nala erneut Aufmerksamkeit auf sich, und dieses Mal von völlig unerwarteter Seite.

Sie hatte gegen Mittag ausgiebig geschlummert, saß nun wach in ihrer Tasche und studierte die Landschaft. Wir passierten mehrere kleine Bauerndörfer hintereinander, und die Leute deuteten auf uns und lächelten. Als wir an einem kleinen Pausenhof vorbeifuhren, winkten uns die Kinder zu und riefen etwas.

Ich zauste Nalas Nacken.

»Ist ja so, als würde man mit den verdammtten Royals reisen«, sagte ich.

Aber dann, fünfzehn oder zwanzig Kilometer hinter der Grenze, tauchte plötzlich ein Polizeiwagen hinter uns auf. Ich gab ihm ein Zeichen, dass er mich überholen könne, aber das Auto blieb dicht hinter uns kleben.

»Oha«, meinte ich nur. »Das riecht nach Ärger.«

Tatsächlich leuchtete wenig später Blaulicht hinter uns auf. Als ich mich umwand, sah ich, dass nur ein einziger Polizist im Auto saß. Er winkte mir zu und bedeutete mir, dass ich anhalten sollte.

Ich fuhr von der Straße und hielt neben einer Kirche.

Es war wie eine Filmszene. Ein kleiner Mann mittleren Alters in einer staubigen dunkelblauen Uniform stieg aus dem Wagen und kam uns langsam entgegen. Sofort fiel mir die Pistole ins Auge, die im Holster an seinem Gürtel hing. Ich konnte mir nicht vorstellen, irgendwelche Gesetze gebrochen zu haben, holte aber vorsichtshalber meine Dokumentenmappe hervor. Wieder einmal hätte ich mir keine Sorgen machen müssen. Der Polizist ging geradewegs an mir vorbei zur Vorderseite des Fahrrads.

»Ihre Katze ist wunderschön«, sagte er und beugte sich über Nala. »Wie heißt sie?«

»Nala.«

»Hallo, Nala«, meinte er und kraulte zärtlich ihren Nacken.

Ich hatte meinen Pass in der Hand und hielt ihn ihm entgegen, aber er winkte ab.

»Wohin geht die Reise, mein Freund?«, fragte er.

»Athen. Irgendwann«, meinte ich. »Es braucht ein paar Tage mit dem Fahrrad dorthin.«

Er deutete auf die Berge und den stahlgrauen Himmel darüber.

»Das Wetter wird richtig schlecht. An Ihrer Stelle würde ich mir bald eine Stelle zum Übernachten suchen.«

»Okay«, sagte ich. »Mache ich.«

»Sie wollen doch bestimmt nicht, dass Ihre Katze sich eine Erkältung einfängt.«

Er beugte sich vor und streichelte Nala ein letztes Mal, wobei er Küsschen in die Luft schmatzte.

»Gute Reise, Nala«, verabschiedete er sich, nickte mir zu und ging zurück zu seinem Wagen. Kurz darauf war er verschwunden. Einfach so.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. Hatte der Polizist mich ernsthaft angehalten, um mich vor dem Regen zu warnen? Oder hatte er nur Nala begrüßen wollen? Ich wusste es nicht. Das eine klang genauso verrückt wie das andere. In jedem Fall war sein Rat genau richtig gewesen. Als ich gerade in die nächste Stadt einrollte, schlug das Wetter um. So schnell ich konnte, baute ich das Zelt auf und machte es mir drinnen mit Nala gemütlich. Schon bald hörten wir den Regen aufs Zeltdach trommeln. Ich widmete mich zufrieden der Arbeit und feilte an den Plänen für Athen.

Da das Geld knapp war, hatte ich eine Couchsurfing-Webseite besucht, die Ricky und ich anfangs mehrfach in Anspruch genommen hatten. Ein paar Gratis-Übernachtungen würden mir einen Teil meiner Sorgen nehmen. Für einen Ort weiter im Norden, ein Dorf namens Neos Skopos, das auf dem Weg nach Thessaloniki lag, hatte ich schon eine Einladung von Bekannten meiner Tante, aber ich hatte auch ein Gesuch für ein paar Übernachtungen in Athen eingestellt. Da man Edinburgh »das Athen des Nordens«

nannte, fand ich, dass ich mir das Original ansehen sollte. Ziemlich schnell traf ein Angebot ein: Eine Familie schrieb, dass sie uns gern bei sich aufnehmen würde. Zunächst nahm ich an, dass sie mir das Angebot aus reiner Freundlichkeit machten, aber eigentlich hätte ich mir denken können, dass noch mehr dahintersteckte. Die Mutter gestand mir, dass ihre Tochter ein riesiger Katzenfan sei und auf meinem Profil gelesen habe, dass ich mit einer reiste.

»Sie kann es kaum erwarten, Nala kennenzulernen«, schrieb sie in ihrer E-Mail.

Bei meinem anderen Bestreben war Nala leider keine so große Hilfe: Ich brauchte eine Arbeit. Ich hatte den Entschluss gefasst, mal wieder ein bisschen Geld zu verdienen. Nala war eine Zusatzausgabe, und ich wollte nicht mit leeren Taschen dastehen, falls sie unterwegs noch einmal krank würde. Anfang April wäre sie sechs Monate alt und würde weitere Impfungen vom Tierarzt benötigen. Außerdem müsste sie vielleicht kastriert werden. Ich war fest entschlossen, die GoFundMe-Spenden für Balou aufzusparen, der von SHEME in Albanien behandelt wurde. Also hatte ich auf etwa ein Dutzend Anzeigen geantwortet, in denen nach Kajak-Guides gesucht wurde. Seit meiner Jugend hatte ich viel Zeit in Kajaks verbracht. Einige Veranstalter hatten sich schon gemeldet und erklärt, sie seien für die kommende Saison voll besetzt. Die anderen machten sich offenbar nicht die Mühe zu antworten. Doch ich war fest entschlossen, es weiter zu versuchen. Vielleicht gab es ja auch eine Firma, die zusätzlich einen Mäusefänger gebrauchen konnte.

Die folgende Woche wurde von Jekyll-und-Hyde-mäßigen Wetterumschwüngen regiert. Innerhalb weniger Augenblicke wurde strahlender Sonnenschein von schweren Gewittern abgelöst und wieder zurück. Sobald die Sonne schien, war Nordgriechenland das reinste Paradies, keine Frage. Wir durchfuhren den Nordwesten und verbrachten die Abende damit, unser Zelt am Rand einsamer Buchten aufzustellen, den Möwen beim Kreisen über der See zuzugucken und dem Rauschen der Wellen zu lauschen. Aber wenn der Regen kam, war es wie zu Hause in Schottland. Duster, nass und klamm. Mir machte das nichts. Es war schön, auf der Straße unterwegs zu sein und von einem Ort zum nächsten zu fahren. Das war genau die Art von Radtour, die ich liebte, das Leben in der

Natur, das ich absolut genoss – auch wenn ich nicht geplant hatte, dieses Abenteuer mit einer verspielten Katze zu erleben.

Nala wurde schnell erwachsen. Sie war nach wie vor ein drahtiges kleines Ding, aber die Zeit, in der sie in meine Handfläche gepasst hatte, war lange vorbei. Außerdem unternahm sie immer selbstbewusster Einzeltouren.

Wenn sie sich sicher fühlte, spazierte sie ziemlich weit weg. Es war lustig, sie zu beobachten, wenn wir an einem neuen Ort ankamen. Sie begann damit, alles gründlich zu untersuchen, schnüffelte in klassischer Katzenmanier das Territorium ab, wobei sie mich mehr als einmal an eine forensische Einheit erinnerte. Sie erkannte den Geruch anderer Tiere und rieb sich an allem Möglichen, um ihre eigene Duftmarke zu verteilen. Inzwischen hatte ich gelernt, dass Katzen extrem viel aus Gerüchen ablesen können. So als würden sie ein Handbuch lesen oder auf eine Landkarte schauen. Aber sobald Nala zufrieden mit ihren Erkundungen war, begann sie damit, sich lustig die Zeit zu vertreiben. Sie war eine richtige Athletin und sprang und kletterte auf Dinge, bei denen ich es nicht für möglich gehalten hätte. Eine ihrer Superkräfte, mutmaßte ich. Aus dem Stand konnte sie fast drei Meter weit springen, so als hätte sie kräftige Federn in den Hinterbeinen. Und sie kannte keine Angst. Darin ähneln wir uns, dachte ich gern.

Aber genau wie ich hatte auch sie die Angewohnheit, sich in Schwierigkeiten zu manövrieren. Sich zu übernehmen. Eines Abends, als ich gerade das Zelt an einer geschützten Stelle mit einem weiteren idyllischen Küstenblick aufbaute, hörte ich sie laut miauen.

Einen Moment lang ignorierte ich ihr Gemaunze. Sie hatte ihr Abendessen und etwas zu trinken bekommen. Sie war auf dem Klo gewesen. Was konnte sie jetzt noch wollen? Aber sie hörte nicht auf, sondern wurde immer lauter und heftiger. Außerdem miaute sie nun in kurzen, scharfen Schüben. Es klang fast so, als würde Wut mitschwingen. Wenn ich es nicht anders gewusst hätte, hätte ich angenommen, sie würde wild fluchen.

Ich unterbrach den Zeltaufbau und machte mich auf, um nach ihr zu sehen. Dabei war ich mir sicher, dass sie mal wieder zur

nächsten Waldlichtung unterwegs war. Ich suchte die unteren Äste ab, konnte sie jedoch nirgends entdecken.

Das Miauen setzte erneut ein. Noch lauter dieses Mal.

Ich merkte, dass es von oben kam. Also sah ich hoch, und tatsächlich, da war sie: auf einem dünnen Ast in ungefähr sechs Metern Höhe.

»Wie zum Teufel bist du da hochgekommen? «

Sie war augenscheinlich über die dickeren Äste nach oben geklettert und dann auf diesen gesprungen, ohne das Risiko erkannt zu haben. Da hatte sie sich wohl zu weit aus dem Fenster gelehnt. Das Problem bestand darin, dass der dünne Ast wild im Wind auf und ab schaukelte. Nun hatte Nala offenbar Angst, wieder auf einen dickeren Ast weiter unten zu springen. Ich sah mich kurz um. Dann kletterte ich ein Drittel des Baums hoch und balancierte auf einem dicken, knotigen Ast. Dort angekommen, umfasste ich das Ende eines dünneren Asts, der in etwa da endete, wo Nala saß. Er war flexibel und leicht zu führen, und ich bog ihn ein Stück weit nach oben, bis er direkt neben Nala war. Das bot ihr einen Notausgang, eine Leiter zurück zu mir. Erst wirkte sie wenig begeistert und stand unsicher davor, wobei sie sich immer wieder vor und zurück bewegte, so als wollte sie Mut für einen Sprung sammeln.

»Komm schon, Nala!«, rief ich mehrere Male. »Das schaffst du.«

Irgendwann wagte sie es und huschte wie ein Hochgeschwindigkeitsseiltänzer über die Fluchtleiter. Sie machte nicht einmal bei mir halt, sondern wetzte direkt ganz nach unten, wo sie mit einem dumpfen Geräusch aufsetzte.

Als ich schließlich wieder nach unten geklettert war, hatte sie sich schon längst geputzt und war davonspaziert, als wäre nichts gewesen.

»War mir ein Vergnügen, Durchlaucht«, murmelte ich und schüttelte den Kopf, als ich sie zum Zelt schreiten sah. Das kurze Miauen, das folgte, klang äußerst ungewohnt. Ich nahm an, dass sie einen weiteren Fluch ausstieß.

Es dauerte eine Woche, bis wir Athen mit dem Fahrrad erreichten. Meine allgemeine Abneigung gegenüber Großstädten verflüchtigte sich in dem Moment, als ich den Parthenon über uns aufragen sah. Sofort wurde ich von der Geschichtsträchtigkeit und der besonderen

Energie des Orts ergriffen. An jeder Ecke schien ein weiteres zerbröckelndes, uraltes Monument oder irgendeine Statue zu warten. Aber modern und lebendig war die Stadt auch.

Die Familie, die angeboten hatte, uns zu beherbergen, wohnte in einem schönen grünen Vorort in der Nähe des Stadtzentrums. Als ich mich dem hübschen Häuschen näherte, war ich etwas verunsichert. Nach einigen rauen Tagen auf der Straße musste ich dringend duschen. Außerdem wusste ich auch nicht, wer oder was mich erwartete. In den E-Mails hatten die Leute sympathisch geklungen, aber man weiß nie, wen man beim Couchsurfen tatsächlich trifft. Nun, ich hätte mir keine Sorgen machen müssen.

Die Eltern, Nick und Iliana, und ihre Tochter Lydia hätten nicht freundlicher und aufmerksamer sein können. Sie hießen uns wie lang vermisste Freunde willkommen. Einen Tag nach meiner Ankunft nahm Nick sogar Kontakt zu Trek, der Herstellermarke meines Fahrrads, auf und buchte einen Werkservice, auf dessen Bezahlung er bestand. Ich konnte es kaum fassen, dass Menschen so nett zu einem Kerl waren, den sie im Grunde gar nicht kannten. Nala kam auch von Anfang an gut mit ihnen klar, was jedoch kein Wunder war, so sehr, wie sie sich um sie bemühten. Insbesondere Lydia hätte wohl am liebsten jede Minute des Tages mit ihr gespielt. Die beiden balgten und rauften und schmusten vor dem Fernseher, so als hätten sie sich ihr Leben lang gekannt.

Ich fand es schön, Nala und Lydia zu beobachten. Es war eine kurze Verschnaufpause von meinem Nala-Dienst und schenkte mir die Zeit, mich um ein paar Dinge zu kümmern.

Seit ich Albanien verlassen hatte, hatte ich regelmäßigen Kontakt zu SHEME gepflegt. Balou hatte einen Rückfall und musste für eine Weile Infusionen bekommen, aber langsam ging es bergauf, und er war nicht nur auf dem Weg zur Genesung, sondern sollte auch bald zu einem Hundetrainer in Tirana kommen. Die Frau aus Großbritannien, die versprochen hatte, ihn aufzunehmen, wollte in den kommenden Wochen auf einen Besuch vorbeikommen. Alles lief seinen geregelten Gang. Ich freute mich, aber es machte mich auch traurig, dass ich ihn nur krank erlebt hatte. So, wie alles voranging, würde er in absehbarer Zeit auf dem Weg nach London sein. Danach würde ich ihn vielleicht nie wiedersehen.

Nick und Iliana folgten mir bei Instagram und erkundigten sich während eines Abendessens nach Balou. Anscheinend gelang es mir nicht besonders gut, meine widersprüchlichen Gefühle zu verbergen, denn sie merkten sofort, dass etwas im Busch war.

»Warum fährst du nicht hoch und schaust nach ihm?«, fragte Iliana.

Nick lächelte und nickte zustimmend.

»Wir können uns ein, zwei Tage um Nala kümmern«, schlug er vor. »Oder, Lydia?«

Sie jubelte vor Freude bei dem Gedanken.

Ich war richtig verdattert. An die Möglichkeit hatte ich überhaupt nicht gedacht.

»Wirklich?«, fragte ich.

»Wirklich«, sagten sie wie aus einem Mund.

Ich stellte eine kurze Recherche an. Vom Athener Busbahnhof fuhr ein Bus über die Grenze und direkt weiter nach Saranda. Ich könnte eine Nachtfahrt buchen, einen Tag mit Balou verbringen und mit dem nächsten Nachtbus zurückkehren. Dann wäre ich nicht länger als sechsunddreißig Stunden fort.

Es bedrückte mich, Nala zurückzulassen. Seit unserer Begegnung in den Bergen waren wir nicht mehr voneinander getrennt gewesen. Aber ich wusste, dass sie in guten Händen war. Als ich mich einige Tage darauf am späten Nachmittag auf den Weg machte, spielte sie gerade mit Lydia und bemerkte nicht einmal, dass ich durch die Tür verschwand.

Die sechsstündige Fahrt war die reinste Tortur. Die Heizung im Bus war voll aufgedreht, und irgendwann dachte ich ernsthaft, ich würde schmelzen. Als ich früh am Morgen endlich in Saranda ankam, ging ich ohne Umschweife direkt zu dem Dorfplatz, wo ich mich schon einmal mit SHEME getroffen hatte.

Wenige Minuten später war er da. Der quirlige kleine Hund, den er neben sich an der Leine führte, sah kein bisschen wie der Balou aus, von dem ich mich wenige Wochen zuvor verabschiedet hatte.

Er war etwa zwei-, dreimal so groß wie der Welp, den ich am Straßenrand gefunden hatte, und sah richtig gesund aus; sein Fell schimmerte seidig, und er lief munter umher. SHEME überließ ihn mir für ein paar Stunden, und ich ging mit ihm in der Stadt spazieren. Es

war wunderschön, sein Ziehen an der Leine zu spüren und ihn dabei zu beobachten, wie er immer wieder im Randgebüsch verschwand – genau wie jeder normale Hund. Er war über den Berg, das war klar zu erkennen.

Ich wollte Nala nicht zu lange allein lassen, also machte ich mich abends auf den Rückweg und verabschiedete mich glücklich von Balou und Sheme, bevor ich den gleichen Bus wie zuvor bestieg. Es fühlte sich so an, als sei damit ein Kapitel beendet. Wahrscheinlich würde ich Balou nicht wiedersehen, wobei ... Wer konnte das so genau sagen? Ich wusste nur, dass ich einen Teil dazu beigetragen hatte, ihm einen neuen Start ins Leben zu ermöglichen. Und das fühlte sich verdammt gut an.

Die Heizung im Bus wummerte wieder auf Höchststufe, aber das entpuppte sich noch als das kleinste Problem. Mittlerweile nahm ich Grenzübergänge auf die lockere Schulter, doch als die albanische Polizei den Bus anhielt, folgte das raue Erwachen. Ich weiß nicht, ob jemand sie alarmiert hatte, dass Drogen oder irgendwas anderes Illegales an Bord seien, aber sie untersuchten alles ganz genau und röntgten den gesamten Bus. Und das nicht nur einmal, sondern gleich zweimal. Irgendwann nahmen sie zwei junge Männer mit in ein kleines Gebäude neben der Kontrollstation. Sie kehrten nicht mehr in den Bus zurück. Insgesamt mussten wir mehrere Stunden an der Grenze warten. Das gab mir reichlich Zeit nachzudenken. Bei unserem letzten Grenzübergang hatte ich die Ausweispflicht noch abgetan und mir gedacht, ich könne mich allein auf Nalas niedliches Gesicht verlassen. Aber wem machte ich damit etwas vor? Einer Untersuchung wie dieser würden wir ohne die korrekten Papiere gewiss nicht heil entkommen. Falls ich noch weiter mit ihr um die Welt reisen wollte, musste ich größere Umsicht walten lassen. In jedem Land herrschten andere Gesetze. Ich durfte nicht riskieren, dass Nala weggezerrt wurde wie die beiden Typen aus dem Bus.

Zurück in Athen, preschte Nala förmlich auf mich zu und sprang in meine Arme, sobald sie mich sah. Sie schnurrte wie verrückt und rieb ihr Köpfchen gegen mich. Ich hielt sie eng in den Armen, bis sie mich schließlich ansah, so als wollte sie sagen: Jetzt reicht's, Kumpel. So sehr hab ich dich auch nicht vermisst.

Kurz darauf trollte sie sich wieder davon und spielte weiter mit Lydia.

Der Februar neigte sich dem Ende zu, und ich wurde allmählich etwas niedergeschlagen, was meine Jobsituation betraf. Ich hatte noch mehr Bewerbungen an Kajakverleihe überall in der Ägäis und auf den Ionischen Inseln geschickt. Wieder waren nur wenige Antworten eingetrudelt, jemand hatte ein paar Fragen bezüglich meiner Erfahrung gestellt und sich nach einem Zertifikat erkundigt, aber ich hatte keine offiziellen Qualifikationen vorzuweisen. Allmählich musste ich über einen Plan B nachdenken. Vielleicht sollte ich mich um einen Job in einer Bar bemühen.

Ich war gerade rechtzeitig zum Mittagessen von einer kleinen Radtour mit Nala durch Athen zurückgekehrt, als eine neue E-Mail aufpoppte. Ein Typ namens Haris schrieb, er betreibe einen Kajakverleih auf der Insel Santorini in der südlichen Ägäis und habe eine Stelle für mich, aber nur, wenn ich sobald wie möglich anfangen könne. Er und sein Bruder brauchten Hilfe, um das Geschäft für den Sommer zu rüsten, und er fragte, ob ich Anfang April startbereit sei. Das war reichlich kurzfristig, und ich kannte mich nicht wirklich mit den griechischen Inseln aus. Also fragte ich Nick und Iliana um Rat. Sie lächelten nur.

»Santorini? Das ist einer der schönsten Orte in Griechenland«, meinte Iliana.

»Auf der ganzen Welt«, schloss Nick. »Da musst du unbedingt nach Santorini, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Von Athen aus kommst du ganz einfach mit der Fähre dorthin.«

Damit war die Entscheidung gefallen. Ich antwortete, dass ich gegen Ende März da sein könne. Dann suchte ich nach Fährverbindungen. Mehrmals pro Woche fuhren Schiffe vom Athener Haupthafen Piräus nach Santorini. Und sie erlaubten die Mitnahme von Katzen, solange sie in einer Transportbox saßen.

Knapp einen Monat bevor ich in See stechen sollte, wollte ich noch ein wenig mehr vom Norden Griechenlands sehen. Denn obwohl niemand etwas in der Richtung gesagt hatte, kam es mir so vor, als wäre ich doch arg lange bei Nick und Iliana geblieben. Eigentlich waren zwei Tage vereinbart gewesen, aber daraus waren inzwischen zwei Wochen geworden. Nun wollte ich Neos Skopos,

Thessaloniki und auch die berühmten heißen Quellen besichtigen, die Thermopylen, die schon ewig auf meiner Wunschliste gestanden hatten. Zu den Quellen sollte es zuerst gehen.

Ich ahnte schon, dass es Nala nicht leichtfallen würde, von Lydia getrennt zu sei. Und tatsächlich, als sie sah, dass ich das Rad belud, wetzte sie zurück ins Haus und versteckte sich unter dem Sofa. Lydia musste mir helfen, Nala hervorzulocken und sie anschließend in ihre Tasche zu setzen. Das dauerte geschlagene zwanzig Minuten.

Der Abschied zog sich hin und kam mir vor wie eine Hollywood-Schmonzette. Die ganze Familie weinte, und es hätte mich nicht überrascht, wenn ein Orchester ein rührseliges Lied im Hintergrund gespielt hätte. Ich konnte mich gerade noch zusammenreißen. Wenn mir das nicht gelungen wäre, wären wir wahrscheinlich heute noch dort. »Keine Angst, du siehst sie wieder«, sagte ich zu Nala, als wir uns auf den Weg machten. Das tiefe, kehlige Knurren war anders als jedes Geräusch, das ich bisher von ihr gehört hatte. Ich nahm an, es sei besser, es nicht zu übersetzen. Nach einem Kompliment klang es jedenfalls nicht.

EIN SEGEN



Anfang März erreichten wir die Thermopylen. Es war unschwer zu erkennen, dass wir uns unserem Ziel näherten. Das gedämpfte Rauschen der Wasserfälle und ein schwacher Geruch nach faulen Eiern wurden immer stärker, je näher wir den schwefelhaltigen heißen Quellen auf den gewundenen Bergstraßen kamen. Sie grenzten an den berühmten Pass, an dem es Leonidas und seinen dreihundert Spartanern vor 2500 Jahren gelungen war, das persische Heer aufzuhalten. Während der Sommersaison war dies ein beliebtes Ausflugsziel von Touristen. Doch zum Glück dauerte es noch ein paar Monate bis dahin, und als ich an der Statue des Leonidas, dem offiziellen Besucherzentrum und Museum sowie dem Parkplatz direkt neben den Quellen vorbeiradete, sah ich nur wenige Autos aus dem Ausland. Einige hatten französische und schwedische Kennzeichen. Ansonsten war es ruhig.

Die Hauptquellen waren ein Netzwerk aus natürlichen und künstlichen Becken und Bädern rund um die Wasserfälle sowie einem schnell dahinfließenden Fluss, der im Zickzack auf das umgebende Waldgebiet zuströmte. Mit Nala auf den Schultern erkundete ich das Gelände und erreichte schon bald ein felsiges Stück Flussufer, das menschenleer war. Nala schien das leicht trübe, türkisfarbene Wasser nicht ganz geheuer zu sein, insbesondere, da ihm auch noch ein leichter Dampf entstieg. Außerdem roch es übel. Sie schnupperte immer wieder in der Luft herum, als wollte sie fragen: Was stinkt hier so? Als ich mich bis auf die Shorts auszog und in den Fluss stieg, sah sie mir ungläubig zu.

Sie hatte ja keine Ahnung, was sie da verpasste. Es war unglaublich, das Wasser war bestimmt 40 Grad warm, und es fühlte sich so an, als nähme man ein heißes Bad und säße gleichzeitig in einem riesigen natürlichen Whirlpool. Ich muss zugeben, dass ich nach einer rauen Woche auf der Straße dringend ein Bad nötig gehabt hatte.

Die Fahrt mit dem Rad hatte vier Tage gedauert und war mörderisch anstrengend gewesen. Kurz nachdem ich Athen verlassen hatte, hatte ich in den Ruinen einer alten Hügelfestung mit spektakulärem Blick über ein weites Tal gecampt. Zum Zelten war der Ort nicht gerade geeignet, und Nala und ich hatten unter dem Sternenhimmel geschlafen. Als wir uns in meinen Schlafsack mitsamt wasserdichtem Biwaksack gekuschelt hatten, war der Himmel noch sternenklar gewesen, aber dann, um fünf Uhr früh, war ich plötzlich von einem ohrenbetäubenden Donnern aufgewacht. Es war mir so vorgekommen, als wäre eine Bombe direkt neben uns hochgegangen. Der Sturm hatte sich genau über unseren Köpfen abgespielt, und der einsetzende Regen war in so dicken Tropfen auf unseren Schlafsack geprasselt, dass ich jeden einzelnen gespürt hatte. Zum Glück war der Sturm genauso kurz wie heftig gewesen, und der Biwaksack hatte dem Wasser standgehalten. Nala war die ganze Zeit über ruhig neben mir liegen geblieben, friedlich schlummernd und vollkommen unbeeindruckt. Aber ich selbst hatte mir schon etwas leidgetan, wie ich da mitten im Sturm gelegen hatte.

Ein ähnliches Gefühl war zwei Tage später aufgekommen, als ich die Hauptstraße verlassen hatte und über einen Schlammweg hatte weiterfahren müssen. Als ich das Rad endlich draußen gehabt hatte, war ich von einer fetten Schlammschicht überzogen gewesen. Und erst jetzt, im heißen Wasser der Quellen, gelang es mir, den letzten Rest abzuschrubben. Schon seit Tausenden von Jahren kamen die Menschen hierher, um in dem schwefelhaltigen Mineralwasser zu baden, dem heilende Wirkungen nachgesagt wurden und das aus der Tiefe entsprang. Als ich endlich fertig war, fühlte ich mich auf jeden Fall zu hundert Prozent besser. Und sauberer als seit Langem.

Es gab in der Gegend viel zu sehen, also baute ich mein Zelt für die Nacht auf. In der Nähe der heißen Quellen entdeckte ich weiter hinten im Wald ein Hotel oder vielleicht auch eine Art

Jugendherberge. Das gelbliche Gebäude befand sich neben dem Fluss, der von den Quellen kam, und hatte die besten Tage bereits hinter sich. Das Gelände war nicht gepflegt und von Pflanzen überwuchert.

Vor dem Haus war ein stoppeliger Rasen, der sich perfekt zum Zelten zu eignen schien. Es war jedoch nicht ganz klar, ob er zum Gelände des Hotels dazugehörte. Ich wollte mir nicht die Mühe machen, das Zelt aufzubauen, nur um es gleich wieder abbauen zu müssen.

Ein junger Typ stand gleich neben dem Eingang der Hotelzufahrt und verkaufte Feigenmarmelade an Touristen. Er entdeckte mich und winkte mit den Armen.

»Ist okay, ist okay«, rief er.

»Sicher, dass ich hier campen kann?«, fragte ich.

»Sicher. Einhundert Prozent. Kein Problem.«

Ich bin schon immer ein Leckermaul gewesen, also kaufte ich ihm als Dankeschön ein Glas süßer Marmelade ab. Er wirkte so erfreut, dass ich annahm, er hatte einen ruhigen Tag gehabt. Während Nala die Umgebung erkundete, bereitete ich den Boden für den Zeltaufbau vor. Mir waren schon vorher ein paar Kinder aufgefallen, die vor dem Hotel spielten. Ich hatte gerade erst das Zelt aufgebaut, als ein paar von ihnen näher kamen. Es waren mehrere kleine dunkelhaarige Mädchen in Jogginghosen und Kapuzenpullovern. Schnell war klar, was ihr Interesse geweckt hatte.

Erschöpft von ihren Erkundungsreisen, war Nala zurückgekehrt und verschlang nun das Futter, das ich für sie vorbereitet hatte. Ich winkte die Mädchen heran, und sie knieten sich neben Nala, lehnten sich kichernd vor und unterhielten sich auf einer Sprache, die nicht wie Griechisch klang.

Ich stellte ihnen Nala vor, das schienen sie zu verstehen.

»Nala, Nala«, wiederholten sie.

Ich hatte noch nie erlebt, dass Nala sich beim Essen stören ließ, und so war es auch. Wenig später spielte sie mit den Mädchen.

Nach etwa zehn Minuten kam ein älteres Mädchen aus dem Haus, winkte und rief nach den jüngeren. Offenbar gab es Abendessen. Das ältere Mädchen wirkte freundlich und nickte mir zu, dann führte es die anderen fort. Sie drehten sich immer wieder

zu uns um und winkten, wobei sie »Ma salama, Nala« riefen. Ich nahm an, dass das Auf Wiedersehen hieß.

Nach dem, was ich gelesen hatte, konnte man das Schwefelwasser trotz seines ekelhaften Geruchs bedenkenlos trinken. Aber ich wusste, dass Nala das nie im Leben tun würde, also ging ich zum Hotel hinüber, um zu fragen, ob ich meine Wasserflasche auffüllen durfte. Vielleicht wurde das lokale Wasser dort irgendwie aufbereitet, überlegte ich.

Je näher ich kam, desto deutlicher erkannte ich, dass es sich nicht um ein normales Hotel handelte. Von den meisten Balkonen hingen lange Wäscheleinen voller Kleidung. Auf anderen schliefen Menschen in Hängematten. Neben einem der Zimmer schien eine Gruppe Frauen etwas zuzubereiten, was wie ein Kaninchen über offener Flamme aussah.

Im Foyer war kaum etwas von der alten Einrichtung übrig geblieben, nur noch ein paar alte Ledersofas standen dort. Mehrere Männer hatten es sich darauf bequem gemacht und guckten in dröhnender Lautstärke eine Fernsehsendung, vermutlich auf Arabisch.

Ich wollte sie gerade ansprechen, als ein junger Typ vorbeikam, der Tee in kleinen Glastässchen balancierte. Er wirkte überrascht, mich zu sehen.

Ich hielt meine Wasserflasche hoch und deutete auf Nala, die auf meiner Schulter saß.

»Für meine Katze«, sagte ich.

Es stellte sich heraus, dass er ein wenig Englisch sprach.

»Ah, okay, Wasser«, meinte er und entspannte sich etwas, bevor er den Männern auf den Sofas den Tee reichte. »Moment.«

Er bedeutete mir, ihm zu folgen.

»Komm mit.«

Er führte mich in eine kleine Küche, wo er ein wenig Wasser aus einem großen Plastiktank zapfte. Es sah trinkbar aus.

Auch die Küche hätte dringend repariert werden müssen. Die Wände waren verschmutzt, und die Farbe blätterte ab. Die Küchenutensilien machten einen verrosteten Eindruck, so als hätte man sie schon lange nicht mehr benutzt.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte ich den Typen.

»Das war mal ein Hotel«, meinte er.

»War mal? Und was ist es jetzt?«

»Oh, wir sind Geflüchtete. Das ist jetzt ein Flüchtlingsheim.«

Das überraschte mich. Irgendwie hatte ich immer – anscheinend fälschlicherweise – gedacht, Flüchtlingsunterkünfte seien triste Orte, umgeben von hohen Drahtzäunen und mit Hunderten Zelten. Total provisorisch. Natürlich war auch diese Herberge eher schlicht, aber die Location war unschlagbar. Wie es sich anfühlen musste, unter den gegebenen Umständen dort zu leben, war noch mal eine ganz andere Sache. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also bedankte ich mich bei dem Mann und ging nach draußen. Auf dem Rückweg zum Zelt ließ ich mir Zeit und spazierte gemächlich über die Anlage. Die Atmosphäre war seltsam. Einerseits wirkten die Kinder allesamt sehr zufrieden. Ein Grüppchen sprang von Felsblöcken in den schnellen Fluss direkt neben dem Gebäude. Ein anderes spielte auf der Hotelrückseite Fußball. Sie sahen so aus, als hätten sie keinerlei Sorgen. Aber anderswo saßen die Erwachsenen zusammen, auf Felsen oder auf kaputten alten Stühlen, und unterhielten sich leise. Im Gegensatz zu den Kindern sahen sie so aus, als trügen sie die Last der Welt auf den Schultern.

Ich wollte nicht stören und kehrte zum Zelt zurück, um mit Nala zu Abend zu essen. Inzwischen war es fast dunkel geworden. Die Fahrt hatte lange gedauert, und ich nickte bald ein. Nala weckte mich am nächsten Morgen so wie immer, wenn auch ein wenig später. Als ich die Zeltplane öffnete, um sie herauszulassen, zuckte ich erschrocken zurück. Neben meinem Fahrrad lag eine Plastiktüte. Ich traute meinen Augen nicht, als ich sie öffnete. Sie war mit Orangen, Tomaten, Brot und Wasser gefüllt. Im Grunde ein komplettes Frühstück.

»Was zur Hölle ...?«

Jemand aus dem Flüchtlingsheim musste sie dort abgelegt haben. Sie hatten mit Sicherheit nicht viel, hatten mir aber trotzdem etwas abgegeben. Ich war sprachlos.

Es war ein strahlender Morgen, und ich setzte mich vor mein Zelt und genoss das Essen. Das Brot schmeckte hervorragend zu der Feigenmarmelade, die ich gekauft hatte.

Meine Fahrradkette hatte sich während der Fahrt auf den Berg eigenartig verhalten, also beschloss ich, den Morgen für einen kleinen Check zu nutzen. Ich hatte das Rad gerade umgedreht, als die kleinen Mädchen vom Vorabend auftauchten, diesmal mit weiteren Freundinnen im Schlepptau.

»Nala, Nala«, erklärten sie den neuen Mädchen aufgeregt.

Ich ließ sie zusammen spielen und machte von uns allen ein Foto. Die Mädchen sahen glücklich und zufrieden aus; man hätte nie ahnen können, dass sie in einem Flüchtlingsheim lebten. Ich nahm an, dass ihr Leben hier besser sein musste als das, welches sie zurückgelassen hatten. Ich traute mich nicht, mir auszumalen, was sie alles hatten erdulden müssen, um hierher zu gelangen.

Ich werkelte noch immer am Fahrrad herum, als ein Mann mittleren Alters in Jeans, Pullover und mit einer abgewetzten alten Baseballkappe auf mich zukam. Er schien die Mädchen zu kennen und plauderte kurz mit ihnen, dann gesellte er sich zu mir. Er sprach leise und machte einen gebildeten Eindruck. Auf jeden Fall konnte er gut Englisch. Er fragte, ob ich Hilfe benötigte, aber ich sagte, ich käme schon zurecht. Dann ließ er sich im Schneidersitz auf den Rasen sinken.

»Woher kommen Sie?«, fragte er.

»Schottland.«

»Ah, Dudelsäcke«, er lächelte, drückte den Arm unter die Achsel und tat so, als würde er hineinblasen. Ich dachte insgeheim, dass das eine ziemlich unbeholfene Nachahmung eines Dudelsackspielers sei.

»Genau richtig.«

»Und wohin fahren Sie? Athen? Thessaloniki?«

»Um die Welt. Mit meiner Katze da drüben«, erklärte ich.

Er drehte sich um und sah zu Nala, die mit den kleinen Mädchen spielte. Dann lächelte er und nickte.

»In meiner Religion, dem Islam, hat der Prophet Mohammed mit einer Katze auf dem Schoß gepredigt. Als er sie eines Tages auf dem Ärmel seines Gewands schlafend vorfand, trennte er den Ärmel ab, damit sie in Ruhe weiterschlafen konnte«, sagte er und lächelte breit. »Deswegen wird behauptet, dass Katzenliebe ein Zeichen für

Gläubigkeit ist.« Ich nickte. Das erklärte die Reaktionen auf Nala, die mir in Albanien und auch sonst aufgefallen waren.

Dem Mann schien ein Gedanke zu kommen. »Fahren Sie auch durch die Türkei?«

Ich nickte.

»Das ist der Plan.«

»Die werden Ihre Katze lieben«, meinte er, wobei sein Lächeln verblasste. »Aber seien Sie vorsichtig. Bleiben Sie im Norden, und fahren Sie bloß nicht in die Nähe der Grenze nach Syrien.«

»Kommen Sie von dort?«

Er nickte bedächtig.

»Es ist sehr schlimm da«, sagte er langsam. »Sehr schlimm.«

In den Jahren zuvor hatte ich oft in den Fernsehnachrichten gesehen, dass syrische Flüchtlinge ihr Leben riskierten, um Bomben und Schüssen zu entgehen und dann mit kleinen Booten nach Griechenland zu fahren. Es sah höllisch aus. Ich konnte mir nicht einmal ansatzweise vorstellen, was diese Menschen durchlebten.

»Kommen alle hier von dort?«, fragte ich ihn.

»Nicht alle. Manche sind aus dem Irak, manche sind Kurden. Wir sind hier gefangen.«

»Gefangen?«

»Wir dürfen nicht weiter. Wir wollen nach Deutschland. Oder Schweden. Oder Schottland«, sagte er lächelnd. »Aber kein Land zwischen hier und da lässt uns über die Grenze.«

Auch davon hatte ich schon gehört. Viele Balkanländer hatten die Grenzen dicht gemacht, um den Flüchtlingen die Einreise zu verweigern. Sie waren so weit gekommen und steckten dann fest, konnten weder weiter nach Nordeuropa noch in ihr Zuhause zurück, vor dem sie davongelaufen waren.

»Ein netter Ort zum Festsitzen, nehme ich mal an«, sagte ich und versuchte, das Gespräch etwas aufzulockern.

Er sah sich um und nickte.

»Das war mal ein Hotel«, meinte er.

»Aye, hat mir jemand erzählt«, gab ich zurück.

»Die griechische Regierung hat es in ein Zentrum für uns umgewandelt. Und wir haben ein Zuhause daraus gemacht. Wir haben eine kleine Bibliothek für die Kinder«, erklärte er und sah

lächelnd zu den Mädchen hinüber. Aber dann wurde seine Miene wieder ernst.

»Wer weiß, wie lange wir noch hier sein können. Sie werden bald wollen, dass wir weiterziehen. Vielleicht müssen wir zurück in die Türkei oder in ein anderes Heim.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen zwischen uns. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte.

Was *konnte* ich sagen?

Er durchbrach die Stille nach einer Weile und lächelte wieder.

»Radeln Sie bis nach Australien?«

»Australien? Ja, vielleicht. Eines Tages.«

»Da würde ich gern mal hin. Kängurus sehen«, meinte er, richtete sich auf und fing mit der nächsten Vorführung an. Dieses Mal imitierte er Skippy. Er kicherte kurz, so als wäre er glücklich über seinen kleinen Witz.

Ich bot ihm eine der Orangen an, die man mir gegeben hatte.

»Shukran. Danke schön«, sagte er und nahm sie lächelnd entgegen.

Ich schälte mir auch eine. Sie schmeckte bedeutend süßer als diejenigen, die ich am Straßenrand in Albanien gepflückt hatte.

»Nein, ich muss mich bedanken. Jemand hier hat sie mir geschenkt«, meinte ich. »Das wäre nicht nötig gewesen.«

Er nickte zu den kleinen Mädchen hinüber und musterte mich kurz.

»Sei ein Segen für andere, und du wirst gesegnet sein«, sagte er.

Abgesehen davon, dass ich den Mädchen meinen Segen gegeben hatte, mit Nala zu spielen, hatte ich mich nicht besonders eingebracht, zumindest nicht, dass ich wusste. Aber ich verstand, was er meinte, und wollte ihm nicht widersprechen, denn im Grunde sah ich es genauso.

Er blieb noch eine Weile neben mir sitzen, aß langsam die Orange und guckte zu, wie ich am Fahrrad schraubte. Ich glaube, ich war eine angenehme Abwechslung, jemand, der die Monotonie durchbrach. Aber irgendwann rappelte er sich auf, deutete eine Segnung an und entfernte sich mit einem Nicken. So ging es den ganzen Tag weiter. Hin und wieder verschwand ich im Zelt, um mich

kurz im Schatten auszuruhen. Aber sobald ich dort lag, erschien ein fremdes Gesicht zwischen der Zeltöffnung, um Wasser für Nala anzubieten oder eben einfach nur den Mann mit den Tätowierungen und dem komischen schottischen Akzent zu sehen. Es kam mir so vor, als wären Nala und ich das neue Unterhaltungsprogramm des Flüchtlingsheims. Das sollte mir recht sein. Ich erhellte gern die Stimmung, insbesondere die der Erwachsenen. Doch letzten Endes blieb alles an Nala hängen, klar. Niemand wäre zu mir herübergekommen, wenn sie nicht dabei gewesen wäre. Sie öffnete mir die Augen für eine größere Welt.

Nach dem Mittagessen spielte ich eine Weile mit den Kindern und kickte einen ollen und reichlich platten Fußball mit ihnen herum. In Großbritannien hätte man das Teil wohl in den Müll geworfen. Aber diesen Kindern schien es völlig egal zu sein. Dann holte ich das Frisbee heraus, das ich mit dabei hatte, und brachte ihnen bei, wie man es sich zuwarf. Nala war ganz in ihrem Element, jagte die Scheibe und versuchte, sie aus dem Flug zu fangen, was die Kinder mit Schreien und Gelächter quittierten.

Sie wuchsen mir schnell ans Herz, und so zog ich am Nachmittag los und radelte zusammen mit Nala zu einem Supermarkt, den wir auf der Hinfahrt passiert hatten. Dort kaufte ich einen Stapel Schokolade und Süßigkeiten, die ich unter den Kindern verteilte. Sie verschlangen alles, und es herrschte eine Stimmung wie bei einem Kindergeburtstag. Es war schön, das Lachen auf ihren Gesichtern zu sehen. Ich konnte nicht abschätzen, wie oft sie so etwas erlebten. Aber es war genau so, wie der syrische Mann gesagt hatte. Jemand aus dem Heim war freundlich zu mir gewesen, und das Mindeste, was ich tun konnte, war, den Gefallen zu erwidern. Die Mädchen blieben bei uns, bis die Sonne hinter den riesigen Bergen im Norden verschwand und ihre Mütter sie zum Abendessen riefen. Als sie sich aufmachten zu gehen, schenkte ich einer von ihnen das Frisbee. Zunächst verstand sie es nicht, aber dann malte sich ein breites Lächeln auf ihrem Gesicht ab.

Abends postete ich das Foto von Nala und den kleinen Mädchen bei Instagram. Eine politische Message schrieb ich jedoch nicht dazu, dazu fühlte ich mich nicht wirklich qualifiziert. Stattdessen kommentierte ich nur, dass ich einen wunderbaren Tag mit den

Kindern und anderen Bewohnern des Flüchtlingsheims verbracht hatte. Etwas Besseres fiel mir nicht ein. Wenn auch nur eine Person dadurch auf die Situation dieser Menschen aufmerksam wurde, hatte es sich schon gelohnt. Also, noch jemand außer mir, meine ich .

Am nächsten Morgen brach ich früh auf, konnte jedoch nicht aufhören, an die Leute in der Unterkunft zu denken. Menschen, die man aus ihrem Heim und ihrer vertrauten Gemeinschaft gerissen und denen man alles genommen hatte. Und obwohl sie nichts mehr hatten, fanden sie doch noch etwas, das sie einem schenken konnten. Das machte mich extrem demütig. »Ab jetzt keine Beschwerden mehr, weder von dir noch von mir«, sagte ich zu Nala, während wir davonradelten.

Die zufällige Begegnung mit den Flüchtlingen beschäftigte mich während der gesamten Weiterfahrt durch Nordgriechenland. Mein nächstes Ziel waren Freunde meiner Tante Helen, die in einer kleinen Stadt namens Neos Skopos lebten. Wie meine Athener »Familie« waren auch sie extrem großzügig und organisierten sogar eine eigene Unterkunft für mich und Nala, nur wenige Straßen von ihrem Haus entfernt. Außerdem luden sie uns zu einer riesigen Aschermittwochfeier ein, die den Beginn der vierzigtägigen Fastenzeit einläutete. Aber selbst als ich meinen Teller mit Hummus, Taramas und Pitabrot belud, waren meine Gedanken bei den Geflüchteten, und ich musste an ihre mageren Essensvorräte denken. Ganz gleich, wie oft ich mir auch einzureden versuchte, dass ich nichts daran ändern könne. Das Gleiche passierte, als ich nach Thessaloniki weiterfuhr, der zweitgrößten Stadt Griechenlands. Auf dem Weg dorthin mussten wir ein paar Nächte im Zelt verbringen. Wieder einmal wurden wir dabei vollgeregnet, aber sobald auch nur der kleinste Funken Selbstmitleid aufkam, murmelte ich leise mein neues Mantra.

Was hatten diese Kinder alles erlebt? Wo hatten sie schlafen müssen?

Als wir in Thessaloniki ankamen, klarte das Wetter kurz auf, was uns die Gelegenheit gab, die Stadt zu erkunden. Früher war sie eine der größten Städte des Byzantinischen Reiches gewesen, heute beeindruckte sie durch einen Mix aus Alt und Modern. Mit Nala auf der Schulter erkundete ich antike Monumente wie das Römische

Forum, die Rotunde und den Galeriusbogen, ein Ehrenmal, das an einen wichtigen Militärsieg erinnerte. Nala interessierte sich natürlich wesentlich mehr für die Parks und Grünflächen. Sie hatte eine krasse Begeisterung für Vogelbeobachtung entwickelt und machte immer so ein seltsames Klicken, wenn sie einen sah, der oben auf einem Baum hockte. Vermutlich dachte sie darüber nach, ob der Vogel nicht ein nettes Abendessen abgeben würde, aber ich ließ sie nicht von der Leine. Was sonst geschehen wäre, mochte ich mir nicht einmal ausmalen.

Während des Aufenthalts in Thessaloniki wollte ich mich um ein paar Dinge kümmern – wichtige und weniger wichtige.

Mein erstes Tattoo hatte ich mir mit neunzehn am Bein stechen lassen. Ich war einfach nach Newcastle gefahren und hatte mir irgendein Muster ausgesucht, eine größere Bedeutung steckte nicht dahinter. Aber seitdem hatte ich mir noch rund zehn weitere machen lassen, und viele standen für besondere Momente in meinem Leben. Dazu zählte auch eine Liedzeile aus Eminems Song *Till I Collapse*, die ich mir auf den Oberkörper hatte stechen lassen. Der Appell »Look within yourself when you feel weak«, also »Kehre deinen Blick nach innen, wenn du dich schwach fühlst«, ging mir immer noch nah. Nun hatte ich eine Weile darüber nachgedacht, mir Nala zu Ehren ein weiteres Tattoo machen zu lassen. Sie war ein Teil von mir geworden, und dem wollte ich Tribut zollen.

Ich entdeckte ein gutes Tattoostudio, und die junge Inhaberin stach mir das Abbild von Nalas Pfotenabdruck aufs Handgelenk. Mir war es wichtig, das Tattoo da zu haben, wo ich es immer sehen konnte. Und das Resultat war genau das, was ich erhofft hatte.

Danach ging ich ins Hostel zurück, wo ich ein Zimmer für uns gebucht hatte, und rief Christina an, die bei The Dodo arbeitete – der Webseite, die Interesse an meiner Story bekundet hatte. Am Anfang war es komisch, über mich selbst zu sprechen, und ich war mir auch wegen meines schottischen Akzents reichlich unsicher. Ich erwartete nicht, dass Christina mit den Feinheiten des Dunbar-Slangs vertraut war. Aber nach und nach entspannte ich mich und genoss es einfach, detailliert über die dramatische erste Begegnung mit Nala sprechen zu können. Christina meinte, es sei großartig, wenn sie ein

paar Szenen aus meinen Videos zusammen mit dem Artikel veröffentlichen dürften.

Es dauerte eine Weile, bis ich die alten Clips durchgeschaut und ihr ein bisschen Material zugeschickt hatte. Zwischenzeitlich bockte das Internet so schlimm herum, dass ich fast aufgab, aber irgendwann schaffte ich es. Christina hatte mir keine Versprechen hinsichtlich des Artikels gemacht, und so erhoffte ich mir nicht zu viel davon. Ich wollte mich keinen Illusionen hingeben. Wer würde schon etwas über einen schottischen Aussteigertypen und seine Straßenkatze lesen, geschweige denn Videos von den beiden sehen wollen?

Die Rückreise nach Athen war lustig – und ereignisreich.

Ich machte unter anderem in Volos halt, wo ich auf der Couch einer Frau namens Felicia pennen durfte. Sie war unglaublich nett, ging abends mit mir aus und stellte mir ihre Freundin Yamaya und noch zahlreiche andere Leute vor, was ich echt zu schätzen wusste. Ich wollte zwar nicht wieder zum Partymonster werden, aber ab und an war es schön, ein bisschen die Sau rauszulassen .

Als ich weiter Richtung Süden fuhr, kam es zu ein paar kleineren Problemen. Einmal rutschte mir bei einer Flussüberquerung das Fahrrad aus der Hand, wobei meine gesamten Sachen patschnass wurden und Nala einen ordentlichen Schreck bekam. Ich musste alles zum Trocknen am Flussufer ausbreiten, aber das machte mir nichts. Das hatte ich mir schließlich mehr oder weniger selbst ausgesucht, und wie könnte ich in Selbstmitleid versinken, wenn ich doch gerade erst gesehen hatte, dass das Leben anderer Menschen ohne ihr Zutun vollkommen auf den Kopf gestellt wurde?

Mein Weg führte wieder an den heißen Quellen und der Flüchtlingsunterkunft vorbei. Ich wollte kurz Hallo sagen, aber als ich mich dem Gebäude näherte, fiel mir auf, dass dort wesentlich mehr los war als vor einer Woche. Dutzende Leute warteten mit Tüten und Rucksäcken auf der Straße. Auch ein paar offiziell aussehende Typen standen herum, manche von ihnen trugen Uniform. Ich radelte ein Stück weiter in Richtung Eingang, wo ich vorher gezeltet hatte. Als ich Rufe hörte, verlangsamte ich die Fahrt.

»Nala, Nala, Nala!«

Einige Kinder kamen nach draußen gerannt, um uns zu begrüßen, einige von ihnen erkannte ich als die Mädchen wieder, die mit Nala gespielt hatten. Sie versammelten sich um das Fahrrad, und ein oder zwei von ihnen kraulten Nala vorsichtig.

Am liebsten wäre ich geblieben, hätte mein Zelt aufgebaut und etwas Zeit dort verbracht. Ich wollte mehr erfahren und die Geschichten der Menschen hören, die an diesem Ort lebten. Aber die Kinder wurden schon bald zurück nach drinnen gerufen. Irgendetwas hatte sich verändert. Vor dem Hotel standen Familien in Grüppchen, vor ihnen lagen ihre gesamten Habseligkeiten. Vielleicht hatte der Syrer, mit dem ich die Orangen geteilt hatte, recht gehabt, und sie wurden umgesiedelt. Ich fragte mich, wohin der Weg sie nun führen würde. Und was danach passieren würde. Diese Grübeleien brachten mich auf. Ich winkte den Kindern – und dem Flüchtlingsheim – zum Abschied und wünschte ihnen das Beste.

Am nächsten Tag hatte ich Geburtstag.

Ich baute mein Zelt an einem wunderschönen Fleck mit Meerblick auf und verbrachte den Tag damit, mit Nala abzuhängen und mit meiner Mum, meinem Dad und meiner Schwester zu telefonieren. Vielleicht lag es an dem Besuch der Flüchtlingsunterkunft oder daran, dass ich in den vergangenen Wochen viel Zeit mit anderen Familien verbracht hatte – ich hatte deutlich mehr Heimweh als sonst. Es war auch der erste Geburtstag, den ich außerhalb von Dunbar feierte. Es tat gut, mit meiner Familie zu reden und Neuigkeiten auszutauschen. Die anderen hatten sich Sorgen wegen meiner Geldprobleme gemacht und freuten sich zu hören, dass ich bald auf Santorini arbeiten würde. Meine Mum hatte einen Kuchen gebacken, den die drei verputzten, während ich über Video zusah.

»Schön aufessen. Andere könnten einen Monat lang davon leben«, meinte ich.

»Oh Gott, jetzt klingst du schon wie dein Vater«, gab meine Mutter lachend zurück.

Das stimmte. Als meine Schwester und ich klein waren, hielt er uns öfter Vorträge über die hungernden Menschen überall auf der Welt und erklärte, wie viel besser es uns im Vergleich zu ihnen

ginge. Wie die meisten Kinder hörte ich nicht richtig zu, aber jetzt verstand ich es.

Vier oder fünf Tage später war ich endlich wieder in Athen. Da ich noch ein bisschen Zeit vor dem Auslaufen der Fähre hatte, kam ich auf die Einladung von Iliana, Nick und Lydia zurück und übernachtete noch einmal bei ihnen. Insbesondere Lydia war hellauf begeistert, Nala wiederzusehen. Es war schön, wieder zusammen zu sein – wenn auch nur kurz. Nala wurde zur Begrüßung stürmisch mit Küsschen übersät und schlüpfte schnell in die liebgewonnene Athener Routine.

Als ich das Ticket für die Fähre kaufte, hieß es, Nala müsse die ganze Zeit über in einer Transportbox bleiben. Also fuhren Iliana und ich zu einem Tierfachgeschäft und kauften eine neue Box mit großem Fenster, sodass Nala mich jederzeit gut sehen konnte. Abends ließ ich es auf einen Versuch ankommen. Nala hatte überhaupt keine Lust, in die Box zu gehen, aber darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen. Wenn wir erst einmal an Bord der Fähre wären, würde ich bestimmt eine Möglichkeit finden, ihr heimlich ein bisschen Auslauf zu gönnen.

Die Abreise verzögerte sich mehrmals wegen schlechten Wetters, doch dann war es endlich so weit. Ende März verabschiedete ich mich erneut von Iliana, Nick und Lydia, dieses Mal gab es etwas weniger Tränen. Ich versprach, dass ich auf jeden Fall wieder vorbeikommen würde.

Am späten Abend fuhren wir über eine Rampe auf die riesige Fähre, und ich machte mich innerlich für eine lange Nachtfahrt bereit. Ich stellte das Fahrrad ab und ging dann aufs Oberdeck, wo ich Nala in einer abgelegenen Ecke aus der Box holte und ein bisschen auf meiner Schulter sitzen ließ. Gemeinsam beobachteten wir, wie die Lichter von Piräus in der Ferne langsam schwächer wurden. Der Hafen und ganz Athen waren schon bald nichts weiter als ein flackerndes Leuchten am Horizont.

Der Moment hatte es in sich, und es kam mir so vor, als wäre der erste Abschnitt unserer Reise damit beendet. Zeit für ein neues Kapitel.

Ich war noch unschlüssig, ob ich meine Etappenziele in Meilen oder Kilometern bemessen sollte. Eigentlich freute mich beides und

verpasste mir einen ordentlichen Push. Als ich überschlug, dass Nala und ich schon mehr als eintausend Kilometer zusammen gefahren waren, seitdem wir uns in den Bergen getroffen hatten, wallten Stolz und Dankbarkeit in mir auf. Wir hatten ganz schön was miteinander durchgemacht, aber trotz all der Höhen und Tiefen, der Überraschungen und Niederschläge hätte ich es mir nicht anders ausgesucht. Nala bereicherte meine Reise so sehr. Sie machte mich zu einem verantwortungsvolleren und vielleicht auch nachdenklicheren Menschen. Gab mir einen Sinn. Sie war das Beste, was mir seit langer, langer Zeit passiert war.

Ich dachte an das, was der Syrer, mit dem ich die Orangen gegessen hatte, gesagt hatte: »Sei ein Segen für andere, und du wirst gesegnet sein.« Wenn Nalas Freundschaft der Dank für das Aufsammeln von der Straße war, dann war ich wirklich ein gesegneter Mann.

Als Kind mit der
Seemöwe, die ich
in den Ferien
aufgepäppelt habe.



Meine Familie. Von links nach
rechts: Ich, mein Vater Neil,
meine Mutter Avril und meine
Schwester Holly.

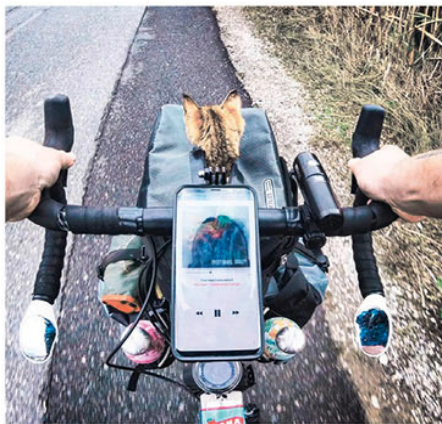
Ricky und ich
nach einer unserer
Testfahrten
im Herbst 2018.





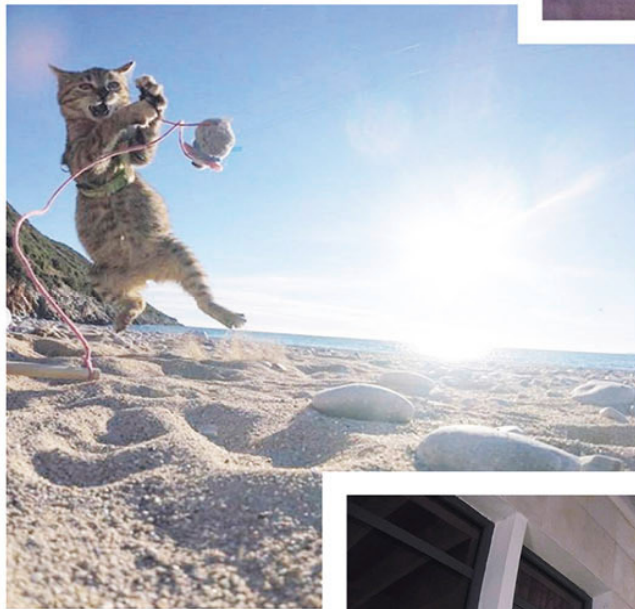
Spielstunde mit Nala an einem montenegrinischen Strand, kurz nach unserer ersten Begegnung.

Die kleine Nala auf der alten Stadtmauer von Budva, im Dezember 2018.



Unsere erste Fahrradtour führt uns nach Tirana.

Nalas erstes Weihnachtsfest
in Himara.



Wilde Mäusejagd
am Strand von
Himara.

Kurze Schmuse-
einheit in Saranda,
nachdem wir Balou
in die Obhut von
Sheme gegeben
haben.



Einige Monate
später: Balou ist nun
fit wie ein Turnschuh.



Nalas erste Nacht
in Griechenland,
Januar 2019.

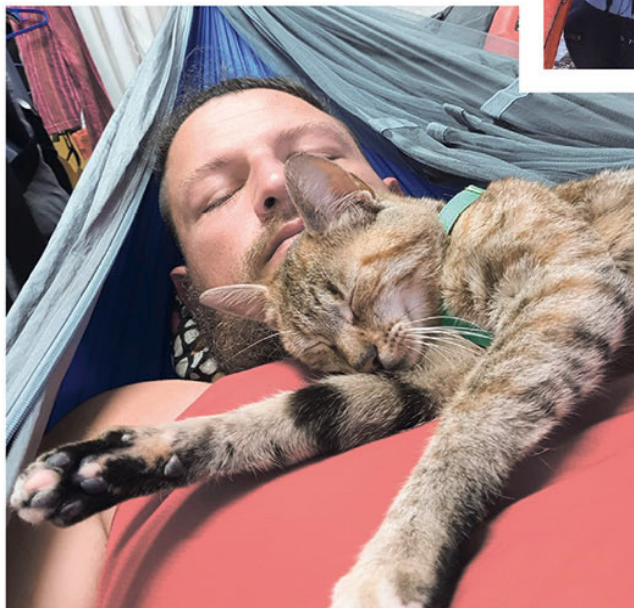


Kurze Rastpause
in Thiva.



Mit Nick, Iliana
und Lidya in Athen.

Tony und ich mit
unseren Kajaks.



Schwester Nala
stets zu Diensten.



„Es ist nur zu deinem Besten.“ – Nala mit DIY-Halskrause.



Kuscheln und Trösten nach der Sterilisierung.



Unsere erste Kajaktour.

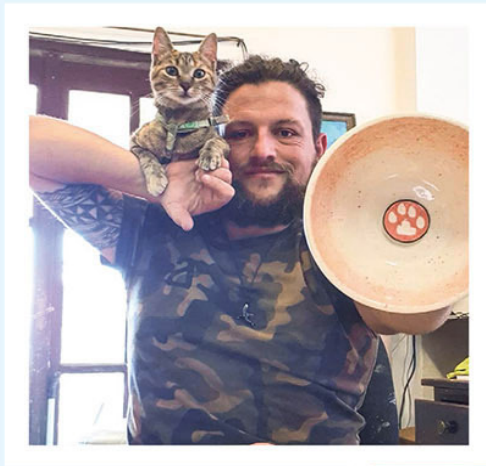


Nala macht es sich
im Kajak gemütlich.

Ein Restaurant in
Santorini verwöhnt
Nala nach Strich
und Faden.



Besuch der Tierauf-
fangstation SAWA.



Töpferstunde mit Nala.
Die Schüsseln werden
später verlost.

Nächster Halt:
Asien. Im Juli 2019
reisen wir mit der
Fähre von Chios in
die türkische Stadt
Çeşme.



Auf der Fahrt nach Izmir
übernachten wir in einem alten
Swimmingpool.

Zelten mit
spektakulärer
Aussicht.



Ein entspanntes Abendessen
mit Jason und Sirem nach dem
„Höllentag“, an dem ich
meinen Reisepass verlor.



Mit der Tierschützerin
Jeannie in der Nähe
von Marmaris.





Vorbereitungen für
eine Nacht auf der
Parkbank in Sivas.

Nala bestaunt den
Ballonhimmel über
Kappadokien.



„Die Schnecke“ durchquert
ein georgisches Dorf.



Am 2. Oktober 2019 feiern wir Nalas ersten Geburtstag in der georgischen Hauptstadt Tiflis.

Nala macht ein kleines Nickerchen im Restaurant.



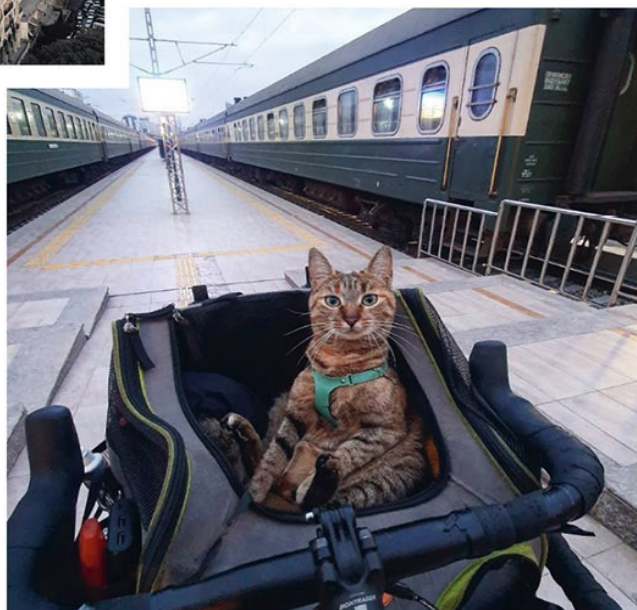
Im Oktober 2019 lernen wir David und Linda in Aserbaidschan kennen.

„Sind wir schon da?“
– Nalas Gesicht
bei Erreichen der
aserbaidischen
Grenze.



So nah und doch so fern ...
Ausblick auf das Kaspische
Meer.

Mit dem Zug
eilen wir zurück
nach Georgien,
wo Ghost auf uns
wartet.





Nala und Ghost hängen
gern miteinander ab.

Pedro und ich mit
Ghost und den
anderen beiden
Welpen.



Versteckspiel in der
Nähe von Ankara.



Überraschung!
Meine Gran und
ich an ihrem
90. Geburtstag
in Dunbar,
November 2019.

Neujahrsspaziergang
durch die bulgarische
Stadt Plowdiw.

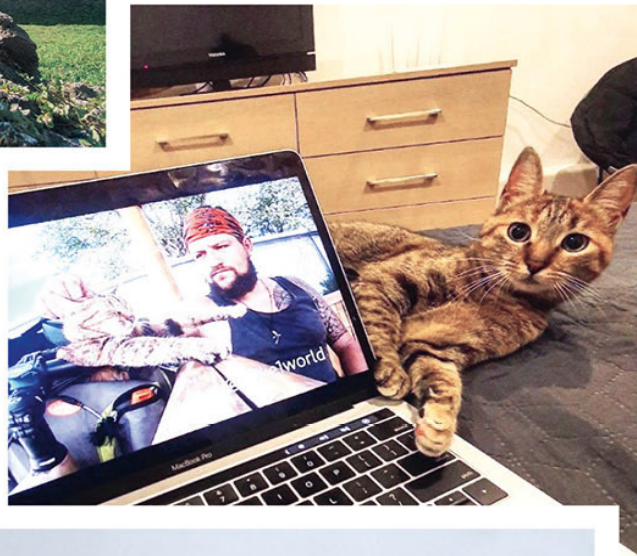


Im Nebel
gefangen. Wir
suchen Schutz am
Rande eines
Ackers ...



Sightseeing
in Budapest.

Nala schaut sich
erste YouTube-
Videos an.



Kuckuck! Versteckspiele auf der Zugfahrt nach Ankara.



Lässig: Nala weiß,
wann man besser im
Schatten bleibt.



Süße Träume ... Nala döst an ihrem Lieblingsort: meiner Brust.

new

TEIL ZWEI

AUF UND AB

Griechenland – Türkei –
Georgien – Aserbaidtschan

APRIL, APRIL



Jeder von uns erlebt Momente, in denen es sich so anfühlt, als stünde die Welt Kopf. Wenn etwas absolut Unerwartetes passiert und wir das Gefühl haben, dass nichts mehr so ist wie vorher. Genauso ging es mir am ersten Tag auf Santorini. Ausgerechnet der 1. April ... Lange glaubte ich an einen blöden Aprilscherz. Nala und ich erholten uns gerade von der Überfahrt, als es geschah.

Die nächtliche Fahrt war ohne besondere Vorkommnisse verlaufen. Ich hatte mir ein ruhiges Eckchen gesucht, und Nala hatte die meiste Zeit über geschlafen, wobei sie wie immer quer über meiner Brust gelegen hatte. Als die Fähre sich Santorini näherte, beschloss ich, dem Anlegegetümmel zu entgehen, und lief schon einmal nach unten, um mein Fahrrad und Gepäck auszulösen. Das war ein Fehler.

Das Dröhnen der riesigen Schiffsmotoren und das laute, metallische Auf- und Zuschlagen der wuchtigen Türen jagten Nala eine Heidenangst ein. So panisch hatte ich sie noch nie gesehen. Je lauter es wurde, desto mehr zitterte sie und grub dabei ängstlich die Krallen in mich.

Ich fühlte mich schrecklich. Sobald die Crew die Sicherheitsbarriere gelöst hatte, schob ich mich durch die Menge und rollte schnell die Rampe hinunter. Nala drückte ich dabei eng an mich. Dann fuhr ich schnell zu einem der nahe gelegenen Cafés, die im Schatten der schroffen Klippen warteten. Nala zitterte noch immer wie Espenlaub.

Ich holte ihr Futter hervor und bat um einen Napf voll Wasser, dann setzte ich mich neben sie und ließ den Blick über die berühmte Caldera schweifen. So hießen die Überbleibsel des riesigen, im

Meer versunkenen Vulkans, der diese spektakuläre Insel geschaffen hatte.

Haris, mein neuer Boss, hatte mir eine Nachricht geschickt, bevor wir Athen verlassen hatten, und angekündigt, dass sein Bruder mich abholen würde. Doch bisher sah ich niemanden, der auf mich wartete. An Bord der Fähre hatte ich keinen Handyempfang gehabt, und mein Akku war kurz davor, schlappzumachen. Trotzdem schaltete ich das Telefon wieder ein, damit Haris mich erreichen konnte.

Eine Kellnerin kam an den Tisch und brachte den Kaffee, den ich bestellt hatte. Mein Handy erwachte zum Leben und gab alle möglichen Signaltöne von sich. Anscheinend war eine wahre Flut von Nachrichten, E-Mails und sonstigen Messages eingegangen. Ich wurde nervös. Gab es ein Problem mit Haris? Doch dann wurde mir klar, dass es um etwas völlig anderes gehen musste. Haris hätte niemals so viele Nachrichten geschickt. Auch bei Instagram spielten alle verrückt. Wie in Wellen ereilten mich Nachrichten über neue Likes und Follower. Mein Handy unterschied sich kaum noch von einem Flipperautomaten.

»Was zur Hölle ist da los?«, fragte ich Nala.

Die meisten E-Mails hatten die Worte »Dodo Video« in der Betreffzeile stehen.

»Hm«, murmelte ich. Der kleine Artikel über uns musste auf der Webseite veröffentlicht worden sein. Offensichtlich hatten wir dadurch ein paar neue Follower gewonnen. Ich öffnete Instagram und warf einen Blick auf mein Profil .

Um ein Haar hätte ich den siedend heißen Kaffee über mich gekippt.

»Ach du Scheiße!«, rief ich laut, wobei ich den finsternen Blick einer älteren Britin auf mich zog.

Als ich Athen verließ, hatte ich knapp 3000 Follower gehabt. Das war eine anständige Anzahl, auf die ich reichlich stolz gewesen war. Jetzt folgten mir fast 150 000 Menschen. Fünfzig Mal so viele wie am Vortag. Und die Zahl kletterte immer weiter nach oben. Alle paar Sekunden kamen hundert neue Leute hinzu. Mein Handy kam gar nicht mehr zur Ruhe.

Ich war starr vor Schreck. Ich konnte es einfach nicht fassen. Das musste ein Fehler sein, oder? Ein Witz. Hatte jemand von Schottland aus meinen Account gehackt und sich einen krassen Aprilscherz erlaubt? Wirklich überrascht hätte es mich nicht. Es wäre die Art von Streich, auf die ich selbst stand.

Aber je genauer ich mir die Sache ansah, desto echter wirkte sie. Einige Fotos von Nala waren zehntausendfach gelikt worden, und ein kurzes Video, das ich Anfang Februar in Griechenland aufgenommen hatte, war schon mehr als 150 000 Mal aufgerufen worden. Das war irre. So etwas konnte man doch nicht faken, oder?

Die Erklärung traf kurz darauf ein. Eine der E-Mails war von einer Freundin aus Dunbar, sie schrieb knapp: »Hast du *das* gesehen, Dean?« Dahinter stand ein Link zur Facebook-Seite von The Dodo. Ich stieß einen leisen Fluch aus, als sich die Seite öffnete. Der Videotitel lautete schlicht: *Guy Biking Across The World Picks Up A Stray Kitten* , also »Weltumradler nimmt Straßenkatze mit«. Ich wollte es nicht sehen. Den Klang meiner Stimme fand ich fürchterlich. Aber als ich genauer hinschaute, bemerkte ich, dass das Video schon drei Millionen Mal aufgerufen worden war. Drei Millionen. Das war doch nicht möglich .

Natürlich hatte ich schon davon gehört, dass etwas »viral« ging, aber das Konzept hatte ich nie so ganz kapiert. Ich hatte irgendwie angenommen, dass es sich dabei um einen langwierigen Prozess handelte oder dass zumindest ein ausgeklügelter Plan dahinterstecken müsste, der sozusagen Feuer an die Lunte legte. Aber in meinem Fall gab es so was nicht. Keine Vorwarnung. Keine Anlaufzeit. Einfach peng!

Ich blickte wieder zur Caldera hinüber. So krass wie damals, als der Vulkan ausbrach, war meine Explosion nicht, das stand fest, aber für mich fühlte sie sich mindestens genauso heftig an. Ich hatte eine leise Vorahnung, dass sich mein Leben dadurch ziemlich verändern würde. Während ich weiter darüber nachdachte, hielt auf einmal ein Auto neben mir und hupte laut. Ein junger, bärtiger Kerl lehnte sich aus dem Fahrerfenster, grinste breit und reckte einen Daumen nach oben.

»Dean«, rief er. Das musste Haris' Bruder sein.

»Aye, das bin ich«, sagte ich und sammelte meinen Kram zusammen.

Nala hatte sich inzwischen beruhigt. Ich setzte sie auf meine Schulter und rollte mein Fahrrad mitsamt dem Anhänger zum Auto. Der Fahrer war bereits ausgestiegen und hatte die Heckklappe geöffnet, damit wir meine Sachen einladen konnten.

»Ich heiße Tony«, stellte er sich vor und streckte die Hand aus. »Ich arbeite in der Kajakstation und fahr dich hin.« Er wirkte überrascht, dass ich mit Fahrrad, Anhänger und dann auch noch mit einer Katze angereist war.

»Hübsche Katze, wie heißt sie?«, fragte er.

»Nala.«

»Hallo, Nala. Willkommen auf Santorini.«

Im Kofferraum des Autos, einem kleinen VW, war nicht genug Platz für mein Rad, also beschlossen wir, dass Tony meinen Anhänger und die Satteltaschen mitnehmen würde, um mich um etwas Gewicht zu erleichtern, und ich ihm mit Nala auf dem Rad folgen würde.

Die Fahrt über diverse Haarnadelkurven in luftigen Höhen wäre bei jedem Wetter eine Herausforderung gewesen, aber der heftige Gegenwind machte es fast unmöglich. Er kam mir vor wie ein Tornado, und zwischenzeitlich hatte ich Sorge, dass Nala ins Meer geweht werden könnte. Außerdem herrschte viel Verkehr, was das Radfahren zusätzlich erschwerte. Als wir oben ankamen, war ich ganz schön im Eimer.

Aber immerhin hatten wir eine tolle Aussicht. Santorini war genauso schön und magisch, wie Nick und Iliana versprochen hatten: ein halbmondförmiges Stück Vulkangestein, auf dessen Klippen hübsche weiß getünchte Häuschen standen. Ein fantastischer Ort. Das Meer darum herum war selbst bei heftigem Wellengang so blau, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte. An jedem anderen Tag hätte ich gern eine Stunde allein damit zugebracht, die Landschaft zu bewundern, aber da der Wind und meine Gedanken um die Wette stürmten, fuhr ich bald weiter. Ich wollte einfach nur am Ziel ankommen.

Tony brachte mich zu einem großen Haus auf der anderen Seite der Insel, in der Nähe eines kleinen Dorfes namens Akrotiri.

»Hier übernachteten die Mitarbeiter«, erklärte er. »Im Moment sind das nur du und ich.« Nachdem er mir alles gezeigt hatte, fuhren er, Nala und ich zu einem nahen Strand an der Ostküste. Dort war es wesentlich windgeschützter, und die Böen wehten nicht halb so schlimm wie auf der Südseite. Sogar heute, Anfang April, waren ein paar Urlauber mit ihren Kindern da und planschten im Wasser. Ich konnte es verstehen. Der Sand war zwar vulkanisch und hatte eine grau-schwarze Farbe, aber das Meer sah herrlich aus. Ein tiefes, bläuliches Grün. Ich konnte es kaum erwarten, mich hineinzustürzen

Wir gingen an einigen Cafés und Bars vorbei, von denen zwei schon gut besucht waren. Erst am Ende des Strands machten wir Rast. Dieser Abschnitt wurde von zermürbten roten und etwa zwölf Meter hohen Klippen eingerahmt und bestand ansonsten nur aus einem schmalen Sandstreifen. Der Strand sah so aus, als müsste er mal wieder gründlich gesäubert werden. Neben Bergen von getrocknetem Seetang lag auch allerhand Müll herum. Nicht nur Plastik, sondern auch Treibholz und anderes Zeug, das vom Meer an Land gespült worden war. Hier würde es wieder ordentlich etwas für mich zu tun geben.

Die Kajakstation befand sich am Ende der Bucht. Sie setzte sich aus einer kleinen Steinhütte und einer daran angeschlossenen Höhle zusammen, die sich unten in der Klippe befand. Tony machte die Fenster auf und schaltete das Licht an. Alles war von einer dicken Schicht Staub und Sand bedeckt, den es über die Wintermonate durch die Ritzen an der Tür und den Fenstern hineingeblasen hatte. Es sah aus wie Aladins magische Höhle: Der Raum war bis unter die Decke mit Kajaks und allerlei Equipment wie Helmen, Paddeln, Rettungswesten und Seilen vollgestopft.

»Muss mal gründlich geputzt werden. Vielleicht auch gestrichen. Heute können wir noch relaxen, aber morgen früh sollten wir anfangen«, meinte Tony.

Abends tranken wir ein paar Bier zusammen, aber ich zog mich früh zurück. Einerseits, um sicherzustellen, dass Nala sich auch wirklich beruhigt hatte, andererseits, um sacken zu lassen, was gerade online abging. Das hatte mich den ganzen Tag über beschäftigt.

Ich setzte mich neben Nala und zog mein Handy aus der Tasche. Es war noch verrückter als vorher. Inzwischen hatte ich über 200 000 Follower bei Instagram, und Hunderte Menschen aus aller Welt hatten Fotos kommentiert. Das Dodo-Video hatten weitere 500 000 Leute angeguckt. Und auch alle anderen Zahlen waren durch die Decke gegangen. Mein E-Mail-Postfach quoll fast über, sogar ein paar Unternehmen hatten mich angeschrieben. Eins davon war Netflix. Sie schlugen vor, eine Doku über Nala und mich zu drehen. Die Nachricht löschte ich augenblicklich. Das wurde mir einfach zu viel. Außerdem hatten sich zahlreiche Nachrichtenagenturen und Journalisten gemeldet. Ich schrieb einigen davon zurück, unter anderem der *Daily Mail*, weil meine Eltern die lasen, und der *Washington Post* antwortete ich auch. Sogar ich kannte die, und es wollte mir nicht so recht in den Kopf, warum ein derart seriöses Blatt Kontakt zu mir aufnehmen sollte. Mit beiden vereinbarte ich ein Interview in den nächsten Tagen.

Wenn ich mich überwältigt fühle, neige ich dazu, abzuschalten und alles beiseitezuschieben, was mich gerade überfordert. Man könnte diese Taktik vielleicht als »Kopf in den Sand stecken« bezeichnen, aber ich verstand sie in dem Augenblick eher als kurze Verschnaufpause. Ich wollte mich neu sammeln. Mir war klar, dass es mir nicht guttun würde, alle Nachrichten und Anfragen sofort im Detail durchzugehen. Dann würde ich schlicht durchdrehen.

Also postete ich nur ein kurzes Update bei Instagram, in dem ich mich bei meinen neuen Followern bedankte, schaltete das Handy aus und versuchte zu schlafen. Mir stand ein arbeitsreicher Tag bevor.

Früh am Morgen machten Tony und ich uns auf den Weg zur Kajakstation. Er hatte Farbe und Pinsel besorgt, aber bevor wir mit dem Streichen beginnen konnten, mussten wir erst einmal aufräumen. In jeder Ecke türmte sich Equipment oder anderes Zeug. Wir setzten uns Mundschutze auf, um uns vor dem Staub zu schützen, und legten los.

Tony machte einen sympathischen Eindruck, ein entspannter und humorvoller Typ. Am Vorabend hatten wir uns eher wenig miteinander unterhalten, weil zu viele Leute dabei gewesen waren. Aber in dem Moment, als er Musik über einige Lautsprecherboxen in

der Höhle anmachte, wusste ich, dass wir uns bestens verstehen würden. Wir hatten genau den gleichen Geschmack. Zu seinen Favoriten zählte der House-DJ Solomun, dessen Tracks auch ich andauernd hoch und runter laufen ließ. Entspannt putzten wir die Hütte und sangen lautstark mit. Beim Fegen und Müllrausbringen tanzten wir sogar. Es machte so viel Spaß, dass es mir gar nicht wie Arbeit vorkam.

Auch Nala war voll in ihrem Element. Sie sprang über die Steine vor der Höhle, jagte Wellen und schoss schnell wieder an Land zurück, bevor sie nass wurde. Ich hatte ein paar leere Pappschachteln für sie nach draußen gestellt, da ich wusste, dass sie gern damit spielte. Die Türen standen sperrangelweit offen, und ich hatte sie jederzeit gut im Blick.

»Was hat es eigentlich mit deiner Katze auf sich?«, fragte Tony, als wir schließlich mit dem Streichen begannen.

»Das ist eine lange Geschichte«, meinte ich. »Die Kurzfassung geht so: Ich hab sie vor vier Monaten in Bosnien gefunden. Seitdem ist sie bei mir.«

»Hat sie nicht eher dich gefunden?«, gab er zurück und blinzelte belustigt. »Ich hab gesehen, wie ihr miteinander umgeht. Sieht so aus, als hättest du deine Seelenverwandte gefunden.«

Ich lächelte. Er war der Erste, der offen aussprach, was viele denken mussten. Nala und ich waren zu einer Einheit verschmolzen.

Am späten Nachmittag waren wir fertig und bewunderten unsere Arbeit. Es sah tausend Mal besser aus als zuvor.

»Sollen wir noch irgendwo ein Bier trinken?«, fragte Tony.

»Solange Katzen erlaubt sind«, gab ich zurück.

Er lachte nur.

Wir machten uns auf den Weg zu einer nahe gelegenen Strandbar und setzten uns an einen Ecktisch mit Blick aufs Meer. Die Sonne ging auf der anderen Seite der Insel unter, und der Himmel färbte sich rot. Es schien ein perfekter Abend zu werden.

Tony und ich hatten gerade den ersten Schluck Bier getrunken, als ein paar junge Griechinnen vorbeikamen. Nala saß auf der Mauer hinter mir, sah aufs Meer hinaus und schnurrte zufrieden, als die Frauen in unsere Nähe kamen. Eine sah zu uns hinüber und lächelte. Dann blieb sie abrupt stehen, und ihr Gesicht verzog sich

auf eine Art, die sich vielleicht am ehesten als Schock beschreiben ließ. Sie deutete auf uns und sagte etwas zu ihren Freundinnen.

Eine von ihnen sprach Englisch und kam zu uns an den Tisch.

»Bist du der Typ von Instagram? Der, der die Katze gerettet hat?«, fragte sie.

»Aye«, antwortete ich zögernd.

Ich war so überrascht, dass mir die Worte fehlten.

»Meine Freundin folgt dir. Dürfen wir ein Foto machen?«, fragte die Frau.

»Klar.«

Kurz darauf posierten Nala und ich für ein paar Bilder. Die Frauen waren außer sich vor Freude und eilten schließlich kichernd davon, wobei sie sich gegenseitig ihre Handys zeigten.

Tony starrte mich einen Moment lang fassungslos an.

»Okay. Was in Gottes Namen war das denn gerade?«, fragte er.

Ich wollte die Sache eigentlich unerwähnt lassen, aber jetzt blieb mir wohl keine Wahl.

Ich zeigte ihm das Dodo-Video und mein Instagram-Profil.

Er stieß einen lauten Pfiff aus .

»Also arbeitet ein VIP bei uns, was?«, meinte er lachend.

Darüber hatte ich so noch gar nicht nachgedacht. Und eigentlich wollte ich das auch nicht.

»Nee, das ist reiner Zufall, dass die mich kannte. Kommt nicht noch mal vor«, murmelte ich.

»Ja, ja, schon klar«, sagte Tony und grinste breit.

Er hatte recht. Und das war uns beiden bewusst. Das hier war erst der Anfang.

Die nächsten Tage verbrachten wir damit, die Kajakstation endgültig auf ihre kurz bevorstehende Wiedereröffnung vorzubereiten.

Der schönste Part war, als Tony schließlich vorschlug, eine Testfahrt in den Kajaks zu unternehmen.

»Wir sollten sicherstellen, dass sie ihre Schwimmkraft nicht verloren haben«, witzelte er. »Aber ich muss dir auch noch zeigen, wohin du mit den Touristen paddelst.«

Ich wollte Nala irgendwann mit aufs Meer nehmen, aber das musste vorerst warten. Zunächst wollte ich den Küstenabschnitt besser kennenlernen. Ich durfte nichts übereilen, das stand fest.

Also sollte sie in der Kajakschule auf uns warten, nebst einer ordentlichen Extraportion Futter und Wasser.

Tony und ich hatten einen Bluetooth-Lautsprecher an einem der Kajaks befestigt, sodass wir unterwegs Musik hören konnten. Die nächsten Stunden verbrachten wir damit, an der Küste entlangzupaddeln. Ich hatte schon als Jugendlicher viel Zeit in Kajaks verbracht und den Dreh bald raus.

»Sieht so aus, als hättest du schon mal im Boot gesessen«, rief Tony mir zu, während wir durch eine schwierige Passage paddelten, die schmal und dem kräftigen Wind ausgesetzt war. Tony kannte das Gebiet wie seine Westentasche und zeigte mir die Route, die wir von jetzt an täglich mit den Touristen zurücklegen würden. Hin und wieder deutete er auf einzelne Stellen, an denen ich vor gefährlichen Strömungen oder plötzlichen Windböen auf der Hut sein musste. Dann fuhren wir zu einer kleinen Bucht, in der wir jeden Mittag mit unseren Gästen picknicken würden. Es sei nicht immer einfach, den Abschnitt anzusteuern, warnte Tony mich, weil manchmal heftige Winde über der Ägäis wehten.

Eine Zeit lang ließen wir die Boote einfach entspannt durchs Wasser gleiten, hörten Musik und unterhielten uns. Wenn der ganze Sommer so läuft, dachte ich mir, bleibe ich vielleicht für immer auf Santorini. Es war perfekt. Ich hatte meinen Traumjob gefunden.

Am nächsten Tag stieß ein neues Teammitglied zu uns, ein netter Slowene namens David. Wir wohnten alle zusammen im gleichen Haus. Auch Haris kam kurz vorbei und begrüßte uns. Er war ein bisschen älter als Tony und sprach kaum Englisch, aber offenkundig hatten er und sein Bruder den gleichen Humor. Schnell stellte sich heraus, dass er nur hin und wieder vorbeischauen würde. Er hatte noch andere Geschäfte auf der Insel und ließ Tony weitestgehend freie Hand in der Kajakstation.

Nun, da das Team zusammen war, erklärte uns Tony genauer, was wir von der kommenden Saison zu erwarten hatten, und schrieb allerhand Infos auf ein Whiteboard, die David und ich fleißig notierten. Jeden Tag fanden zwei Touren statt, und unsere Kernkundschaft bestand aus Leuten mit Kajakerfahrung. Einige Ausflüge starteten direkt an der Kajakstation, andere auf der anderen Seite der Insel, innerhalb der Caldera. Unser Arbeitstag

begann um neun Uhr morgens, wenn die ersten Touristen kamen. Anschließend gab es eine Einführung, und die Leute wurden mit dem entsprechenden Equipment ausgestattet. Dann ging es in die Kajaks, und schon konnten die zwei- bis dreistündigen Ausflüge beginnen. Zur Halbzeit steuerten wir die kleine Bucht an, wo es ein Picknick gab. Am späten Nachmittag stand dann die zweite Tour ins Haus, die den spektakulären Sonnenuntergang von Santorini im Fokus hatte. Anscheinend kamen manche allein deswegen auf die Insel. Auch dafür waren mehrere Stunden eingeplant. Am frühen Abend ging es zurück zum Kajakverleih.

Mir wurde das Herz schwer. Der vollgepackte Tag war ein fettes Problem für mich. Ich konnte Nala nicht vom frühen Morgen bis in die Abendstunden allein in der Unterkunft lassen. Dann wären wir zu lange voneinander getrennt. Aber ich wollte mich auch nicht beschweren, da ich den Job schließlich zugesagt hatte. Zum Glück fiel mir bald eine Lösung ein.

Am nächsten Tag nahm ich stillschweigend meinen Rucksack und einen Teil der Campingausrüstung mit zur Kajakstation. Daneben in der Höhle zog ich meine Hängematte heraus und klopfte sie gründlich ab. Dann legte ich ein paar meiner Sachen auf den Boden und Nalas Kram daneben.

»Was machst du da?«, fragte Tony, als er vorbeikam. »Versteckst du dich vor den Paparazzi?«

»Ich dachte, wir könnten vielleicht eine Wachkatze gebrauchen«, gab ich grinsend zurück.

Als ich ihm erklärte, dass ich Nala nicht so lange allein in der Unterkunft lassen wollte, nickte er und bot sogar an, dass alle, die gerade in der Kajakstation waren, ein Auge auf sie haben könnten, während ich auf Tour war.

»Das kriegen wir schon hin«, meinte er.

Sofort fühlte ich mich tausend Mal besser.

Unser provisorisches Lager war schnell aufgebaut. Ich montierte die Hängematte und ging anschließend zu einem nahe gelegenen Supermarkt, wo ich Kaffee, Nudeln und Katzenfutter kaufte. Dann waren wir startklar. Die erste Nacht in der Höhle kam mir so vor, als wären wir offiziell zusammengezogen. Ich machte uns etwas zu essen, dann sahen wir gemeinsam in den Sternenhimmel.

Anschließend ging ich früh schlafen, um für den nächsten Tag fit zu sein. Nachdem es die Woche über windig gewesen war, sollte das Wetter jetzt wieder besser werden. Die erste Touristentruppe hatte sich schon angekündigt, und nun sollte es mit dem neuen Job richtig losgehen.

Nala döste zufrieden auf meiner Brust, und ich rief meine E-Mails ab. Inzwischen hatten wir schon über 300 000 Follower bei Instagram, und das Dodo-Video war fünf Millionen Mal angesehen worden. Zuletzt hatte ich ein Foto von Nala am Strand gepostet. Auch das war binnen vierundzwanzig Stunden mehr als 100 000 Mal gelikt worden.

Das Ganze hatte eine gewisse Ironie: Irgendwie hingen inzwischen überall eine Menge Nullen dran, etwas, das wohl der wahr gewordene Traum vieler Menschen war. Und doch hatte ich null Ahnung, wie ich damit umgehen sollte. Das hatte ich einfach nicht erwartet.

Immerhin hatte ich es geschafft, mit ein paar Reportern zu sprechen, die Kontakt zu mir aufgenommen hatten. Angefangen hatte es mit einer netten Journalistin aus England, die einen Artikel für die *Daily Mail* schreiben wollte. Anschließend wurde ich von einem nüchternen Typen von der *Washington Post* interviewt. Ich konnte kaum fassen, dass der sich mit mir abgab. Hatte er gerade keine Kriege oder politischen Stories im Visier, über die er berichten konnte?

Es kam mir wieder einmal seltsam vor, so viel über mich selbst zu reden, aber ich wiederholte einfach nur die immer gleiche Story. Wobei ich merkte, dass ich sie mit jedem Mal besser erzählen konnte. Wie ich Nala in den Bergen von Bosnien gefunden hatte. Wie ich sie über die Grenze geschmuggelt hatte. Wie wir zu einem Duo geworden waren. Scotty und Kirk. Keiner der Journalisten konnte mir genauer sagen, wann ihre Artikel erscheinen würden. Ich vermutete, dass es nicht dazu kommen würde und dass das alles bloß ein Strohfeuer war.

Das Interesse bei Instagram ließ sich allerdings nicht so einfach herunterspielen. Immer mehr Leute folgten mir und hinterließen Nachrichten und Kommentare. Einige von ihnen schienen mich für eine Art modernen Heiligen zu halten. Wenn ich so etwas las,

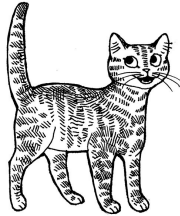
musste ich mit dem Kopf schütteln. Ich fand das bekloppt. Im Grunde hatte ich nur das getan, was jeder anständige Mensch in einer solchen Situation tun sollte. An mir war nichts Besonderes. Ganz im Gegenteil. Hin und wieder drehte sich in meinem Kopf alles. Die Sache wurde mir zu krass, und ich hatte Angst, etwas ins Rollen gebracht zu haben, für das ich nicht bereit war.

Zum Glück wurde ich von Nala abgelenkt.

Sie schlief inzwischen fest, lag quer über meiner Brust und reckte die Beinchen nach oben, sodass sie wie ein toter Käfer aussah. Es faszinierte mich, dass sie einfach überall schlafen konnte – auf dem Lenker meines Fahrrads, auf einem Baum, überall! Sie passte sich an jede Situation an. Das sollte ich mir zum Vorbild nehmen, dachte ich und steckte mein Handy weg. Irgendwann würde ich mich an die neue Aufmerksamkeit gewöhnen und wissen, was ich tun sollte. Genau wie Nala würde ich einen Weg finden, der richtig für mich wäre. Wir würden das schon meistern. Ich musste mir nur ein wenig Zeit lassen.

Das sanfte Rauschen des Meeres lullte mich schon bald in einen tiefen Schlaf.

SCHWESTER NALA



N alas Angewohnheit, mich im Morgengrauen zu wecken, hatte auch ihre guten Seiten. Als ich am nächsten Morgen müde zum Höhleneingang stolperte, um sie zum Toilettengang nach draußen zu lassen, wurde ich von einem unglaublichen Sonnenaufgang begrüßt. Außerdem hatten wir den Strand in diesem Moment ganz für uns allein. Daran könnte ich mich gewöhnen, sagte ich mir.

Nala jagte den Wellen hinterher und schnüffelte an dem Seetang, der über Nacht angespült worden war. Währenddessen spazierte ich über den Strand, atmete tief die frische Seeluft ein und genoss die nahezu unheimliche Stille. Es war gerade erst halb sieben. Lediglich das sanfte Brechen der Wellen und ein Hund, der weit entfernt bellte, waren zu hören. Ich fühlte mich an die einsamen Strände von Dunbar erinnert, an denen im Winter nichts los war. Das hatte ich immer genossen. Wobei es hier natürlich knapp zwanzig Grad wärmer war.

Der Wind hatte nachgelassen, aber weiter draußen auf dem Meer war die Gischt teils noch heftig aufgepeitscht. Womöglich würde der erste Paddeltrip ein paar Herausforderungen bereithalten, aber ich machte mir deswegen keine zu großen Sorgen. Gegen acht Uhr ging es schon etwas lebhafter am Strand zu, und Jogger und Frühschwimmer machten die Küste unsicher. Auch ich bereitete mich langsam auf den Tag vor. Während ich gerade meine Badesachen bereitlegte, piepste mein Handy. Mir wurde schwer ums Herz, als ich die Nachricht las.

Ich sah zu Nala hinüber und seufzte. Sie hatte einen Heidenspaß und wetzte fröhlich über die Felsbrocken nahe der Höhle, die inzwischen so etwas wie ihr Lieblingsspielplatz geworden waren. Das arme Ding. Anscheinend ging es für uns beide in unstete Gewässer.

Die Nachricht kam von einem lokalen Tierarzt, den ich kurz nach unserer Ankunft kontaktiert hatte. Er hatte mir geschrieben, um einen Termin für Nalas Kastration festzulegen. Es ging mir nicht in den Kopf, dass sie nun schon sechs Monate alt war. Natürlich war sie ein bisschen größer geworden, aber ansonsten war sie immer noch genauso munter und drahtig wie zu Beginn. Ihr Rumpf war so schmal, dass ich mühelos meine Hand darumlegen konnte. Auch ihr kindliches Gemüt war noch das gleiche – zumindest kam es mir so vor. Wenn sich die Gelegenheit bot, jagte sie stundenlang kleinen Plüschtieren an Fäden oder Lichtpunkten hinterher. Sie wirkte einfach noch viel zu jung und unschuldig für so einen krassen Eingriff.

Ich wusste, dass die Zeit dafür gekommen war, aber irgendwie hätte ich die OP am liebsten so lange wie möglich hinausgezögert. Neben dem Tierarzt stand ich auch noch in Kontakt mit einer Frau namens Lucia, die Sterila leitete, einen gemeinnützigen Verein, der sich um die vielen Straßenkatzen auf Santorini kümmerte. Anscheinend gab es ein echtes Problem mit den vielen Streunern, und ich hatte angeboten, während meines Aufenthalts in Akrotiri so gut wie möglich zu helfen. Auch mit Lucia hatte ich über Nala gesprochen. Und mit SHEME, dem Tierarzt aus Albanien, hatte ich ebenfalls ein paar E-Mails ausgetauscht. Er hatte mir regelmäßig Updates zu Balou geschickt, der Tirana inzwischen verlassen hatte und jetzt ein schönes Leben in England führte .

Allen dreien hatte ich dieselbe Frage gestellt: Musste Nala tatsächlich kastriert werden? Reichte es nicht, wenn wir einfach zusammen reisten? Sie hatten nicht lange um den heißen Brei herumgeredet. Ohne den Eingriff war das Risiko, an Krebs, Tumoren und Infekten zu erkranken, für Nala deutlich höher. Am Ende wäre ich noch dafür verantwortlich, dass sie früher starb als nötig. Außerdem konnte es ansonsten natürlich passieren, dass sie kleine Nalas gebär. Das Argument hatte mich schlussendlich überzeugt.

Mein Fahrrad war kein gutes Zuhause für einen Wurf winziger Kätzchen.

Ich hatte schmerzhaft Erfahrungen mit verschleppten Entscheidungen hinsichtlich Nalas Gesundheit gemacht, also hatte ich schweren Herzens Kontakt zu dem Tierarzt aufgenommen und um einen Termin gebeten. Insgeheim hatte ich gehofft, dass es noch eine Weile dauern würde. Aber seine Nachricht machte diesen frommen Wunsch zunichte: Er schlug vor, dass ich am nächsten Tag mit ihr in die Praxis käme. Als Tony und David gegen neun an der Kajakstation ankamen, war ich dankbar für die Ablenkung. Ich wusste, dass es ein Routineeingriff war, aber Sorgen machte ich mir trotzdem. Immerhin war sie mein kleines Mädchen, und ich ging inzwischen voll in der Rolle des Katzenpapas auf.

Der erste Tag der neuen Saison brach an. Tony meinte, dass die Wettervorhersage nicht schlecht sei. Da dies außerdem der offizielle Start für mich als Teammitglied war, schlug er vor, dass ich zunächst als Gast an dem Ausflug teilnehmen und in einem der Zweierkajaks Platz nehmen solle, die sonst für unsere Kunden reserviert waren. Er würde die Tour als Guide im Einer begleiten. So konnte ich mich voll auf das Erlebnis einlassen und ihm außerdem im Anschluss wertvolles Feedback geben. *Stimmte das Preis-Leistungs-Verhältnis? Was lief am besten, wo gab es Verbesserungsbedarf? Was konnte er noch tun, um dem Kunden einen fantastischen Tag auf dem Wasser zu ermöglichen?*

Die ersten Gäste kamen um kurz nach neun. Es handelte sich um eine kleine Gruppe von drei Amerikanern, die im Norden der Insel im Örtchen Oia übernachteten. Einer von ihnen war riesig: fast zwei Meter groß und bestimmt 130 Kilogramm schwer.

Tony und ich sahen uns schweigend an, als er zum Strand hinunterging.

Dann sagte ich: »Ich glaub, wir brauchen ein größeres Boot.«

Es stellte sich heraus, dass die drei einiges an Kajakerfahrung mitbrachten. Das einzige Problem bestand im gewaltigen Umfang des einen Mannes. Selbst unsere größte Rettungsweste passte nur so gerade eben. Ich setzte mich hinter ihn ins Doppelkajak, um ein besseres Auge auf das Geschehen zu haben, aber wegen seines Gewichts wankte das Boot von dem Moment an, als wir aufs Meer

hinaustrieben. Ich überlegte kurz, ob wir nicht doch in Einerkajaks umsteigen sollten, die eigentlich dem Staff vorbehalten waren, aber ich entschied mich dagegen. Schließlich war ich der Neue und wollte nicht schon gleich am Anfang aufmucken.

Wir paddelten los, und ich gab mein Bestes, um das Kajak zu stabilisieren. Aber das Boot lag einfach zu tief im Wasser. Das wird kein Zuckerschlecken, dachte ich mir. Und ich sollte recht behalten.

Tony hatte davor gewarnt, dass die Strömungen rund um Santorini schwer vorhersehbar waren.

»Stell dich auf alles ein«, hatte er empfohlen.

Etwa eine Stunde nachdem wir zu unserer Tour aufgebrochen waren, verstand ich, was er meinte.

Die sanfte Brise hatte sich zu einem ordentlichen Wind versteift und drohte nun, mir die Baseballkappe vom Kopf zu wehen, die ich mir als Sonnenschutz aufgesetzt hatte. Mit einem Mal krachten hohe Wellen gegen die Boote.

Tony hatte sich auf die anderen beiden Urlauber konzentriert. Da der Wind immer heftiger wurde, führte er sie wieder näher ans Ufer zurück. Doch plötzlich rauschten weitere Wellen heran, und die zwei Amerikaner kenterten. Wir wussten, dass sie in Sicherheit waren, denn jeder trug eine Rettungsweste, aber Tony musste näher an die beiden heranpaddeln und ihr Kajak stabilisieren, damit sie wieder hineinklettern konnten. Währenddessen begann auch mein Boot langsam zu sinken. Die Wellen brachen über uns zusammen und füllten es mit Wasser. Ich war kein Weichei. Ich war am Wasser aufgewachsen und ein guter Schwimmer. Außerdem war ich ausgebildeter Rettungsschwimmer. Aber ich merkte, dass mein Mitfahrer allmählich panisch wurde. Die Bedingungen wurden immer schlechter, und er bat mich, ihn zurückzubringen.

Gerade als wir uns einer kleinen Bucht näherten, rollte eine riesige Welle über unser Boot, und wir gingen über Bord. Das Kajak entglitt meinem Griff, und ich musste dabei zusehen, wie es von mir weggetrieben wurde, hinaus auf die offene See. Schon vorher hatte ich geahnt, dass Tony ein geübter Guide war, aber trotzdem beeindruckte mich seine Reaktion. Er half noch immer, das andere Kajak zu stabilisieren, und schaffte es zeitgleich, meines abzufangen. Dann stieß er es in meine Richtung zurück, ich

schnappte schnell danach und schwamm gemeinsam mit dem Riesenkerl in Richtung Land.

Doch das war noch nicht das Ende unserer Schwierigkeiten. Als wir uns der Bucht näherten, stellte ich fest, dass man sie nicht über den Landweg verlassen konnte. Schroffe Klippen versperrten den Weg, und uns blieb keine andere Wahl, als uns wieder in unser Kajak zu hieven. Immerhin hatte sich mein Beifahrer etwas beruhigt, nun, da wir näher am Land waren .

Wenig später entdeckten wir eine größere Bucht, von der aus ein Pfad bis nach oben auf die Klippen führte. Wir gingen an Land, kurz darauf folgten uns Tony und die beiden anderen Amerikaner. Alle schienen in Ordnung zu sein, obwohl wir alle glücklich waren, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Der Wind wehte noch immer heftig – wenn nicht noch schlimmer –, und wir beschlossen, den Ausflug zu beenden und die Kajaks zu Fuß zurückzubringen.

Als wir endlich wieder an der Kajakstation ankamen, waren wir fix und alle.

Die Kunden wirkten allerdings ganz zufrieden. Sie schienen das Ganze als lustiges Abenteuer zu verbuchen.

»Erinnert mich ans Wildwasserrafting in Colorado«, sagte der Riesenkerl belustigt.

Ich verbuchte das Erlebnis als nützliche Erfahrung. So war das Kajakfahren halt manchmal. Bestimmt würde ich in diesem Sommer noch in ähnliche Situationen geraten, da war ich mir sicher.

Als ich die Höhle betrat, fand ich Nala auf einem meiner Pullover liegend, wo sie in aller Seelenruhe schlief. David meinte, sie sei total brav gewesen und habe während meiner Abwesenheit noch nicht einmal die Höhle verlassen. Das beruhigte mich etwas, und ich war froh, dass es sie anscheinend nicht störte, wenn ich sie für ein paar Stunden mit den anderen Mitarbeitern allein ließ.

Später am Morgen spritzte ich gemeinsam mit Tony und David die Kajaks und die restliche Ausstattung mit dem Wasserschlauch ab. Es dauerte ewig, bis wir den ganzen Sand weggespült hatten. In jeder noch so kleinen Ritze schienen sich Sandkörnchen zu verstecken. Als wir schließlich fertig waren, verstaute ich die Kajaks in ihrer Halterung. Das dauerte länger als gedacht. Das wird schon,

wenn ich mehr Übung habe, sagte ich mir. So würde also in nächster Zeit jeder Morgen beginnen.

Da vorerst keine weiteren Touren anstanden, hatte ich den Nachmittag und Abend für mich. Also ging ich mit Nala an den Strand und versuchte ein wenig auszuspannen. Nala wusste natürlich nicht, was ihr am nächsten Tag bevorstand, aber ich konnte an nichts anderes denken. Ich hatte mich nicht davon abhalten können, die OP-Prozedur im Internet nachzulesen. Manchmal sollte man nicht zu genau über etwas Bescheid wissen, und als der Artikel arg in die unappetitlichen Details ging, legte ich das Handy schnell wieder beiseite. Lass das lieber, ermahnte ich mich.

Am nächsten Morgen schenkte ich Nala zehn Extraminuten, um sich am Strand auszutoben. Dann lockte ich sie in die Transporttasche und fuhr gemeinsam mit ihr und Tony zur Tierklinik nach Fira.

Das Personal war professionell und freundlich. Jemand ging die anstehende Prozedur noch einmal genau mit mir durch: Nach der OP würde Nala ein wenig Zeit brauchen, um sich von der Narkose zu erholen. Dann müsste sie ein weiteres Mal durchgecheckt werden. Das Ganze würde etwa zwölf Stunden in Anspruch nehmen, und ich sollte nicht vor acht Uhr abends mit einem Anruf rechnen. Es konnte durchaus auch später werden, falls sie noch sehr neben der Kappe war.

Ich kraulte Nala zum Abschied hinter den Ohren und ließ sie dann bei der Tierarzhelferin. Ich wusste, dass sie in guten Händen war, aber als ich die Klinik verließ, fühlte ich mich trotzdem wie ein Verräter. Ich hatte ihr nicht einmal mehr in die Augen sehen können. Mir war klar, dass solche Eingriffe tagtäglich durchgeführt wurden, trotzdem war ich bedrückt. Nala war mir inzwischen so sehr ans Herz gewachsen, dass ich nichts dagegen tun konnte. Zumindest ging es bald wieder aufs Wasser, was mir ein wenig Ablenkung verschaffen sollte.

Der zweite Tag entpuppte sich als deutlich weniger dramatisch als der erste. Tony erlaubte mir, die Tour als Guide im Einerkajak zu betreuen, was die Sache ziemlich erleichterte – zumindest für mich. Dieses Mal war es eine gemischte Gruppe, die sich aus Engländern, Amerikanern und ein paar Deutschen zusammensetzte. Insgesamt waren wir zu acht. Das Wetter war ein bisschen besser, dennoch

bewegten wir uns mit äußerster Vorsicht durchs Wasser, insbesondere in Nähe der Klippen. Es war schön, nach der Tour die Boote an den Strand zu ziehen und sich von den zufriedenen Kunden zu verabschieden. Nach dem Fehlstart am Tag zuvor fühlte es sich so an, als hätte die Touristensaison nun offiziell begonnen.

Den Rest des Tages suchte ich mir Aufgaben zur Ablenkung. Wie so oft säuberte ich den Strand. Es war immer wieder interessant, was man so alles an Strandgut oder auch Abfall an unserem kleinen Küstenabschnitt fand. Einmal entdeckte ich sogar ein zusammengewürfeltes Paar Crocs – einen weißen und einen schwarzen Plastikschuh. Die behielt ich, weil sie so schön bequem waren und ich annahm, dass ich mich später darüber freuen würde, wenn ich wieder unterwegs wäre.

Doch selbst während ich den Müllsack nach und nach befüllte, griff ich immer wieder nach meinem Handy. Die Zeit floss zäh dahin. Es schien Ewigkeiten zu dauern, bis es endlich sechs Uhr war, dann sieben und schließlich acht. Doch der Anruf blieb aus. Es wurde Viertel nach acht, dann halb neun. Meine Gedanken liefen Sturm.

Hatte es Komplikationen gegeben?

Um viertel vor neun klingelte endlich das Handy.

»Sie können Ihre Katze jetzt abholen«, verkündete eine sachliche Stimme. Tony war nicht mehr da und konnte mich nicht fahren, also rief ich ein Taxi und bat den Fahrer nach der Ankunft, vor der Klinik auf mich zu warten.

Der Türsummer surrte, und ich stürmte in die Klinik. In Windeseile war ich beim Aufwachraum angelangt. Nala wirkte immer noch leicht benebelt. Ich bedankte mich bei dem Tierarzt, wickelte sie in eine kleine Decke und fuhr mit ihr an den Strand zurück. Die ganze Fahrt über blieb sie ruhig auf meinem Schoß sitzen. Die Erleichterung, sie wieder bei mir zu haben, war geradezu lächerlich groß. Wieso machst du dich wegen so einer kleinen Katze bloß derart verrückt?, fragte ich mich.

Der Tierarzt hatte mich gewarnt, dass Nala von der Betäubung vielleicht noch ein bisschen übel sein könnte. Also beschloss ich, nicht in der Hängematte zu schlafen. Stattdessen legte ich mich neben sie auf den Boden. So würde ich schneller bemerken, wenn

sie desorientiert war oder sich übergeben musste. Sie sollte sich nicht allein gelassen fühlen.

Das stellte sich als eine gute Entscheidung heraus. Sobald ich auf dem Boden lag, kuschelte sie sich eng an mich. Die Nähe schien sie zu beruhigen, und schon bald war sie tief eingeschlafen. Ich kam nicht zur Ruhe, aber das war halb so wild. Zweimal übergab sie sich auf den Teppich, auf dem wir pennten. Ich putzte das Erbrochene schnell weg und beobachtete sie danach aufmerksam. Ich wusste, dass ihr das Spucken guttat; so verließ ein Teil des Anästhetikums ihren Körper. Trotzdem konnte ich nicht entspannen. Ich war so aufgekratzt, dass ich bei jedem Geräusch, das aus ihrer Richtung kam, zusammenzuckte. Erst am frühen Morgen fiel ich in einen unruhigen Schlaf. Der währte allerdings nicht lange. Als ich aufwachte, stand Nala neben mir. Sie war nun wieder hellwach und versuchte, die Fäden aus ihrem Unterbauch zu ziehen.

»Nein, lass das Nala!«, rief ich und sprang auf .

Ihr Fauchen sprach Bände. Es sagte: Das sind meine Fäden, und ich zieh die raus, wann immer ich will.

Um sie davon abzuhalten, bastelte ich schnell einen Schutzkragen aus einem der alten Fischerhüte, die im Kajakschuppen herumlagen. Ich schnitt den oberen Teil ab und befestigte den Rand umgekehrt um Nalas Hals, sodass die breite Hutkrempe sie davon abhielt, sich weiter mit den Zähnen zu bearbeiten. Es funktionierte. Etwa eine halbe Stunde lang beklagte sie sich lautstark, dann gab sie auf und schlief wieder ein.

Wir wurden durch Tonys Ankunft geweckt, der eintraf, um alles für die nächsten Touren vorzubereiten. Seine Augen weiteten sich, als er Nala sah.

»Ach du Kacke, was hast du denn mit dem Hut gemacht?«, fragte er.

»Zieh ihn von meinem Lohn ab, wenn du willst«, meinte ich nur.

Er lachte laut.

Es dauerte ein paar Tage, bis es Nala besser ging. Die meiste Zeit über blieb sie in der Höhle und legte sich immer an die Stellen, die gerade angenehm warm oder kühl genug waren. Ich hatte ihr frisches Wasser und eine ordentliche Portion Futter bereitgestellt, und während ich sie beobachtete, fiel mir etwas ein, das ich vor

längerer Zeit gelesen hatte: Katzen hatten ein gutes Gespür dafür, wie sie am besten heilten. Normalerweise rannte Nala am liebsten stundenlang durch den Sand, jagte den Wellen nach oder spielte auf den Felsen. Aber jetzt schien sie instinktiv zu wissen, dass sie sich ausruhen musste, um wieder zu Kräften zu kommen. Sie hielt sich zurück und konzentrierte sich darauf, zu heilen. Das Wetter schien es gut mit uns zu meinen, und es war zu windig, um mit den Kajaks hinauszufahren. So blieb mir mehr Zeit, nach Nala zu sehen und ein Update bei Instagram zu posten. Nach den Höhen und Tiefen der letzten Zeit gab es viel zu berichten. Unsere Follower schienen ernsthaft an unserem Wohlergehen interessiert und fragten vor allem nach Nala. Also teilte ich zahlreiche Fotos, die sie gesund und munter zeigten.

Das Interesse an uns schien noch größer zu werden. Zu meiner Überraschung waren sowohl in der *Daily Mail* als auch in der *Washington Post* Artikel über uns erschienen, die nun von weiteren Zeitungen munter weiterverbreitet wurden. Infolgedessen meldeten sich Touristen, die gerade in Griechenland Urlaub machten, und fragten, ob sie uns kennenlernen könnten. Wenige Tage nach Nalas Operation besuchte uns ein kleines schwedisches Mädchen mitsamt seinen Eltern. Die drei tauchten ohne Vorwarnung bei der Kajakstation auf, was mich kalt erwischte. Aber sie machten einen netten Eindruck, und wir unterhielten uns eine Weile und schossen ein paar Fotos zusammen. Nala war schon wieder ziemlich gut drauf, und das kleine Mädchen war außer sich vor Begeisterung, sie kennenzulernen. Der Vater lud mich sogar auf ein Bier in der Strandbar ein.

»Wieder so ein Zufall, was?«, meinte Tony grinsend, als er sah, wie Nala und ich fotografiert wurden.

Kurz darauf war es an der Zeit für den nächsten Tierarztbesuch in Fira. Vor der Kastration hatte ich um einen Titer-Test gebeten, um zu sehen, ob Nalas Impfschutz gegen Tollwut ausreichte. Den Test brauchten wir für Nalas Reiseunterlagen. Bisher waren wir noch nicht dazu gekommen. Der Tierarzt hatte empfohlen, dass wir uns sobald wie möglich darum kümmern sollten, da der Papierkram einiges an Zeit in Anspruch nehmen würde. Es handelte sich mehr oder weniger um die Untersuchung einer Blutprobe, aber das Ganze

würde Nala wieder einiges abverlangen, weswegen der Arzt gemeint hatte, wir sollten nach der Kastration einige Wochen warten. Es konnte sein, dass eine weitere Narkose notwendig wäre.

Also fuhren Nala und ich vierzehn Tage später erneut in die Tierklinik. Vermutlich hatte sie einen Verdacht, wohin die Reise ging, und ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich ihr so viel hintereinander zumutete. Aber gleichzeitig versuchte ich mir auch einzureden, dass es das einzig Richtige war. Wenn wir uns jetzt um alles kümmerten, hatte sie erst mal ihre Ruhe. Viel besser ging es mir bei dem Gedanken nicht.

Wir trafen früh in der Klinik ein. Ich hatte beschlossen, dieses Mal vor Ort zu warten. Die Hoffnung, ohne Betäubung Blut abzunehmen, wurde bald zunichtegemacht. Keine Chance. Sobald Nala die Kanüle sah, mutierte sie zur Löwin. Sie knurrte und kratzte den Tierarzt so böse, dass er fast blutete. Ich half ihm, so gut ich konnte, nahm Nala hoch und drückte sie beruhigend gegen meine Brust, während er ihr eine Narkose verpasste. Kurz darauf schlief sie friedlich. Die Arme tat mir schrecklich leid.

Dieses Mal hatte sie nur eine leichte Betäubung bekommen, und obwohl sie noch ein wenig verpennt wirkte, konnten wir schon eine Stunde später wieder gehen. In der Zwischenzeit hatte der Tierarzt mir nicht nur einen, sondern gleich zwei üble Schrecken verpasst.

Zunächst fiel ihm eine Unregelmäßigkeit in Nalas Impfpass auf. Er zeigte ihn einer seiner Assistentinnen, schüttelte den Kopf und blickte grimmig drein.

»Der albanische Tierarzt hat den Pass nicht richtig abgestempelt«, meinte er.

»Was hat das zu bedeuteten?«, fragte ich.

»Dass die Impfungen ungültig sind. Sie muss sie noch einmal bekommen.«

Mein Kiefer klappte nach unten .

»Nein!«, stieß ich hervor.

Doch bevor ich mich zu sehr aufregen konnte, diskutierten der Tierarzt und die Assistentin schon angeregt miteinander. Schnell wurden die Wogen geglättet.

»Keine Sorge«, sagte die Assistentin lächelnd. »Wir haben ja den Namen vom Arzt und können Kontakt zu ihm aufnehmen. Er

kann uns sagen, was er gemacht hat, und vielleicht auch die passenden Unterlagen zuschicken.«

»Na, hoffentlich«, murmelte ich und war wieder etwas besänftigt.

Als ich mich gerade einigermaßen von dem Schock erholt hatte, kam eine weitere Mitarbeiterin in den Raum, hielt eine von Nalas Blutproben gegen das Licht und winkte hektisch den Tierarzt herbei.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte ich.

»Es ist ziemlich trüb. Das ist ungewöhnlich. Kann sein, dass es von der Aufregung kommt«, meinte der Tierarzt. »Das Laborergebnis wird uns verraten, ob Anlass zur Sorge besteht.«

»Und wann bekommen wir die Ergebnisse?«, fragte ich.

»In einem Monat. Das Labor ist in Athen.«

Na großartig. Als ob ich mir nicht schon genug den Kopf zerbreche, dachte ich. Die Leute in der Tierklinik waren alle ausgesprochen freundlich, aber ich konnte es nicht erwarten, das Gebäude zu verlassen und endlich zur Kajakstation zurückzukehren, wo ich Nala in einen kleinen Pappkarton legte, den ich mit einer Decke ausgekleidet hatte. Den Rest des Tages schlief sie friedlich.

In den nächsten Tagen war sie ziemlich platt. Doch wieder suchte sie sich ruhige Ecken, um in Ruhe zu Kräften zu kommen. Wenn man jemanden, der einem am Herzen liegt, so verletzlich im Krankenhaus oder Behandlungszimmer erlebt hat, regt sich das Bedürfnis, diesen Jemand umso mehr zu beschützen. Das ist ganz natürlich. Bei mir kam noch das schlechte Gewissen hinzu, und ich mutierte kurzzeitig zu einem Helikopter-Vater, kaufte das beste Katzenfutter, das ich finden konnte, und verbrachte deutlich mehr Zeit mit Nala, lag neben ihr, kraulte ihr Köpfchen und lauschte ihrem niedlichen Schnurren.

Das Wetter hatte sich gebessert, und wir konnten wieder mit dem Kajak aufs Meer hinausfahren. Die Vorstellung, Nala allein zu lassen, gefiel mir allerdings kein bisschen. Es war nicht so, dass ich Tony und den anderen Leuten in der Kajakstation nicht vertraut hätte – das tat ich. Aber die Vorstellung, dass Nala mich vermissen könnte, tat weh. Außerdem wollte ich nicht draußen auf dem Wasser festhängen, wenn es ein Problem mit ihr gab.

Also beschloss ich, eine Rettungsweste für Nala zu besorgen. Sie war meine Co-Pilotin auf der Straße, nun sollte sie es auch zu

Wasser werden. Sobald es ihr besser ging, zog ich ihr die Weste an. Sie sah ziemlich cool in dem neongelben Ding aus. Ich postete ein Foto ihres neuen Outfits bei Instagram, und die Leute wirkten begeistert. An einem besonders windstillen Tag nahm ich sie dann zum ersten Mal mit ins Boot. Sie thronte vorn im Kajak genau wie in ihrer Radtasche am Lenker. Ihr Körper war sicher und warm geborgen, und das Köpfchen lugte heraus und schaute begeistert umher. Der Ausblick schien ihr zu gefallen, und die laute Musik, die von den Strandbars herüberschallte, stieß ebenfalls auf neugierige Ohren. Katzen sind Wasser gegenüber grundsätzlich skeptisch, und um sicherzustellen, dass sie sich auf dem offenen Meer wohlfühlen würde, nahm ich sie als Nächstes auf dem Paddleboard mit. Das haute sie von den Socken. Das Board war flach und bot keinen Raum zum Verstecken, was sie zunächst irritierte. Sie warf mir einen Blick zu, als wollte sie sagen: Was soll das, Mann? Aber nachdem das Board eine Weile ruhig auf dem Wasser getrieben war, begann sie sich frei darauf zu bewegen. Sie schien sich so wohlfühlen wie, na ja, eine Katze auf dem Wasser. Schon besser, dachte ich. Ich wollte sie zwar nicht am selben Tag auf die Tour mitnehmen, das wäre übertrieben gewesen, aber es war ein gutes Gefühl, dass ich nun einen Plan B in der Hinterhand hatte.

Leider hatte ich bei der ganzen Nala-Fürsorge vergessen, mich um mich selbst zu kümmern.

Kurz nach Nalas Blutabnahme passierte mir etwas richtig Blödes: Ich verlor meine Go-Pro, eine leistungsstarke würfelförmige Videokamera, die sich perfekt zum Filmen von Fahrradfahrten eignet. Ich hatte sie noch in Dunbar gekauft und seither gerne benutzt. Meistens trug ich sie einfach mit einem Stirnband am Kopf. An jenem Tag nahm ich sie zu einem Paddelausflug mit Tony mit. Das Wetter war nicht der Hit und wurde sogar noch schlimmer, als wir erst einmal draußen auf dem Meer waren. Ein Stück östlich von der Kajakstation rollten fiese Wellen auf uns zu. Zunächst dachte ich noch, es sei schon in Ordnung, aber dann schubste mich eine fette Welle aus dem Kajak. Ich war gerade erst wieder an Bord geklettert, als – wie aus dem Nichts – eine zwei Meter hohe Welle angeschossen kam und mich erneut von Bord boxte. Zunächst fiel

es mir nicht auf, aber dann merkte ich, dass mein Stirnband und mit ihm die Go-Pro sauber von meinem Kopf gewischt worden waren.

Ich war genervt, aber gefasst. Die Kamera war robust und steckte in einer verschlossenen, wasserfesten Hülle. Ich nahm an, dass ich sie bald auf dem Meeresgrund wiederfinden würde. Die Stelle, an der ich sie verloren hatte, war nicht besonders tief. Wenn das Meer erst ruhiger wäre, würde ich sie schon entdecken. Aber da hatte ich mir etwas vorgemacht. Zwei Tage lang suchte ich den Meeresboden ab – ohne Erfolg. Und als ob das nicht schon blöd genug gewesen wäre, nahm ich Nala mit zu einem der Erkundungsgänge. Ich war so sehr um ihr Wohl besorgt, dass ich etwas Entscheidendes vergaß: Mein zarter schottischer Teint verstand sich nicht so recht mit der griechischen Sommerhitze, und ich musste mich regelmäßig gründlich mit Schutzfaktor Fünftausend einreiben. Aber das hatte ich für einen Moment vergessen und ging einfach so zum Schnorcheln ins Wasser. Etwa eine Stunde lang trieb ich ungeschützt herum, und die Sonne brannte erbarmungslos auf meinen Nacken und Rücken. Erst am Abend begriff ich meinen Fehler. Ich fühlte mich, als hätte mich ein Bus überfahren. Mir war schwindelig und schlecht, ein paarmal musste ich mich sogar übergeben, und ich bekam Fieber. Mein Körper fühlte sich so an, als wäre sämtliche Energie verschwunden. Ich konnte nur noch schlapp in der Hängematte liegen. Das kam mir bekannt vor, so etwas hatte ich schon einmal während meines Thailandurlaubs erlebt. Ich hatte einen Sonnenstich.

Tony merkte, wie schlecht es um mich bestellt war, und besorgte mir Wasser und Medikamente.

»Nimm dir ein paar Tage frei«, sagte er und ignorierte meinen gemurmelten Protest. Als ich am nächsten Morgen aufstand und meine Ausrüstung zusammensuchte, schnappte er meinen Arm und führte mich geradewegs zur Hängematte zurück.

»Das hat Zeit, bis es dir besser geht!«

Widerspenstig legte ich mich wieder hin. Unsere kleine Herberge schien sich in eine Krankenstation zu verwandeln, doch jetzt war Nala die Krankenschwester und ich der Patient – zumindest kam es mir so vor. Und sie machte einen tollen Job. Es war wirklich so, als wären die Rollen vertauscht. Statt wie sonst irgendwo in der Höhle

zu pennen, wick sie mir nicht mehr von der Seite, schmiegte sich dicht an mich, schnurrte und schleckte mir hin und wieder fürsorglich über das Gesicht. Mir kam es so vor, als wüsste sie ganz genau, dass nun ich derjenige war, der Hilfe brauchte. Sie gab auf mich acht, und ich wusste jede Minute ihrer Gesellschaft zu schätzen. Insbesondere, da ich noch lange nicht über den Berg war.

Ich hatte gerade das hohe Fieber überstanden, als mein linkes Bein sich entzündete und wie verrückt zu jucken begann. Zunächst dachte ich, das läge am Sonnenstich oder vielleicht an einem entzündeten Insektenbiss. Ich versuchte es mit Schmerzmitteln und Antihistamin-tabletten, aber das nutzte nichts. Dann wurde meine Haut krebsrot, und einen Tag später verhärtete sich das Bein so sehr, dass ich es nicht mehr ganz strecken konnte. Belasten konnte ich es auch nicht, und ich fühlte mich einmal mehr wie Long John Silver, als ich durch die Gegend humpelte – wenn auch ohne Krückstock. Ich durchwühlte die Notfallapotheke in der Kajakstation, konnte aber nichts Nützliches darin entdecken.

Am nächsten Tag schaute Tony vorbei, entdeckte mein Bein und machte mir mächtig die Hölle heiß.

»So kannst du unmöglich mit dem Kajak rausfahren«, meinte er. »Ab ins Krankenhaus, mein Freund.«

Sobald die letzten Kunden sich verabschiedet hatten, brachte er mich dorthin. Ich hielt die Aufregung für übertrieben, aber im Krankenhaus schien man das anders zu sehen. Im Handumdrehen hatte mich ein Arzt untersucht, in eine kleine Krankenparzelle gesteckt und mir eine antibiotische Infusionslösung angelegt.

Der Arzt meinte, das Bein sei nicht infiziert, es sei eher eine allergische Reaktion. Außerdem war ich extrem dehydriert. Nach ein paar Stunden, in denen ich gelangweilt auf dem Rücken lag und vor mich hin starrte, wurde ich entlassen und mit einem Antibiotikum nach Hause geschickt. Man hatte mir dringend geraten, es vorerst ruhig angehen zu lassen, aber diesen Rat schlug ich direkt in den Wind. Ich war schon zu lange krank gewesen und wollte am nächsten Morgen unbedingt wieder als Guide arbeiten. Aber Schwester Nala sah das anders.

Katzen haben ein feines Gespür für Krankheiten, noch besser als manch technisches Messgerät. Ich hatte sogar gelesen, dass einige

Katzen erkennen können, wenn ihre Bezugsperson kurz vor einem epileptischen Anfall steht. Sobald ich wieder in der Höhle angelangt war und mich in die Hängematte fallen ließ, kam Nala angerannt und hüpfte zu mir hoch. Sie rückte eng an mich heran und schnurrte leise vor sich hin. Wieder fühlte es sich so an, als spürte sie, dass etwas nicht stimmte. Als ob sie wüsste, dass ich ein wenig Zuwendung gebrauchen konnte.

Ich war noch nie ein guter Patient gewesen. Nicht einmal als Kind. Ich kümmerte mich nicht groß um Schnitte oder Prellungen. Erkältungen und eine leichte Grippe steckte ich weg. Während meiner Rugbyzeit verließ ich erst nach einem Beinbruch das Feld. In erster Linie ist das irgendetwas blödes Machohaftes in mir, das gebe ich zu. Eine Fassade, um wie ein harter Kerl zu wirken. So als wäre ich unverwundbar. Das war auch in Bosnien so gewesen, als ich mich bei dem Sprung von der Brücke in Mostar am Bein verletzt hatte. Ich hätte warten sollen, bis es richtig verheilt gewesen wäre, tat es aber nicht. Ich hatte großes Glück, dass mich das nicht eingeholt hatte. Es hätte genauso gut sein können, dass ich den Rest meines Lebens humpeln müsste.

Nun lag ich mit Nala in der Hängematte, und plötzlich kam mir die Erkenntnis. Alles in mir schrie danach, aufzustehen und meinen Job zu erledigen. Ich hasste den Gedanken, wie ein Drückeberger hier rumzuliegen. Es lag mir nicht, Däumchen zu drehen. Aber ich würde mich nicht so wie bisher um Nala kümmern können, wenn ich auf Krücken angewiesen wäre. Tony würde mich in diesem Zustand ohnehin nicht ins Kajak lassen. Was würde ich also damit erreichen, wenn ich die Anweisungen des Arztes ignorierte? Ich würde die Sache nur schlimmer machen. Mir stand noch genau vor Augen, wie Nala mit ihrem Heilungsprozess umgegangen war. Sie hatte alles andere ausgeblendet und sich zu hundert Prozent auf ihre Genesung konzentriert. Es kam mir ein bisschen albern vor, aber insgeheim beschloss ich, mir eine Scheibe davon abzuschneiden. Mir Zeit zum Gesundwerden zu geben. Ich musste – endlich einmal – auf meinen Körper hören.

Kurz darauf tauchte Tony im Höhleneingang auf.

»Wie geht's uns denn heute?«, fragte er.

»Ich glaub, ich brauch noch ein paar Tage, bis ich wieder auf den Beinen bin«, meinte ich,

Er wirkte überrascht.

»Sicher? Das klingt ja gar nicht nach dir.«

»Aye, mit 'nem einbeinigen Kajakfahrer wirst du wahrscheinlich nix anfangen können«, sagte ich.

»In Ordnung«, meinte er und wirkte immer noch etwas verdutzt.

»Was hat deine Meinung geändert? Der Arzt?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Nein«, sagte ich dann und mied seinen Blick. »Es scheint mir einfach das Richtige zu sein.«

Ein bisschen Stolz steckte noch in mir. Nie im Leben hätte ich ihm verraten, dass ich durch ein sechs Monate altes Kätzchen zur Vernunft gekommen war.

DER SPIDERMAN VON SANTORINI



Die Sommersaison hatte offiziell begonnen, und Nala und ich fühlten uns inzwischen richtig wohl auf der Insel. Unser Strandleben war einfach und passte perfekt zu uns. Mein Alltag war meilenweit von dem grauvollen Hamsterrad entfernt, in dem ich mich jeden Tag in Schottland abgemüht hatte. Ich arbeitete viel, aber ich hatte mindestens genauso viel Spaß. Santorini ist eine Partyinsel, und manchmal übertrieb ich es vielleicht etwas ... Nala schien sich an der Küste ebenfalls pudelwohl zu fühlen.

Das Einzige, was uns beiden zusetzte, war die Hitze. Inzwischen wurde es nachmittags vierzig Grad und heißer. Das war für Nala genauso unangenehm wie für mich. Nach meinem Sonnenstich wollte ich auf keinen Fall riskieren, dass Nala etwas Ähnliches durchmachen musste. Im Internet fand ich den Rat, sie mit Sonnencreme einzuschmieren. Also rieb ich ab da regelmäßig ihre Ohren und Nase mit einer katzenfreundlichen Creme ein. Die bloße Haut konnte anscheinend auch bei Katzen in der Sonne verbrennen. Außerdem fuhr ich nicht mehr so oft mit ihr Kajak. Zu kurzen Paddelausflügen nahm ich sie weiterhin mit, aber dreistündige Trips kamen mir zu lang vor – auch wenn ich sie natürlich zu gern bei mir gehabt hätte.

Es war nicht ideal. Bis dahin war es immer eine Beruhigung gewesen, sie bei mir zu haben. Ohne sie machte ich mir die ganze Zeit Gedanken, was am Strand los war. War es sehr voll? Wer war an der Kajakstation? War Nala sicher? Was zurzeit bei Instagram abging, beruhigte mich auch nicht gerade.

Inzwischen hatten wir fast eine halbe Million Abonnenten. Menschen aus der ganzen Welt folgten uns, aus Kanada, den USA, Polen oder Brasilien. Außerdem waren viele dabei, die gerade Urlaub in Griechenland machten. Immer wieder kamen Anfragen, ob man uns kennenlernen könne. Ich versuchte, es allen recht zu machen. Aber egal, wie sehr ich mich bemühte, ich konnte mich einfach nicht mit allen treffen. Hin und wieder kamen Leute ohne jede Vorwarnung vorbei, wenn ich kurz davor stand, mit den Kajaks rauszufahren. Da musste ich sie jedes Mal enttäuschen. Es kam auch vor, dass ich nach den Ausflügen zurückkehrte und erfuhr, dass man nach Nala und mir gefragt hatte. Die Besucher waren dann traurig abgezogen – ohne Nala zu sehen.

Das drückte auf mein Gewissen. Die Leute hatten sich die Mühe gemacht, uns zu besuchen, und waren extra nach Akrotiri gefahren – manchmal kamen sie sogar von der anderen Seite der Insel. Aber ich wollte Tony gegenüber nicht unfair sein. Er und Haris hatten mich als Kajakguide eingestellt, und ich hatte mir schon wegen meines Sonnenstichs und der Beingeschichte freinehmen müssen. Außerdem wäre es auch Nala gegenüber nicht fair.

Diejenigen, die Nala kennenlernen konnten, waren supernett. Sie quatschten mit uns, machten Fotos und grinsten danach von einem Ohr zum anderen. Einige luden mich sogar noch auf ein Bier ein. Ein paar Mädels aus England und Australien schleppten mich sogar mit in die Disko, und irgendwie landeten wir zu guter Letzt im Tattoo-Studio und ließen uns jeder eine kleine Ananas auf den Knöchel stechen. Es war eine irre Nacht .

Es spottet jeder Beschreibung, wie viele Menschen sich von unserer Geschichte berührt fühlten. Neben E-Mails und privaten Nachrichten von Verlegern, Buchagenten und Journalisten wurden auch zahlreiche Pakete verschickt. Sie kamen aus der ganzen Welt – hauptsächlich den USA – und waren an »Dean und Nala, Santorini« adressiert. Darin verbargen sich die unterschiedlichsten Geschenke: edles Katzenfutter, Spielzeugmäuse, Geschirr, Katzenminze – grob gesagt jedes Katzenutensil, das man sich vorstellen konnte. Ich musste meistens Zollgebühren für die Pakete bezahlen, und der Gang zum lokalen Postamt war oft wie eine Partie Roulette: Ich wusste nie, was dabei herauskam. Einmal zahlte ich

fünfzig Euro für eine kleine Schachtel, in der sich ein Stab mit einer Feder dran verbarg.

Aber ich will nicht klagen. Die Leute waren unglaublich großzügig und hatten das Herz am rechten Fleck. Doch so konnte es nicht weitergehen. Also schrieb ich bei Instagram, dass sich das nächste Tierheim bestimmt auch sehr über Geschenke freuen würde. Ich konnte nicht alles behalten, insbesondere wenn die Tour weiterging. Ansonsten würde ich noch zur fahrenden Zoohandlung werden.

Die Reaktion auf die Berichte über uns war überwältigend, aber ich wollte mein eigentliches Anliegen nicht aus den Augen verlieren. Es war mir wichtig, unsere neue Plattform als »Influencer« für etwas zu nutzen. Etwas Gutes damit anzufangen. Zum Glück gab es schon im Mai die ersten Gelegenheiten dazu.

Unter den hübschen Kalendermotiven lauerte noch eine dunklere Seite Santorinis. An einem freien Tag fuhr ich nach Fira und bemerkte dort zum ersten Mal, wie viele Esel und Maultiere es auf der Insel gibt. Ich ließ den Blick über die Caldera, neu ankommende Boote voller Kreuzfahrttouristen und die hohen Klippen von Fira schweifen, als mir auffiel, wie viele Leute sich von Eseln durch die Gegend schleppen ließen. Es war offensichtlich, dass die Tiere kein leichtes Leben hatten. Ein Esel trottete mit einem riesigen Kerl auf dem Rücken an mir vorbei, das arme Wesen war schweißnass und keuchte laut. Ich hatte echt Angst, dass es jeden Moment unter dem Gewicht zusammenbrechen würde.

Ich kapierte nicht, warum der Typ das mit dem Esel machte. Es gab auch eine Seilbahn, die ihn den Berg hätte hochbringen können. Außerdem schien er zwei gesunde Beine zu haben.

Danach fielen mir immer wieder Esel und Maultiere auf. Einige zogen Karren hinter sich her; einige ältere Tiere standen einsam auf einem Feld oder trotteten über die Insel. Ich suchte im Internet und fand heraus, dass es anscheinend »Taxi-Esel« gab, die Tag und Nacht im Dienst waren, nie frei hatten und irgendwann schlimme Probleme mit den Gelenken, den Beinen und dem Rücken bekamen. Wenn sie nicht mehr arbeiten konnten, war ihr Körper in einem grauenvollen Zustand. Leider sorgten sich ihre Besitzer nur selten um ihr Wohlergehen. Viele setzten die Tiere einfach aus.

Als Lucia von dem Verein Sterila mir anbot, eine weitere Tierschutzorganisation zu besichtigen, dieses Mal eine, die sich um Esel und Maultiere kümmerte, sagte ich sofort zu.

Die *Santorini Animal Welfare Association*, kurz SAWA, war in der Nähe von Fira. Man kümmerte sich dort um ältere Esel und Straßenhunde. In einem Zwinger war ein ganzes Rudel English Pointers, eine Rasse, die ich absolut liebe. Als ich noch ein Kind war, hatten wir einen Pointer namens Teal. Natürlich konnte ich nicht widerstehen und spielte ausgelassen mit ihnen, dann unterhielt ich mich mit Lucia und einigen anderen Ehrenamtlichen. Dazu gehörte auch eine junge Frau aus Athen. Sie erzählte mir, dass es die Organisation seit den frühen 1990er-Jahren gebe. Ursprünglich war sie von einer Frau namens Christina gegründet worden, mit dem Ziel, sich um Katzen, Hunde und Esel zu kümmern. Aber inzwischen gab es auch ein paar Schweine und andere ausgesetzte Nutztiere. Man kastrierte, sterilisierte und impfte die Tiere, behandelte ihre Verletzungen und versuchte dann, ein neues Zuhause für sie zu finden. Die größte Herausforderung war, dass die griechische Regierung Tierschutz nicht als besondere Priorität anerkannte. SAWA bekam keinen Cent Unterstützung. Das größte Heim hatte im Winter eine krasse Durststrecke erlebt und brauchte nun dringend frische Spendengelder.

Mich beeindruckte, was die Organisation allen Widrigkeiten zum Trotz leistete. Als ich abends in mein Strandlager zurückkehrte, verfasste ich einen Instagram-Post, erklärte, wie schlimm es den Eseln auf der Insel ging, und bat um Hilfe für SAWA. Ich wollte meine Erwartungen nicht zu hoch schrauben, legte mein Handy erst einmal beiseite und ging mit Nala an den Strand. Dort lief ich am Wasser entlang und sammelte wieder mal ein bisschen Müll auf. Erst als mich am nächsten Morgen eine Nachricht von Christina erreichte, bekam ich mit, wie krass die Reaktion ausgefallen war. Es war heftig – und fantastisch! Durch den Aufruf waren mehrere Tausend Euro an Spendengeldern zusammengekommen, was genug war, um dringende Renovierungsarbeiten durchzuführen.

Christina war völlig von den Socken und wusste im ersten Moment gar nicht, was sie sagen sollte. Mir ging es ähnlich. Einen Vorgeschmack hatte ich schon bekommen, als es um Balou

gegangen war – aber das hier war echt eine andere Liga. Es war supraaufregend, machte mir aber auch ein bisschen Schiss. Mir wurde mit einem Mal bewusst, wie viel Einfluss ich – theoretisch – haben konnte. Langsam dämmerte mir, dass ich vorsichtig damit umgehen musste.

Mich hatten schon ein paar Leute angeschrieben und Hotelübernachtungen, Bootstouren und Essen angeboten. Im Gegenzug sollte ich ein bisschen Werbung für sie machen. Die meisten kamen aus Griechenland, aber einige Angebote erreichten mich auch aus anderen Ländern. Ein Georgier bot mir eine astronomische Summe an, damit ich mit ihm durch Georgien reiste. Für mehrere Tausend Pfund sollte ich verschiedene Sehenswürdigkeiten und Unterkünfte bei Instagram bewerben. Georgien wollte ich mir unbedingt noch ansehen, es lag auf dem Weg zur Kaspischen See und zur Seidenstraße Richtung Zentralasien. Genau von dieser Route hatte ich schon lange geträumt. Aber es fühlte sich nicht richtig an. Was, wenn die Hotels nicht so toll waren? Oder wenn die Preise total über dem Durchschnitt waren? Dann müsste ich etwas bewerben, was mir nicht gefiel. Ich hatte auch keine Lust, den Leuten ständig Werbung aufzudrängen. Es war mir wichtig, überlegt zu entscheiden, wem ich eine Plattform gab. Ich wollte unbedingt authentisch bleiben.

Tony war inzwischen zu einem engen Freund und Vertrauten geworden, und ich hatte das Gefühl, mit ihm über alles reden zu können. Als ich ihm eines Abends bei einem Bier von meiner Zwickmühle erzählte, hörte er schweigend zu. Ein paar seiner Freunde waren auch dabei, unter anderem Nick aus Athen. Er hatte alles gehört und grinste nun. Offensichtlich wollte er etwas loswerden.

»Kennst du Arachnos? Ich glaube, ihr nennt den Typen Spiderman?«, fragte er lachend.

Ich sah ihn überrascht an.

»Wovon redest du?«

»Spiderman. Die Comic-Hefte. Peter Parker und so. Wie heißt es da noch mal? ›Aus großer Kraft folgt große Verantwortung.«

Ich lachte.

»Laber keinen Unsinn. «

»Doch, so ist es. Du bist jetzt der Spiderman von Santorini.«

Kräftig an der Werbetrommel rühren wollte ich trotzdem nicht.

Erst als ich später noch einmal in Ruhe darüber nachdachte, verstand ich, was er mir damit hatte sagen wollen. Natürlich war es eine fette Übertreibung! Ich war ja kein Superheld, der sich für eine Seite der Macht entscheiden musste. Wobei ich eigentlich schon vor einer ähnlichen Wahl stand: Ich musste für mich klären, wen oder was ich unterstützen und welche Angebote ich annehmen wollte. Damit ging Verantwortung einher. Ich würde bestimmt nicht immer die richtigen Entscheidungen treffen, aber ich war fest entschlossen, authentisch zu bleiben. Wenig später schrieb ich dem Georgier, dass ich sein Angebot nicht annehmen könne.

Über andere Dinge musste ich nicht lange nachdenken, insbesondere wenn es um Tier- oder Umweltschutz ging. Ich hatte auch schon ein paar Ideen, wie ich Spendengelder für ein paar Organisationen sammeln könnte, die sich darum kümmerten.

Ich verbrachte mehrere meiner freien Tage in einem Töpferstudio namens Galatea, das sich ein paar Kilometer nördlich von Akrotiri in dem kleinen Ort Megalochori befand. Die Vorstellung, mit meinen eigenen Händen Vasen und mehr zu machen, hatte mich schon lange begeistert, und es machte riesigen Spaß, es mithilfe von Galatea, der namengebenden Studioinhaberin, zu lernen. Ich töpferte vier Schüsseln und verzierte sie mit Nalas Pfotenabdruck. Das Ergebnis war nicht schlecht.

Galatea bekräftigte mich in dem Entschluss, eine Verlosung bei Instagram zu machen. Für ein Pfund konnte jeder an der Lotterie teilnehmen und eine der vier Schüsseln gewinnen. Das Geld würde ich dann an verschiedene Organisationen spenden .

Außerdem hatte ich beschlossen, mich bei Lucia von dem Verein Sterila zu bedanken. Sie hatte mir so sehr mit Nala geholfen, als wir frisch auf der Insel gelandet waren, und hatte mich außerdem mit Christina, der Leiterin von SAWA, in Kontakt gebracht. Manchmal passiert es einfach im Leben, dass das, wonach man sucht, zu einem kommt. Und schon bald bot sich die perfekte Gelegenheit, meinen Dank zu zeigen.

Mitte Mai paddelte ich eines frühen Morgens mit dem Kajak hinaus, wobei mir eine Frau auffiel, die weiter hinten am Strand

Fotos machte. Ich konnte nicht erkennen, was sie so begeisterte, aber sie schien voll und ganz von dem Moment eingenommen, so als hätte sie ein total ungewöhnliches Fotomotiv entdeckt.

Als ich einige Stunden später zurückkehrte, fiel mir ein Mann auf, der an der gleichen Stelle stand. Er telefonierte hektisch gestikulierend. Ich ging hin.

Zwei winzige Katzenbabys – eins schwarz, eins rot – drückten sich ängstlich gegen einen der Felsen.

»Die sitzen schon den ganzen Tag hier«, erklärte der Mann.

Ich sah mich um. Die Kätzchen waren noch so jung, dass ihre Mutter vielleicht irgendwo in der Nähe saß und den Rest des Wurfs versorgte. Wobei mir das unwahrscheinlich vorkam. Immerhin waren sie schwarz und rot, und ich fragte mich, ob sie dieselbe Mutter hatten. Ich konnte kein Muttertier entdecken und hob die beiden Kätzchen vorsichtig hoch. Sie waren so klein, sogar noch winziger als Nala, als ich sie gefunden hatte. Ich hätte sie beide auf einer Handfläche tragen können. Ich nahm sie mit zur Höhle.

Nalas Reaktion war zum Brüllen: Aus ihrem Blick sprach finstere Verachtung. So als hätte ich sie wieder einmal betrogen. Als ich die Hand ausstreckte, um sie zu streicheln, fauchte sie laut. Ihr Revier war in Gefahr, das verstand ich. Trotzdem ließ sich nichts daran ändern. Sie musste sich an die Kätzchen gewöhnen, zumindest für kurze Zeit.

Ich konnte mich höchstens ein paar Tage um die Kleinen kümmern und rief Lucia an. Sie hatte ein Netzwerk aus Pflegefamilien aufgebaut, die Streunern ein Zuhause gaben, während nach einer langfristigen Lösung gesucht wurde. Aber gerade hatte niemand Kapazitäten.

Lucia wollte mir trotzdem irgendwie helfen. Sie bat mich, noch ein paar Tage zu warten, und versprach, eine Pflegefamilie zu finden. Vermutlich hatte eine Bekannte von ihr, Marianna, bald Platz für die beiden.

Ich bemühte mich, die Dinge weiter voranzutreiben, und teilte ein paar Fotos von den Kätzchen und die Kontaktdaten der Organisation auf meinem Instagram-Account. In der Zwischenzeit fuhren wir mit den Kleinen zu einem Tierarzt in Fira, wo sie entwurmt wurden und eine Flohkur verpasst bekamen. Die Prozedur erinnerte mich an den

ersten Tierarztbesuch in Montenegro. Der Ablauf war genau der gleiche. Der Tierarzt stellte fest, dass es den beiden den Umständen entsprechend gut ging und dass sie etwa fünf Wochen alt waren. Das schwarze Kätzchen war ein Männchen und das rote ein Weibchen. Er brauchte ihre Namen für die Unterlagen, und ich bediente mich wieder einmal beim *König der Löwen*: Der schwarze Kater hieß ab da Kovu und die rote Katze Kiara.

In der Höhle veranstalteten die beiden allerdings ein absolutes Chaos. Kovu war ein kleiner Wirbelwind und musste seine Nase überall hineinstecken. In vielerlei Hinsicht erinnerte er mich an Nala. Er kannte keine Angst. Manchmal machte er sein Nickerchen auf dem schwarzen Ledersessel im Kajak-»Büro«. Er war farblich so gut angepasst, dass Tony sich einmal fast auf ihn draufgesetzt hätte. Kiara wiederum war eher zurückhaltend und schlief am liebsten stundenlang .

Nach ein paar Tagen war Nala wie ausgewechselt und spielte bei jeder Gelegenheit mit den Kätzchen. Sie tobten durch die Höhle, jagten sich und wuselten ständig um unsere Beine herum.

Wenig später meldete sich Lucia und verkündete, mein Post sei erfolgreich gewesen: Eine Familie aus Deutschland hatte sich gemeldet und versprochen, den Kampf mit dem ganzen Papierkram und medizinischen Untersuchungen aufzunehmen, der mit einem Katzentransport quer durch Europa einherging. Sie würden sich um die beiden kümmern und sie zu sich holen.

»Die gute Nachricht ist, dass sie beide wollen«, meinte Lucia. Ich hörte, dass sie zögerte.

»Und die schlechte Nachricht?«, fragte ich.

»Marianna kann die beiden zu sich nehmen, bis sie nach Deutschland dürfen. Aber sie braucht ein neues Katzengehege. Kennst du vielleicht jemanden, der sich darum kümmern könnte?«

Und so kam es, dass ich wenig später – am möglicherweise heißesten Tag, seitdem ich auf der Insel lebte – mit Kovu und Kiara im Gepäck zu einem weiß getünchten Häuschen am Rande von Fira radelte. Die Bewohnerin, Marianna, war eine Griechin mittleren Alters. Sie konnte nur ein paar Brocken Englisch, aber es wurde schnell klar, dass sie ein unfassbar liebenswerter Mensch war: Das Haus und der Garten wimmelten vor Katzen und Jungtieren. Einige

waren dürr und hatten offensichtlich harte Zeiten hinter sich, aber immerhin waren sie nun in einem geborgenen Heim.

Marianna führte mich zu einem Flecken Erde hinter dem Haus, auf dem Baumaterial für das neue Gehege ausgebreitet lag. Ich warf einen kurzen Blick darauf und erkannte, dass es sich um eine Metallkonstruktion mit Maschendrahtwänden handelte. Außerdem lagen noch Klettergerüste, Kratzbäume und Spielzeug daneben, die wohl später in das Gehege sollten. Es sah nicht besonders schwierig aus, aber mir war klar, dass es anstrengend werden würde. Zum Glück hatte der Verein noch zwei weitere Leute zusammengetrommelt, und ich wurde von zwei netten Londonern unterstützt. Gemeinsam bauten wir die Metallteile zusammen und spannten den Maschendraht darum. Am späten Nachmittag mussten sich die beiden verabschieden, aber ich schaffte den Rest zum Glück auch so. Kaum war ich fertig, kamen schon die ersten Bewohner. Kovu und Kiara schienen sich in ihrem neuen Zuhause wohlfühlen und flitzten munter in der tief stehenden Abendsonne umher.

Marianna zeigte sich unfassbar dankbar und bot mir ein kaltes Bier und einen angenehmen Platz im Schatten an. Gemeinsam hockten wir uns unter einen Baum und bewunderten das neue Gehege. Wir mussten nichts sagen, und es machte nichts, dass ich kein Griechisch konnte und sie nur ein paar Brocken Englisch auf Lager hatte – wir verstanden uns auch so. Es war ein schönes Gefühl, ihr geholfen zu haben und zu wissen, dass der Auslauf einigen ausgesetzten oder misshandelten Katzen ein sicheres Zuhause bieten würde. Das war genau die Art, wie ich meinen neuen Einfluss gerne nutzen wollte. Endlich kam es mir so vor, als hätte ich das richtige Maß gefunden. Einen Weg, der für mich Sinn ergab.

»Spiderman wäre stolz auf mich«, meinte ich, und Marianna sah mich amüsiert und fragend an. Zum Glück konnte sie kein Wort davon verstehen.

GETRENNTE WEGE



Die ersten Sonnenstrahlen hatten mich gerade geweckt, als es an der Tür rasselte und jemand sich der Höhle näherte.

»Morgenstund' hat Gold im Mund!«

Sofort erkannte ich Tonys Stimme – und den ätzenden Sarkasmus in seiner Stimme. Wir waren am Vorabend in einer Bar versumpft, und es war offensichtlich, dass der Tag nicht besonders golden für uns werden würde. Zumindest vorerst nicht. Ich antwortete mit einem Stöhnen und erhob mich dann ächzend. Es dauerte einen Moment, bis ich mich an die Helligkeit gewöhnt hatte. Nala war schon nach draußen gestürmt; sobald Tony die Tür geöffnet hatte, war sie nicht mehr zu halten gewesen. Normalerweise folgte ich ihr. Sie freute sich jeden Morgen von Neuem auf den Strand, und ich bekam von dem ersten tiefen Atemzug frischer Seeluft auch nie genug.

Aber an diesem Tag wollte ich einfach nur zurück ins Bett. Also ließ ich Nala allein und schlurfte erst mal in die kleine Küche der Kajakstation. Ich brauchte Kaffee. Und zwar einen starken.

Es dauerte etwa fünfzehn Minuten, bis ich mich halbwegs brauchbar fühlte. Erst dann ging ich – ganz langsam – nach draußen. Die Sonne stand ein Stück höher am Himmel, und es war bestimmt schon 35 Grad warm.

Ich hatte erwartet, dass Nala an einem ihrer üblichen Plätze warten würde, vielleicht bei den Felsen in Wassernähe. Vor dem Höhleneingang hatte ich ihr etwas zu essen hingestellt. Es war noch unangetastet. Ich ging wieder hinein. Auch in der Höhle konnte ich sie nirgends entdecken, was mir seltsam vorkam. Es war untypisch,

dass sie eine Mahlzeit ausfallen ließ. Ich ging wieder nach draußen. Manchmal wanderte sie bis zum Fuß der Klippe und machte in deren Schatten ein Nickerchen, also begab ich mich auf den Weg dorthin und rief nach ihr. Ich suchte jeden Winkel ab, an dem ich sie schon einmal gesehen hatte. Aber sie war nirgends zu entdecken. Langsam fühlte ich mich verunsichert. Es war durchaus schon mal vorgekommen, dass sie einfach so verschwunden war, aber sie war immer schnell wieder aufgetaucht, und so früh am Tag hatte sie sich auch noch nie aus dem Staub gemacht. Vielleicht bekam sie in einem der Restaurants etwas zu essen? Einige Kellner hatten sich regelrecht in sie verliebt und verwöhnten sie immer mit ein paar Leckerbissen, wenn wir vorbeikamen. Einer servierte ihr sogar hin und wieder Grillfischplatten. Ich zwang mich zur Ruhe. Sie hatte bestimmt irgendwo ihren Spaß und würde bald wieder da sein.

Inzwischen war auch das restliche Team eingetroffen. Um zur Kajakstation zu kommen, mussten sie den ganzen Strandabschnitt entlanglaufen, da sich der Parkplatz am anderen Ende befand. Ich fragte sie, ob sie vielleicht Nala gesehen hätten, aber sie zuckten nur mit den Schultern.

Inzwischen war ich hellwach. Jede Spur von Übernachtigung oder Alkoholnachwehen war verschwunden, und ich musste mich beherrschen, um nicht panisch zu werden. Ich sagte mir immer wieder, dass alles in Ordnung sei. Nala war in den letzten Wochen selbstständiger geworden. Sobald ihr Magen knurrte, würde sie bestimmt zurückgerannt kommen. Ich versuchte, mich auf die Arbeit zu konzentrieren .

Gegen neun Uhr machte ich mir ernsthafte Sorgen. Inzwischen war sie schon mehr als eine Stunde verschwunden. Das war ganz und gar unüblich. Der Strand wurde immer belebter. Einige Leute schlenderten gemütlich an der Küste entlang, andere nutzten die frühen Morgenstunden zum Frühsport, und ein Typ ging mit seinem Labrador spazieren.

Mir wurde flau in der Magengrube. Irgendetwas stimmte nicht. Tony war losgefahren, um ein paar Dinge zu erledigen. Als er zurückkehrte, spürte er gleich meine Unruhe und bot an, mir bei der Suche nach Nala zu helfen. Wir gingen den Strand noch einmal gemeinsam ab und hielten an allen bekannten Lieblingsplätzen nach

ihr Ausschau. Aber es war keine Nala in Sicht. Weiter hinten am Strand lag eine große Höhle. Wir kletterten gemeinsam hinein und suchten sie mit der Taschenlampe ab. Wieder nichts.

Ein paarmal hatte ich Nala schon dabei beobachtet, wie sie die Klippen hochgeklettert war. Einmal war sie wild nach unten gestürzt, weil ein Hund sie gejagt hatte. Im ersten Moment hatte ich gefürchtet, sie hätte sich verletzt, aber ihre Überlebenskünste hatten sie wieder einmal vor Schlimmerem bewahrt. Sie war auf der Seite aufgekommen, und ich hatte ein weiteres ihrer neun Leben abgezogen. Zwei weniger, sieben übrig.

Wir kraxelten auf die Klippe und sahen nach, ob Nala sich irgendwo im dichten Gras versteckt hielt. Aber das Einzige, was wir fanden, waren leere Flaschen und anderer Müll. Normalerweise hätte ich alles aufgesammelt, doch dafür hatte ich in diesem Moment keinen Nerv.

Langsam befürchtete ich, dass sie dieses Mal vielleicht sogar bis zur Straße gelaufen sein könnte. Die war etwa fünfzig Meter von der Klippenspitze entfernt, und dort herrschte oft viel Verkehr, vor allem am Morgen, wenn die Touristen zum Flughafen gefahren wurden. Ich sagte mir, dass ich damit aufhören musste. Nala war mutig und nicht gerade auf den Kopf gefallen. Sie hatte wahrscheinlich schon mehr durchgestanden, als ich je erahnen mochte, vor allem in den Bergen, wo ich sie gefunden hatte. Es würde ihr gut gehen. Sie würde schon auf sich aufpassen. Wo auch immer sie gerade sein mochte.

Wir kontrollierten alle nahe gelegenen Bars und Restaurants, schauten in den Gasträumen und selbst im Küchenbereich und auf den Toiletten nach. Wieder gab es keine Spur von ihr. So ging es weiter, als wir eine hübsche Bungalowsiedlung in der Nähe absuchten. Wir fragten ein paar Einheimische, ob sie Nala gesehen hätten. Ich holte sogar mein Handy heraus und zeigte ihnen ein paar Fotos. Die meisten zuckten entschuldigend mit den Achseln, aber ein oder zwei Leute boten immerhin an, die Augen nach ihr offenzuhalten. Inzwischen war es halb zehn, und sie hatte die Höhle vor anderthalb Stunden verlassen. So lange war sie, seitdem wir uns kannten, noch nicht allein draußen gewesen. Mir war schlecht vor Sorge, und ich begann, mich auf das Schlimmste vorzubereiten. Ein Teil von mir hatte immer befürchtet, dass dieser Tag einmal kommen

würde. Sie war schließlich nicht meine Gefangene. Nala war ein Freigeist und hatte jederzeit das Recht, sich aus dem Staub zu machen – solange sie dabei sicher blieb. Trotzdem traf es mich hart, dass es nun so weit gekommen war. Irgendwann würde ich damit leben können, das wusste ich. Aber ich könnte es nicht ertragen, wenn ihr etwas passiert wäre, weil ich nicht gut auf sie geachtet hatte. Das würde mir das Herz zerreißen.

Meine nächste Kajaktour sollte in einer Viertelstunde beginnen. Aber ich wusste, dass ich so nicht aufs Wasser konnte. Ich musste wissen, ob es Nala gut ging.

Tony verstand mein Dilemma und drängte mich, mit der Suche weiterzumachen. Er würde jemand anders fragen. Er wirkte genauso nervös wie ich. Ich glaube, er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er die Tür geöffnet hatte. Aber es war vollkommen normal, dass sie frühmorgens an den Strand lief. Ich ging fünf Minuten lang planlos durch die Gegend, wobei ich eher von Verzweiflung als Hoffnung angetrieben wurde. Ich hatte inzwischen an jedem erdenklichen Ort nach ihr gesucht und keine Idee, wo ich noch nach ihr schauen sollte. Es ist so seltsam, wie die Gedanken kreisen. Ehe man sich versieht, kommt man auf die verrücktesten Ideen. Plötzlich stand ich im Hinterhof eines Restaurants und schaute im Mülleimer nach. Ich wusste, dass das total irre war, aber konnte es nicht doch sein, dass jemand sie tot oder verletzt gefunden und dann einfach entsorgt hatte? Zum Glück fand ich nichts. Ich wollte gerade zum nächsten Restaurant weitergehen, als mir etwas ins Auge stach. Es war nur ein kurzes Aufblitzen auf einer hohen Graswiese. Tony und ich waren schon daran vorbeigegangen, hatten aber nichts entdeckt. Ich ging in die Richtung. Da, wieder ein Aufblitzen! Dieses Mal hatte ich es besser gesehen und erkannt, dass es Schwarz mit ein bisschen Braun und Grau war. Das unverkennbare Geschrei von Katzen wurde laut. Kämpfenden Katzen, um genauer zu sein. Sofort sprintete ich los.

»Nala!«

Mein Herz raste, und ich war komplett außer Atem, als ich bei der Wiese ankam. Es gab zahlreiche Streuner auf der Insel. Ich konnte mir nicht sicher sein, dass es wirklich Nala war.

Sekunden später stieß ich den lautesten Erleichterungsseufzer der Welt aus. Da war sie und spielte mit einer anderen Katze. Schwarz, dürr, ungefähr im gleichen Alter. Die beiden raufen miteinander und sprangen wild umher. Sie schienen sich glänzend zu amüsieren und alles um sich herum vergessen zu haben. Was die beiden wohl zusammengeführt hatte? Wann und wo sie sich kennengelernt hatten? Wahrscheinlich hatten sie schon den ganzen Morgen miteinander gespielt.

Ich freute mich zu sehr, um ihr eine Standpauke zu halten. Was hätte ich auch sagen sollen? Ich war schließlich zu bequem gewesen, mich aus dem Bett zu bewegen. Außerdem sprang sie, sobald sie mich sah, direkt auf mich zu und segelte in meine Arme. Ich hielt sie so eng an mich gedrückt, wie ich es nur wagte.

Auf dem Rückweg zum Strand küsste ich sie bestimmt hundert Mal aufs Köpfchen, wenn nicht noch öfter. Als Tony uns sah, riss er begeistert die Arme in die Höhe, so als hätte er gerade eine olympische Goldmedaille gewonnen. Er wirkte unfassbar erleichtert. Der arme Kerl, ich hatte ihm wirklich keinen Moment die Schuld gegeben.

»Ich hätte es mir nie verzeihen können, wenn ihr etwas passiert wäre«, gab er zu.

Inzwischen war mein Ausflugstrupp eingetroffen und bereit, mit den Kajaks in See zu stechen. Ich suchte mein Zeug zusammen und machte mich bereit, mit ihnen zu gehen, aber Tony stoppte mich.

»Nimm dir den Morgen frei und verbring Zeit mit Nala«, sagte er lächelnd.

Das wusste ich sehr zu schätzen.

Ich gab Nala frisches Futter und setzte mich danach neben sie auf die Stufe, die zum Eingang der Kajakstation führte. In der Ferne sah ich Tony mit der Touristengruppe davonpaddeln. In meinem Kopf herrschte wildes Chaos.

Das morgendliche Drama hatte etwas an die Oberfläche gekehrt, was schon lange in mir rumort hatte. Inzwischen waren wir seit drei Monaten auf der Insel, und ich sah die Dinge in einem anderen Licht. Allmählich hatte ich das Gefühl, dass es Zeit für ein neues Kapitel war .

Mehrere Gründe sprachen dafür, und das jüngste Erlebnis war einer davon.

Ich hatte die Zeit auf Santorini sehr genossen. Es war eine Menge los, insbesondere in den Sommermonaten. Ich hatte schon immer gerne gefeiert und das meiste daraus gemacht. Aber jetzt fragte ich mich, ob ich es vielleicht zu wild getrieben hatte. Ich war zu übernächtigt gewesen, um mich richtig um Nala zu kümmern. Was, wenn ihr etwas passiert wäre? Das hätte mich ewig verfolgt.

Ein weiterer Grund war die Stimmung in der Kajakstation. Sie hatte sich verändert – und zwar zum Schlechten. Ständig wechselte der Staff. Die Mitarbeiter kamen und gingen, und nicht alle waren sympathisch. Ein Kerl war besonders ätzend gewesen: faul und arrogant.

Etwa einen Monat nach Beginn der Saison waren auf einmal Sachen abhandengekommen. Geld und andere Dinge verschwanden, und wir nahmen zunächst hin, dass das durchaus mal passieren konnte. Immerhin waren wir mitten am Strand, und es gingen ständig Leute bei uns ein und aus. Das kam vor. Die Kajakstation war nicht gerade Fort Knox.

Aber dann war ich irgendwann in meine Höhle zurückgekommen und hatte feststellen müssen, dass meine Drohne gestohlen worden war. Das hatte mich tierisch geärgert. Ich sprach mit Tony, und er schaltete die Polizei ein. Doch ohne Ergebnis. Der Diebstahl stachelte mein Unruhegefühl weiter auf.

Natürlich gab es auch schöne Gründe, die für die Weiterfahrt sprachen. Unser Instagram-Account wuchs weiter, wir hatten inzwischen 550 000 Follower. Einer von ihnen, ein supernetter Amerikaner, hatte uns am Strand besucht, und wir waren zusammen ein Bier trinken gegangen. Er hatte mich gefragt, ob ich schon einmal darüber nachgedacht hätte, einen YouTube-Kanal zu eröffnen .

»Ein Typ, der mit seiner Katze herumreist«, hatte er gemeint. »Das will doch jeder sehen.«

Die Erinnerung an das Treffen brachte mich nun wieder zum Grübeln. Ich hatte tolles Videomaterial, aber es würde nie im Leben für einen eigenen Kanal reichen. Dafür brauchte ich neuen Content, und den würde ich nur bekommen, wenn ich weiterreiste. Ich musste

die verlorene Zeit wettmachen und ordentlich Kilometer auf den Tacho packen. Mehr Länder besuchen, neue Kulturen kennenlernen. Allmählich lüftete sich der Nebel etwas, und mir stand ein Weg vor Augen, wie ich mein irres Glück für andere einsetzen konnte. Christina von der Organisation SAWA wusste, dass meine Reise irgendwann weitergehen würde. Sie hatte online einen Kommentar gepostet, der mich tief berührt hatte: *Wir wünschen Dean und Nala eine gute Weiterreise. Die beiden sind großartige Tierbotschafter und erinnern auch in Gegenden ans Wohl der Vierbeiner, in denen es oftmals vergessen wird. Wir sind fest davon überzeugt, dass sie einen wirklichen Unterschied für all die kleinen Vereine bewirken können, die sich rund um die Welt für Tiere einsetzen.*

Als ich das las, wusste ich, dass ich die Gelegenheit beim Schopf ergreifen musste. Und schlussendlich wusste ich auch, dass es Tony gegenüber nicht fair war, wenn ich mich weiterhin so benahm. Inzwischen fiel es mir nämlich schwer, hundert Prozent im Job zu geben. Meine oberste Priorität war Nala, und dann kam der Instagram-Account. Wenn ich gerade mit einer Gruppe auf dem Wasser war, mussten Tony und die anderen sich immer wieder um plötzlich auftauchende Besucher kümmern, die Nala und mich sehen wollten. Das war einfach zu viel verlangt. Er war ein guter Kumpel geworden, und ich wollte unsere Freundschaft nicht aufs Spiel setzen.

Also fragte ich ihn eines Abends, nachdem wir die Kajaks verstaut und alles weggeräumt hatten, ob er noch Zeit für ein Bier hätte. Ich glaube, er wusste, was nun folgen würde. Trotzdem war er traurig.

Eigentlich hatten wir abgemacht, dass ich bis September bleiben würde. Aber ich bat ihn, mich so bald wie möglich gehen zu lassen. Es hatte Probleme mit den Mitarbeitern gegeben, so viel war klar, und ich wollte ihn auf keinen Fall von heute auf morgen im Stich lassen. Ich würde so lange bleiben, bis er Ersatz gefunden hatte, das stand fest. In der Zwischenzeit suchte ich Fährverbindungen nach Athen heraus und sah mir an, wie ich von dort aus am besten in die Türkei käme. Danach wollte ich nach Kleinasien und bis in den Fernen Osten radeln.

Ich nahm Kontakt zum Tierarzt auf und kümmerte mich um die notwendigen Unterlagen. Inzwischen waren die Ergebnisse vom Titer-Test aus Athen eingetroffen. Er war positiv ausgefallen, also hatte Nala Antikörper gegen Tollwut; die Trübe der Blutproben hatte sich als unbedenklich herausgestellt. Auch die Probleme mit dem Tierarzt aus Albanien waren geklärt, und Nala hatte jetzt alle notwendigen Stempel in ihrem Impfpass. Nun musste sie nur noch einmal durchgecheckt werden, bevor es losgehen konnte. Sie war fit, und der Abreise stand nichts mehr im Wege.

Tony und ich machten noch einmal richtig einen drauf, dann packte ich meine Sachen zusammen und verabschiedete mich von ihm und dem Strand. Wir versprachen, in Kontakt zu bleiben. Ich winkte und nahm mir fest vor, ihn bald einmal zu besuchen.

Unsere letzte Nacht verbrachten Nala und ich in einer schicken kleinen Villa am Rand der Caldera. Jemand hatte uns auf die schicke Seite der Insel eingeladen, nahe Oia. Ich hatte das Gefühl, dass wir uns nach der Zeit in der Höhle ein bisschen Luxus verdient hatten.

Drei Monate war ich auf der Insel, und doch hatte ich es bis dahin nie geschafft, mir den berühmten Sonnenuntergang so anzusehen wie der typische Santorini-Urlauber. Akrotiri liegt auf der Südseite der Insel und wird von den Hügeln im Osten überschattet. Und selbst wenn ich abends mit den Touristen aufs Meer gepaddelt war, damit sie sich den Sonnenuntergang ansehen konnten, war ich zu sehr damit beschäftigt gewesen, Fotos von ihnen zu machen und auf ihr Wohl zu achten, als dass ich es hätte genießen können. Der Anblick der Caldera und der umliegenden Inseln im tiefen Rot der untergehenden Sonne war genauso atemberaubend, wie alle sagten. Kein Wunder, dass Santorini den Ruf hatte, einer der romantischsten Orte der Welt zu sein. Schriftsteller und Poeten der ganzen Welt hatten schon über diese Schönheit geschrieben.

Ich trank ein kühles Bier und fühlte mich wie ein griechischer Philosoph.

Nala hatte sich neben mir ausgestreckt, wirkte unendlich zufrieden und sog die letzten Sonnenstrahlen in sich auf. Sie schien völlig unbekümmert. Ich sah sie an und schüttelte den Kopf. In mancherlei Hinsicht beneidete ich sie. Sie hatte keinen beruflichen

Stress. Keine Rechnungen, die es zu bezahlen galt. Keinen Besitz. Keine Verpflichtungen und keinen Druck, wenn man so will. Die Glückliche. Ich hatte immer das Gefühl, dass Leute sich umso mehr Sorgen machen, je mehr sie haben. Im Leben sollte es um die einfachen Freuden gehen. Solche Momente. Sonnenuntergänge. Sonnenaufgänge. Einsame Strände. Ein paar Biere mit Freunden. Es musste nicht so schwer sein.

Mein Leben war in den letzten drei Monaten deutlich komplizierter geworden. Zu kompliziert. Ich hoffte, dass es mit der Weiterfahrt entspannter werden würde. Dass ich wieder die einfachen Dinge genießen konnte. Es klingt dumm, wenn man es laut ausspricht, aber so war es eben: Ich wollte wieder ein bisschen so leben wie Nala.

DIE SCHNECKE



Nala und ich standen auf dem Oberdeck der Fähre, eine starke Brise wehte uns entgegen. Wir näherten uns der türkischen Westküste, allmählich konnte man den Hafen von Çeşme erkennen. In mir stritten widersprüchliche Gefühle.

Einerseits war ich superglücklich. Nala und ich hatten einen weiteren Meilenstein erreicht: unser fünftes gemeinsames Land und unser erster neuer Kontinent. Wir hatten Europa hinter uns gelassen und standen kurz davor, nach Asien zu gelangen. Aber ich machte mir Sorgen, wie das Aufeinandertreffen mit einer komplett anderen Kultur ablaufen würde. Menschen und Bräuche würden sicher sehr anders sein als alles, was ich kannte. Doch ich hätte mir keine Gedanken machen müssen. Zumindest nicht, was Nala betraf.

Wir hatten die Fähre gerade verlassen und uns auf den Weg in die Altstadt von Çeşme gemacht, als uns ein paar junge Typen auf Motorrollern überholten. Sie winkten fröhlich und riefen uns etwas zu. Das Einzige, was ich verstand, war »kedi«, und ich nahm an, dass das Katze bedeutete. (Klingt ein bisschen wie »kitten«, oder?) Der Verkehr bewegte sich nur zäh vorwärts, und wenige Minuten später stürmte eine Obstverkäuferin mit hellblauem Kopftuch in unsere Richtung. Sie sah aus, als würde sie fast vor Aufregung platzen, als ich sie Nala streicheln ließ. So als hätte sie gerade einen Rockstar getroffen .

»Anscheinend hat der Mann im Flüchtlingsheim keinen Witz gemacht«, sagte ich zu Nala, während wir uns langsam den Weg durch die Altstadt bahnten. »Die Menschen sind hier ja noch verrückter nach dir.«

Das Gefühl, eine fremde Welt betreten zu haben, wurde noch krasser, als ich die schönen Gassen der Altstadt erreichte. Die Häuser wurden von kunstvoll verzierten Holzbalkonen geschmückt, an denen riesige Blumenkästen voller lilafarbener Bougainvilleen blühten. Links und rechts der Gassen waren Marktstände aufgebaut, und es roch nach Zimt, frisch gebackenem Brot und Schawarma, am Spieß gegrilltem Kebab. Die Sonne ging unter, und der typische Gesang der Muezzins ertönte, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Ich fühlte mich wie berauscht. Die Türkei würde mir gefallen, davon war ich überzeugt.

Meine einzige Sorge war die Hitze.

Ich hatte gelesen, dass es im Juli und August bis zu fünfzig Grad heiß werden konnte. Und so fühlte es sich auch an. Selbst der heftige Wind, der aus Richtung der Ägäis kam, half nicht. Die Hitze fühlte sich extrem trocken an, ganz anders, als ich es in Griechenland oder überall sonst bisher erlebt hatte. Ich hatte das Gefühl, in einem Backofen zu stecken. Mit Umluft, wenn man so will. Die Luft war so warm, dass ich das Gefühl hatte, sie an meinem Gaumen zu schmecken. Ich traute mich kaum, einzuatmen. Jede Bewegung schien einen neuen Schweißausbruch auszulösen.

Tony hatte mir gesagt, es wäre eine blöde Idee, im Hochsommer durch die Westtürkei zu radeln. Er wusste ja, wie sehr ich unter der Hitze litt. »Da krepierst du« – genau das waren seine Worte gewesen. Ein wohlgemeinter Rat, das war schon klar. Ich wollte auf keinen Fall noch einmal einen Sonnenstich bekommen .

Aber mir war keine Wahl geblieben. Ich hatte monatelang auf Santorini herumgehungen. Wenn ich es nach Asien schaffen wollte, musste es langsam weitergehen. Außerdem hatte es mich gejackt, endlich weiterzufahren. Also hatte ich beschlossen, von Çeşme nach Izmir zu radeln. Von dort aus sollte es nach Marmaris weitergehen, an die sogenannte Türkische Riviera, dann nach Fethyie und Kaş und schließlich in Richtung Norden, an Kappadokien und dem Schwarzen Meer vorbei nach Georgien und Aserbaidshan. Und dann würde es endlich losgehen mit der Seidenstraße, die mich nach Zentralasien führen würde. Es war ein ehrgeiziger Plan. Die Route würde etwa 2000 Kilometer an der georgischen Grenze vorbeiführen. Es würde brutal werden, das stand fest, aber ich wollte

es zumindest versuchen. An meinem ersten Abend in Çeşme beschloss ich, dass ich irgendeinen Weg finden musste, um mit dem Klima zurechtzukommen.

Inzwischen waren einige Wochen vergangen, seitdem wir Santorini verlassen hatten. Wir waren noch einmal für einen kurzen Zwischenstopp zu Iliana, Nick und Lydia zurückgekehrt und dann vier Tage mit einem Boot um den Saronischen Golf geschippert. Der Anbieter dieser Bootstour, einer netter, charismatischer Grieche, den alle Captain George nannten, hatte uns als einer der Ersten angeschrieben, als der Instagram-Account explodiert war. Es hatte mir gefallen, dass er sehr freundlich und unaufdringlich schrieb, ohne jegliches aggressive Werben. Also hatte ich dankend angenommen, und wir bekamen die Gelegenheit, unsere Akkus noch einmal ordentlich aufzuladen, bevor es in die Türkei und damit zum nächsten Teil der Reise ging. Später stellte sich dann heraus, dass wir uns auf Georges Schiff auch von dem Schock erholen konnten, der uns in Athen widerfuhr ...

Ich saß gerade mit Nala in einem Café, als sie wie von der Tarantel gestochen von meiner Schulter sprang und wegrannte. Wenige Sekunden später klirrten die Gläser, die Tische vibrierten, und die Stühle wanderten bebend über den Boden. Auch die Wände zitterten wie Wackelpudding – genau wie in Albanien. Ein weiteres Erdbeben! Es dauerte höchstens zehn oder fünfzehn Sekunden, war aber wesentlich heftiger als das, was ich vorher erlebt hatte. Auch Nala hatte sich heftiger erschrocken. Als wir einige Tage später von der Bootstour zurückkehrten, waren die Leute immer noch dabei, die Schäden in der Stadt zu beseitigen.

Danach legten wir erneut vom Athener Stadthafen Piräus ab, dieses Mal in Richtung Osten zu der griechischen Insel Chios. Von dort aus konnte man dann nach Çeşme und in die Türkei übersetzen. Die Reise verlief allerdings weniger entspannt als erhofft. Mir war nicht bewusst gewesen, dass es in Chios zwei Häfen gab – einen auf jeder Seite der Insel. Also musste ich plötzlich fünfzig Kilometer von einem Hafen zum anderen radeln. Als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, war es bei unserer Ankunft am Hafen auch noch stockdunkel, und ich konnte kaum die Straße vor mir erkennen. Zu allem Übel war meine

Fahrradbeleuchtung ausgefallen ... Zum Glück herrschte nur wenig Verkehr, und wir kamen sicher ans Ziel. Allerdings mussten wir bis zum Ablegen volle acht Stunden warten. Erst dann stach die reichlich betagt aussehende Fähre in See. Eine halbe Stunde später legten wir in der Türkei an.

Nach meinen jüngsten Erfahrungen an der albanischen Grenze war ich wieder einmal ziemlich nervös bei der Passkontrolle. Immerhin verließen wir jetzt Europa und betraten einen neuen Kontinent. Sicher würde die Kontrolle umso strenger ablaufen. Außerdem musste ich an das denken, was der Geflüchtete gesagt hatte: wie schwer es gewesen war, aus Syrien in die Türkei einzureisen. Natürlich konnte man unsere jeweilige Situation nicht miteinander vergleichen. Nala und ich wollten in die Touristenregion des Landes einreisen und waren in eine ganz andere Richtung unterwegs. Wahrscheinlich hätte ich gar nicht überrascht sein müssen, dass der Grenzbeamte ausschließlich an Geld für das Visum interessiert war.

Niemand schien so recht zu wissen, was er mit Nalas Pass anfangen sollte. Ich zeigte ihn einer Person und wurde prompt zu jemand anderem weitergeleitet. Eine Stunde lang ging das so, bis ein Beamter kapitulierend die Hände in die Luft streckte und uns durch die Kontrolle winkte. Ich hatte das Gefühl, der erste Mensch zu sein, der diese Grenze jemals mit einer Katze im Schlepptau passiert hatte. Zumindest verhielten sich alle so.

Vor der Weiterfahrt wollte ich die Gelegenheit nutzen, mich ein wenig zu akklimatisieren. Also buchte ich uns für eine Nacht ein Zimmer in einem Hostel in Çeşme. Nala hüpfte eine Weile wild über die Stockbetten und spielte Verstecken mit mir, dann ratzte sie weg. Ich hatte weniger Glück. Noch bis zum frühen Morgen blieb es drückend heiß, und egal, wie oft ich mich im Bett hin und her warf, ich kam einfach nicht zur Ruhe. Als Nala um sechs Uhr zum Frühstück rief, war ich erleichtert. Außerdem wollte ich ohnehin früh weiterfahren.

Eine halbe Stunde später rappelten wir über das Kopfsteinpflaster der Çeşmer Altstadt. Es war fantastisch, in der vergleichsweise kühlen Morgenfrische unterwegs zu sein. Nach dem dreimonatigen Inselleben auf Santorini war ich froh, endlich wieder

Strecke zu machen – auch wenn das Leben auf Tour natürlich seine eigenen Herausforderungen mit sich brachte.

Inzwischen hatte ich mich daran gewöhnt, meinen gesamten Besitz auf dem Fahrrad zu transportieren. Doch jetzt fühlte ich mich zunehmend wie eine Schnecke, die ihr komplettes Haus mit sich herumschleppt. Und dieses Haus kam mir immer größer und sperriger vor. Eigentlich hätte ich mich nicht zu wundern brauchen. Laut Herstellerangabe konnte man zwölf Kilogramm auf dem Front- und dann noch einmal fünfundzwanzig auf dem Heckgepäckträger befördern. Ich schätzte, dass ich inzwischen nah an diesem Maximum war. Zusammen mit den dreizehn Kilogramm Eigengewicht des Trekkingrads musste ich nun fünfzig Kilogramm durch die Gegend strampeln. Und dabei war die Last des Fahrradanhängers mitsamt den Klamotten und anderen Habseligkeiten, die ich darin hinter mir herzog, nicht mal eingerechnet.

Ich hatte mich wirklich bemüht, mein Gepäck zu reduzieren, und alles Unnötige verschenkt und zurückgelassen. Das Problem war, dass ich ziemlich viele Dinge dringend brauchte. Die wichtigste Neuanschaffung war Nalas Passagierraum vorne am Frontgepäckträger. Ich hatte eine neue Katzentransporttasche gekauft und sie an der Halterung befestigt. Sie war größer und gemütlicher als die alte Tasche und spendete Nala angenehmen Schatten. Sie hatte sich gleich darin wohlfühlt.

Mit dem Geld, das ich als Kajakguide gespart hatte, hatte ich mir selbst auch ein paar neue Dinge gekauft, unter anderem einen guten Laptop, eine neue GoPro-Kamera und einen Ersatz für die gestohlene Drohne. Wenn ich tatsächlich einen YouTube-Kanal erstellen wollte, brauchte ich ordentliches Equipment.

Das ganze Geraffel zu verstauen kam einer Militärübung gleich. Außerdem gab es ja noch meine Campingausrüstung, Musikboxen, Akkus und Ladegeräte, das Zelt, einen kleinen Campingkocher, Essen, Klamotten und Nalas stetig wachsende Spielzeugsammlung. Auch das Beladen des Fahrrads hatte seine Tücken. Ich musste genau darauf achten, die Last ausgewogen zu verteilen, damit ich beim Fahren nicht in Schiefelage kam. Die ersten Meter waren zu einem echten Kraftakt geworden. Es war nicht einfach, den ganzen

Trumm in Bewegung zu setzen, vor allem, wenn es auch noch bergauf ging.

Trotzdem freute ich mich wie verrückt, endlich wieder auf der Straße zu sein. Es war einfach wundervoll, insbesondere mit Nala an Bord. Während der achtzig Kilometer langen Fahrt von Çeşme nach Izmir war sie wie immer an allem um uns herum interessiert und guckte neugierig von links nach rechts. Hin und wieder versuchte sie, einen Schmetterling oder einen dicken Käfer zu erwischen, wenn gerade einer an uns vorbeiflatterte. Der Weg nach Izmir führte uns sowohl an der Küste vorbei als auch durchs Inland. Je weiter wir uns vom Meer entfernten, desto heißer wurde es. Gegen Mittag konnte ich es nicht länger in der prallen Sonne aushalten und musste bis zum frühen Abend warten, ehe ich weiterkonnte. Aber in allem Schlechten steckt bekanntlich auch etwas Gutes: Die irre Hitze machte es möglich, jede Nacht draußen zu übernachten.

Ich hatte schon immer gerne im Freien geschlafen, insbesondere an ungewöhnlichen Orten. Selbst als Kind war ich manchmal nach draußen geschlichen und hatte unter unserer Gartenbank gepennt. Diese Gewohnheit konnte ich nie ganz ablegen, auch wenn meine Freunde mich oft damit aufzogen. Einer meinte mal, in meinem Gehirn sei wohl eine Leitung falsch verlegt, denn es wäre doch ziemlich seltsam, dass ich so gerne in alten Gemäuern und an einsamen Stränden übernachtete. Ich beschloss, das als Kompliment zu nehmen. Wenn jemand nicht kapierte, was so toll daran war, mitten in der Natur zu sein, die echte Welt um sich herum zu spüren, zu sehen und zu schmecken und den wechselnden Launen des Wetters ausgeliefert zu sein, dann war das sein Problem. Für mich gab es nichts Schöneres .

Ich freute mich also riesig, als ich in der ersten Nacht, nachdem wir Çeşme verlassen hatten, ein leer stehendes Schwimmbecken in Strandnähe entdeckte. Vorsichtig ließ ich das Fahrrad und mein gesamtes Zeug in den Pool hinab und breitete meinen Schlafsack und mein Kopfkissen auf dem Boden aus. Mir kam es – fast – wie ein schickes Fünfsternehotel vor. Ich schlief wie ein Stein.

Die türkischen Straßen waren in gutem Zustand und fast ausnahmslos extrem breit, was das Radfahren angenehm machte. Solange ich mich auf der rechten Spur hielt und die fetten Laster

ohne Probleme an mir vorbeirasen konnten, fühlte ich mich sicher. Ich kam gut voran und erreichte Izmir einen Tag später.

Für den Aufenthalt in der Stadt hatte ich uns ein schönes Hostelzimmer gebucht; so konnten wir uns in Ruhe die Altstadt und andere Sehenswürdigkeiten anschauen. Nala schien sogar noch begeisterter von der Stadt zu sein als ich und flitzte aufgeregt durch die Gassen und über den alten Marktplatz. In den verwinkelten Straßen ging kein bisschen Wind, und die Hitze war drückend. Abends war Nala genauso erschöpft wie ich.

Am nächsten Morgen verschliefen wir beide, was ungewöhnlich für uns war. Ich nahm an, dass es an der Temperatur lag. Hastig packte ich alles zusammen und checkte in Windeseile aus. Am späten Vormittag ging es endlich weiter. Ich war reichlich frustriert, weil ich die beste Zeit zum Radfahren verpennt hatte.

Wir hatten etwa hundert Kilometer zu bewältigen, wenn wir es noch am selben Tag bis nach Aydin schaffen wollten. Doch durch den späten Start hatten wir bis zur Mittagszeit gerade mal dreißig Kilometer geschafft. Es war, wenn das überhaupt möglich war, noch heißer als bisher, und gegen Mittag suchten wir unter einer Brücke Schutz vor der Sonne. Erst am späten Nachmittag konnte es weitergehen. Ich hatte ein Zimmer in einem Hostel reserviert, war mir aber inzwischen nicht mehr sicher, ob wir es rechtzeitig zur Unterkunft schaffen würden. Ich gab alles, aber als die Sonne langsam unterging, akzeptierte ich, dass die Strecke einfach nicht zu bewältigen war. Wir mussten noch einmal draußen schlafen, nicht schlimm. Ich stornierte die Zimmerreservierung und suchte nach einem geeigneten Schlafplatz. Im Licht der schwindenden Sonne entdeckte ich ein verlassenes Gebäude, das mir für unsere Zwecke perfekt geeignet schien. Ich holte meine Hängematte hervor und bereitete das Essen vor. Für mich stand wieder einmal Pasta auf dem Speiseplan, für Nala gab es Hähnchenstücke. Während sie ihr Verdauungsschläfchen machte, telefonierte ich mit meiner Familie und postete ein paar Updates bei Instagram.

Viele Follower schienen sich Sorgen zu machen, weil wir wieder einmal draußen schliefen. Aber ich beschloss, mich wegen dieser Kommentare nicht verrückt zu machen. Wenn ich auf jede Meinung Rücksicht nehmen würde, würde ich niemals vorankommen. Ich

musste innerlich bei mir bleiben und auf meine eigenen Instinkte vertrauen.

Über eine App hielt ich meine bisherigen Fortschritte fest. Inzwischen war ich schon über sechstausend Kilometer geradelt. Es kam mir in vielerlei Hinsicht wie ein Meilenstein vor. Aber ich wusste auch, dass ich mich erst am Anfang meiner Reise befand. Allein bis zum Verlassen der Türkei standen noch einmal 1600 Kilometer an. Ich hatte einen weiten Weg vor mir und durfte mich nicht auf den bisherigen Erfolgen ausruhen.

Am nächsten Morgen aß ich Porridge und machte mich dann daran, das Fahrrad auf die gewohnt umständliche Art zu beladen. Als ich die beiden Satteltaschen auf den Heckgepäckträger schnallte, merkte ich, dass der Hinterreifen nicht mehr viel Luft hatte. Das war keine Überraschung, schließlich musste er ganz schön viel Gewicht aushalten. Ich drückte auf dem Reifen herum und beschloss, ihn vorsichtshalber neu aufzupumpen. Ätzend – schließlich hatte ich gerade erst alles aufs Rad gepackt und musste es nun wieder runternehmen –, aber mir blieb keine Wahl.

Um kurz vor acht war es endlich so weit, und wir konnten losfahren. Ich trat mit aller Macht in die Pedale, und bald waren wir wieder auf der Straße. Selbst zu dieser frühen Stunde war die Hitze schon drückend. Nala hatte sich klugerweise in den Schatten ihrer Transporttasche verzogen.

Wenig später klebte mir das T-Shirt am Körper, und nach fünfzehn Kilometern musste ich die erste Pause einlegen und etwas trinken.

Als wäre das Rad nicht schwer genug, schleppte ich jetzt auch noch ein paar Liter Wasser mit mir herum. Die Flussläufe und Waschbecken an Tankstellen und Rastplätzen waren mir nicht ganz geheuer, und die Vorstellung, auf dem Trocknen zu sitzen, war zu grauenvoll. Ich leerte eine halbe Flasche und gab dann etwas Wasser in meine hohle Hand, damit Nala auch etwas trinken konnte. Sie schleckte gerade den letzten Tropfen ab, als mein Blick auf den Hinterreifen fiel. Vielleicht sollte ich besser checken, wie prall er noch war. Ich beugte mich über das Fahrrad – und erstarrte. Eine meiner Taschen fehlte. Und nicht einfach irgendeine, sondern

ausgerechnet die, in der sich mein Technikkram befand, wozu unter anderem die neue Drohne und der Laptop gehörten.

Ich stöhnte auf. Ich musste sie an unserem Schlafplatz vergessen haben.

Eigentlich gerate ich nicht besonders leicht in Panik, aber als ich so schnell wie möglich den Weg zurückradelte, ging ich die jüngsten Ereignisse nacheinander durch. Ich wusste noch genau, was ich früh am Morgen gemacht hatte. Als ich das Gepäck abgeladen hatte, um den platten Reifen aufzupumpen, hatte ich es neben einer kleinen Mauer abgestellt. Nala oder irgendetwas anderes musste mich abgelenkt haben, denn anschließend hatte ich besagte Tasche einfach vergessen. Wie konnte das nur passieren? Ich wusste es nicht. Aber noch seltsamer fand ich, dass mir die einsame Tasche nicht mehr ins Auge gefallen war. Und hätte sich das Fahrrad nicht irgendwie leichter anfühlen müssen? Warum war es ohne die ausgleichende Tasche auf der einen Seite nicht in Schiefelage geraten? Warum war mir nichts aufgefallen? Was hatte mich so sehr abgelenkt? War ich einfach zu sehr in Eile gewesen?

Als wir etwa zwei Drittel der Strecke zurückgelegt hatten, ärgerte ich mich noch immer über mich selbst. Und dann wurde der Schlamassel noch übler: Plötzlich war ein Loch im Reifen. Es war mir schon mehrmals aufgefallen, dass auf vielen türkischen Straßen kleine Metallsplitter lagen. Ich hatte mich in einer Werkstatt danach erkundigt und erfahren, dass Autoreifen oft maximal abgefahren wurden und die Metallsplitter dadurch zustande kamen. Es waren Stücke der Innenverkabelung. Die perfekte Voraussetzung für einen Reifenschaden.

Ich fuhr an den Straßenrand und stieß einen lauten Fluch aus. Das Flickzeug war in der Tasche, die ich vergessen hatte. Ich konnte das Loch so nicht beheben. Mir blieb also nichts anderes übrig, als das Fahrrad den Rest der Strecke zu schieben. Wenn ich den Hinterreifen weiter mit meinem Körpergewicht belastet hätte, wäre er vermutlich endgültig im Eimer gewesen.

Als ich endlich an unserem Schlafplatz ankam, war ich schweißüberströmt. Mein Herz hämmerte so heftig, dass ich Angst hatte, es würde mir jeden Moment aus der Brust springen. Hoffentlich waren keine Bauarbeiter gekommen oder irgendwelche

Kinder, die in dem Gemäuer spielten, und hatten die Tasche mitgenommen. Als ich sie genau dort stehen sah, wo ich sie vergessen hatte, stieß ich vor Erleichterung einen riesigen Seufzer aus.

Ich gab mir ein paar Minuten, um runterzukommen, dann lud ich den ganzen Kram erneut vom Fahrrad und kümmerte mich um den Reifenschaden. Als ich fertig war, zog ich meine Inventarliste hervor. Irgendetwas machte mir unterschwellig Sorgen, und ich musste herausfinden, was es war.

Nachdem ich alles vor mir ausgebreitet hatte, wusste ich, was mir Bauchschmerzen bereitete. Wo waren unsere Pässe?

Panisch durchwühlte ich die schmale Mappe, die unsere wichtigsten Unterlagen enthielt. Doch schon beim Öffnen wusste ich es: Die Pässe waren weg.

Mein Herz setzte kurz aus. Wenn es so weiterging, war ich bald ein Fall für den Kardiologen.

Ich musste mich setzen. Das konnte doch nicht sein. Was war nur mit mir los? Warum hatte ich gleich zwei so wichtige Dinge vercheckt?

Nala hatte in einiger Entfernung gespielt, aber selbst sie schien zu merken, dass etwas nicht stimmte. Sie rannte zu mir und maunzte mitfühlend.

»Tut mir leid«, sagte ich und kraulte sie hinter den Ohren. »Dein Dad hat einen harten Tag.« Ich atmete tief durch und zwang mich, genau darüber nachzudenken, wann ich die Pässe zum letzten Mal gesehen hatte. Es musste eine logische Erklärung geben. Aber ich war so durch den Wind, dass mir nichts einfiel. Es fühlte sich so an, als hätte es einen Kurzschluss in meinem Gehirn gegeben. Totaler Blackout. Nichts. Sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte mich einfach nicht erinnern. Vielleicht waren sie beim Fahren auf die Straße gefallen? Oder jemand hatte sie gestohlen? Ich suchte unseren Schlafplatz ab, fand aber nichts .

Die nächste Stunde war die nervenaufreibendste der gesamten bisherigen Tour.

In solchen Momenten spielt einem der Verstand gerne Streiche und malt alle möglichen Katastrophenszenarien aus. Kurz überlegte ich, ob mir die Behörde überhaupt einen zweiten neuen Reisepass

innerhalb desselben Jahres ausstellen würde. Die mussten doch glauben, dass ich der letzte Vollidiot war, wenn ich nicht einmal auf so etwas Wichtiges achtgeben konnte. Dann begann ich, darüber nachzudenken, was wohl mit Nala geschehen würde. Wo könnte sie unterkommen, wenn ich nach Großbritannien zurückmusste? Und was würde passieren, wenn ich nicht mehr in die Türkei einreisen konnte?

Zum ersten Mal fühlte ich mich mutlos. Ich fragte mich sogar, ob das hier das Ende unserer Reise war und ob es vielleicht sogar besser so war. In den letzten Monaten war ich nicht besonders weit gekommen; würde ich es überhaupt jemals um die ganze Welt schaffen? Bis zu meiner Rückkehr nach Dunbar wäre ich bestimmt sechzig. Mindestens.

Langsam schaffte ich es, die trüben Gedanken zu vertreiben. Es war ein Problem, aber noch lange nicht das Ende der Welt. Irgendwie würde es sich schon lösen lassen. Das war mir schon einmal gelungen, und ich würde es wieder schaffen. Ich googelte das nächstgelegene Hotel und reservierte ein Zimmer. Ich musste in Ruhe eine Bestandsaufnahme machen und überlegen, was ich als Nächstes tun sollte.

Mein Schutzengel schien noch einmal bei uns vorbeigeschaut zu haben. Etwa eine halbe Stunde und einen weiteren Reifenschaden später erreichte ich eine kleine Pension. Die Umgebung war idyllisch, das Häuschen stand auf einem Hügel inmitten eines Olivenhains. Es war ein einfaches Fachwerkhaus, aber immerhin gab es einen schönen Pool und eine Terrasse, auf der man essen konnte .

Außer mir schienen keine Gäste da zu sein. Die Rezeptionistin stellte sich als Sirem vor und sprach überraschend gutes Englisch. Sofort stürzte sie sich auf Nala, kraulte sie und redete entzückt auf sie ein. Wenig später kam ein tief gebräunter Mann mittleren Alters hinzu. Er hatte lange Haare und einen unverkennbaren Dialekt. Australier. »Ich heiße Jason«, sagte er.

Wie üblich musste man beim Einchecken auch hier seinen Reisepass vorzeigen, also erklärte ich, was passiert war. Ich muss ziemlich aufgelöst gewirkt haben, denn Sirem nahm mich augenblicklich beiseite und bot mir einen türkischen Tee an.

»Ist schon in Ordnung, du kannst hierbleiben. Mach dir keine Sorgen«, meinte sie.

»Wo hast du denn letzte Nacht geschlafen?«, fragte Jason.

»In einem verlassenen Gebäude, sah aus wie eine Bauruine«, erklärte ich, und er warf mir einen schrägen Blick zu.

»Und in der Nacht davor?«

Ich kramte nach dem Beleg, den ich von dem Hostel in Izmir beim Auschecken erhalten hatte.

»Da«, sagte ich und reichte ihn Sirem.

»Die haben deine Passnummer, ich rufe sie gleich mal an. Das wird schon alles«, sagte sie beruhigend. Dann ging sie ins Büro, und ich unterhielt mich mit Jason. Er erzählte mir, dass sie die Pension erst kurz zuvor eröffnet hätten. Sie hatten das Haus selbst gebaut und dabei nur nachhaltiges Material verwendet – Holz als Grundgerüst und Strohballen zum Auskleiden der Wände. Sie bauten auch eigenes Gemüse und Oliven an und backten ihr Brot selbst. Es war ihnen wichtig, so autark wie möglich zu leben. Als ob das nicht schon beeindruckend genug gewesen wäre, stellten sie sich auch noch als Tierliebhaber heraus. Überall hingen Fotos von Katzen, und Jason erzählte, dass sie mehrere Straßenkatzen und ein paar Hunde bei sich aufgenommen hätten .

Augenblicklich fühlte ich mich besser. Falls ich tatsächlich nach Großbritannien zurückmusste, um einen neuen Pass zu besorgen, war Nala hier bestimmt gut aufgehoben. Die beiden waren so freundlich und herzlich, ich vertraute ihnen auf der Stelle.

Erleichtert entlud ich das Rad, schleppte die Sachen in mein Zimmer und spielte ein bisschen mit Nala. Sie schaffte es immer, meine Sorgen zu vertreiben. Ich filmte, wie ich sie um das Bett scheuchte und mich vor ihr versteckte. Dabei hockte ich mich hinter das Bettgestell und lugte nur hin und wieder hervor, um sie auf die Nase oder den Hinterkopf zu tippen. Jedes Mal drehte sie komplett durch, stürzte sich auf mich und versuchte, mich mit wild klopfendem Schwanz in die Hand zu beißen. Ich konnte mich kaum halten vor Lachen.

Ich schrieb gerade eine Nachricht an meine Schwester und erklärte ihr die ganze Situation, als Sirem klopfte. Sie grinste von einem Ohr zum anderen.

»Gute Neuigkeiten«, verkündete sie. »Eure Pässe sind noch im Hostel in Izmir. Anscheinend hast du sie beim Auschecken an der Rezeption vergessen. Sie werden sicher für dich aufbewahrt.«

Ich kam mir vor wie ein Idiot. Warum hatte ich nicht gleich daran gedacht?

»Rezeption. Natürlich«, wiederholte ich nur.

Plötzlich sah ich den Moment wie eine Filmszene vor meinem inneren Auge. Ich. Auschecken. Es war alles ein bisschen chaotisch abgelaufen. Ich war frustriert und leicht neben der Spur gewesen, weil wir verpennt hatten. Ich hatte Nala und mein Gepäck eilig zum Rad gebracht und war dann noch einmal reingegangen, um zu bezahlen. Der Rezeptionist war mit anderen Gästen beschäftigt gewesen, und ich hatte warten müssen. Aus dem Fenster hatte ich gesehen, dass sich eine kleine Menge um Nala versammelt hatte, was mich immer stresste. Also war ich kurz zu ihr gegangen und dann zurück in die Lobby. Hin und her, bis ich schließlich hatte bezahlen können. Hastig hatte ich den Beleg eingesteckt und dabei die Pässe vergessen. Und an der Rezeption hatte man es erst bemerkt, als ich schon längst weg gewesen war.

Die Erleichterung, die ich spürte, war gewaltig. Ich war ein verdammter Glückspilz. Jetzt musste ich nur noch nach Izmir zurück, das etwa eine Tagesfahrt entfernt war. Heute würde ich die Strecke mit dem Rad nicht mehr schaffen, dafür war es nachmittags einfach zu heiß. Mit dem Taxi würde ich etwa drei oder vier Stunden benötigen. Das würde bestimmt ein teures Vergnügen werden, aber darüber wollte ich jetzt nicht nachdenken.

Jason kam dazu. Ich fragte die beiden nach der Nummer für ein Taxiunternehmen, aber er schüttelte den Kopf.

Ich runzelte die Stirn.

»Gibt es hier etwa keine Taxis?«, fragte ich.

»Doch, jede Menge. Aber du brauchst keins«, meinte er. »Ich fahre dich.«

Ich war wie vom Donner gerührt. Es fiel mir schwer zu glauben, dass jemand das einfach so tun würde. Das war fast schon zu viel der Freundlichkeit.

»Aber dann lass mich zumindest den Sprit bezahlen«, schlug ich vor.

»Brauchst du nicht«, wehrte Jason ab. »Ich hab eh noch ein paar Dinge in Izmir zu erledigen.«

Wenig später waren wir auf dem Weg nach Izmir. Nala saß neben mir und schaute gebannt aus dem Autofenster. Nach und nach kamen wir überall dort vorbei, wo ich zuvor mühsam entlanggeradelt war. Im Hostel wartete schon der Rezeptionist mit den Pässen auf mich. Ich konnte mich gar nicht genug dafür bedanken, dass er sie sicher verwahrt hatte. Dann ging es wieder in Richtung Süden.

Als ob Jason und Sirem nicht schon mehr als genug getan hatten, luden sie mich auch noch zu einem traditionellen türkischen Abendessen ein. Außerdem boten sie mir an, ein paar Tage gratis bei ihnen zu übernachten, was ich dankend annahm. Insgeheim hatte ich schon beschlossen, die Pension glühend bei Instagram zu bewerben. Die beiden waren nicht nur extrem nett – auch die Unterkunft an sich hatte es einfach verdient.

Später saßen wir im Garten, stießen miteinander an und unterhielten uns angeregt. Ich konnte nicht aufhören, mich wieder und wieder zu bedanken, auch wenn Jason und Sirem das jedes Mal lachend abwehrten.

»Ich hab echt Angst, dass es irgendwann wie bei *Kevin – Allein zu Haus* läuft und ich Nala einfach vergesse«, witzelte ich irgendwann.

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, gab Sirem zurück und nickte in Nalas Richtung, die es sich in unserer Nähe bequem gemacht hatte. »Ich glaube, eher würdest du dein Fahrrad vergessen.« Es ging mir schon wieder so gut, dass ich an die nächsten Etappen dachte. Zu meinem Glück waren meine Gastgeber viel gereist und kannten sich in der Türkei bestens aus. Jason breitete eine große Karte auf dem Tisch aus und zeigte mir verschiedene Orte in Kappadokien sowie in Richtung des Schwarzen Meeres nahe Georgien, die ich unbedingt sehen sollte. Auch sie wiederholten noch einmal die Warnung, die ich inzwischen schon mehrfach gehört hatte: Ich sollte mich vom Südosten der Türkei fernhalten und bloß nicht in die Nähe der Grenze zu Syrien kommen.

»Und was hast du vor, wenn du am Kaspischen Meer ankommst?«, fragte Jason .

»Dann soll es zum Pamir Highway und weiter nach Indien und Thailand gehen. Hoffentlich schaffe ich es bis zum nächsten Sommer.«

Jason lehnte sich zurück und stieß einen leisen Pfiff aus.

»Da hast du dir ja ordentlich was vorgenommen.«

»Mag sein. Vor allem, weil ich mir momentan wie eine Schnecke vorkomme, die ihr komplettes Haus auf dem Rücken mit sich herumschleppt.«

Sirem hatte lange geschwiegen und sich mit Nala beschäftigt. Die beiden schienen sich zu mögen.

»Du weißt doch, was man über Schnecken sagt, oder?«, fragte sie.

Ich nickte belustigt.

»Aye. Auch die lahmste Schnecke kommt irgendwann mal ins Ziel.«

»Genau«, meinte Sirem. »Das ist ja kein Wettbewerb. Warum also die Eile? Warum genießt du nicht einfach die Reise? Bleib dran und schau, wohin dich das Schicksal führt.«

Sie deutete in Richtung des farbenprächtigen Sonnenuntergangs, der das Tal unter uns in die schönsten Töne tauchte. »Sieh nur, wo es dich heute hingeführt hat. Manchmal hat es doch auch etwas Gutes, eine Schnecke zu sein.«

Das war das Tiefsinnigste, was ich seit einer ganzen Weile gehört hatte. Und genau das, was ich gebraucht hatte.

IN DIE WILDNIS



Zum ersten Mal seit Tagen hatte ich das Gefühl, eine gute Entscheidung getroffen zu haben. Dank Sirem und Jasons Gastfreundschaft bekam ich Gelegenheit, das Fahrrad mit einem neuen Gadget auszustatten. Sirem und ich waren durch Germencik, eine nahe gelegene Stadt, gebummelt, als mir im Schaufenster eines Babyladens ein kleiner Sonnenschirm aufgefallen war. Er hielt UV-Strahlen ab und passte genau über Nalas Transporttasche, sodass sie sich frei bewegen und dabei schön im Schatten bleiben konnte.

Wenig später kam der Schirm zum ersten Mal zum Einsatz.

An dem Tag, als wir uns von Sirem und Jason verabschiedeten und uns in Richtung Süden zu den Bergen aufmachten, wurden fast fünfzig Grad auf dem Thermometer geknackt. Zwischenzeitlich hatte ich das Gefühl, durch einen gigantischen Hochofen zu radeln, und ich fragte mich, ob es möglich war, zu schmelzen. Zumindest schien es Nala unter dem kleinen Sonnenschirm gut zu gehen.

Immer wieder kamen mir Sirems Worte in den Sinn. Langsam und bedächtig, sagte ich mir. Es ging nicht nur darum, Kilometer auf den Tacho zu kacheln. Aus diesem Grund hatte ich eine Einladung für ein paar Übernachtungen in Marmaris angenommen – eine kleine Auszeit konnte nicht schaden. Wenige Tage später kamen wir an .

Die Betreiber des Ferienresorts hatten den roten Teppich für uns ausgerollt und eine elegante Suite für uns vorbereitet: groß und mit Blick auf den herrlichen Garten. Auf dem Bett lagen allerlei Annehmlichkeiten, Leckerchen für Nala und ein paar Dosen des schottischen Nationalgetränks *Inn Bru* für mich. Sogar ein Ballon

schwebte unter der Zimmerdecke, auf den jemand einen Globus und unseren Account-Namen *1bike1world* geschrieben hatte. »Jetzt haben wir endgültig Promistatus erreicht«, sagte ich scherzhaft zu Nala, nachdem wir uns die Gartenlandschaft, die Wellnessanlage und den Hotelstrand angesehen hatten.

Es lässt sich schwer sagen, wer den Aufenthalt mehr genoss. Ich schwamm, entspannte mich im Wellnessbereich und ließ mich gründlich massieren. Die Tour hatte ihre Spuren hinterlassen; meine Waden und Oberschenkel waren bretthart verspannt. Die Masseurin musste sie heftig durchkneten, bis es besser wurde. Nala wiederum schien sich prächtig in der Gartenanlage zu amüsieren, kletterte auf kleine Bäumchen und freundete sich eng mit einer kleinen weißgrauen Katze an, die ebenfalls in der Anlage ihr Unwesen trieb. Sie spielten stundenlang miteinander und jagten sich auf der Terrasse vor unserer Suite.

Als es Zeit für die Weiterfahrt wurde, fühlte ich mich deutlich erfrischt und freute mich auf die nächste Etappe. Fröhlich summend belud ich das Rad und setzte Nala in ihre Tasche. Doch nur einen Moment später wurde mir der Wind aus den Segeln genommen.

Inzwischen achtete ich wie eine übervorsichtige Glucke auf Nalas Gesundheit. Sie hatte schon genug durchmachen müssen, und ich wollte ihr weitere Tierarztbesuche, Spritzen und Co. ersparen. Vor allem die krassen Temperaturen in der Türkei nahm ich sehr ernst. Dehydrierung kann zu Nierenproblemen und allen möglichen anderen Krankheiten führen. Wenn ich sie streichelte oder hinter den Ohren kraulte, suchte ich sie regelmäßig nach Schnitten, Schwellungen, blauen Flecken und kahlen Stellen ab. Während sie schlief, wagte ich es sogar hin und wieder, in ihr Maul zu schauen und mir das Zahnfleisch und die Zähne anzusehen. So war es am einfachsten, ihren Gesundheitszustand im Blick zu behalten.

Als ich sie in die Tasche setzte, fiel mir eine üble Wunde an ihrer Oberlippe auf. Es sah so aus, als hätte sie sich an etwas geschnitten und nun dicken Schorf am Maul. Ich hatte den Eindruck, dass die Wunde ihr Schmerzen bereitete. Als ich einen näheren Blick darauf werfen wollte, zuckte Nala zurück und fauchte empört, was ich als schlechtes Zeichen interpretierte.

»Das sollten wir lieber abchecken lassen«, murmelte ich leise.

Wir hatten Glück im Unglück: Unser nächstes Ziel war ein Ort, an dem wir genau darum bitten konnten.

Die Geschäftsführerin des Hotelresorts hatte uns empfohlen, eine Tierauffangstation in der Nähe von Gökova zu besichtigen. Sie erzählte mir, dass die Besitzerin, eine schottische Dame namens Jeannie, in Tierschützerkreisen Heldenstatus genoss.

Ich brauchte mehrere Stunden, um die Auffangstation zu erreichen. Sie war zwar nur dreißig Kilometer entfernt, aber es war immer noch irrsinnig heiß, und der Weg führte steil bergauf. Zwischenzeitlich hatte ich Angst, es nicht bis nach oben zu schaffen.

Doch die Mühe hatte sich gelohnt: Uns wurde ein außerordentlich herzlicher Empfang zuteil. Jeannie begrüßte uns, als gehörten wir zur Familie.

Sie war eine eigensinnige Frau, so viel stand fest. Genau wie ich kam Jeannie aus Schottland. Sie war in Dumfries geboren, lebte jedoch schon seit mehr als dreißig Jahren in der Türkei und hatte die Tierauffangstation aus dem Nichts aufgebaut. Nachdem sie mir ein erfrischendes Getränk serviert hatte, führte sie mich herum. Nala kam mit, wieder einmal hockte sie wie ein kleiner Papagei auf meiner Schulter und ließ sich nichts entgehen.

Die Auffangstation erstreckte sich über einen halben Hektar Land. Von hier aus hatte man einen fantastischen Blick auf die Küste von Marmaris. Jeannie erzählte, alles habe mit einer einzelnen ausgesetzten Katze begonnen. Jetzt lebten hier 130 Katzen, sechs Hunde, zwei Esel und ein Pferd.

Ganz besonders vernarrt war sie in einen älteren Eselhengst namens Ned. Als wir an ihm vorbeikamen, graste er gerade friedlich auf einer kleinen Koppel. »Den hab ich etwa zehn Kilometer von hier entdeckt. Ausgesetzt auf einem Feld«, sagte sie und kraulte seine Mähne. »Man hat ihn dort zum Sterben zurückgelassen. Jemand hat ihn an einen Baum gebunden und ist einfach weggefahren. Außerdem steckte noch ein dickes Metallstück in seinem Huf. Armer Kerl.«

Das Kernstück von Jeannies Arbeit bestand jedoch in der Aufnahme und Verpflegung von streunenden Katzen. Sämtliche Rassen, Farbvarianten und Temperamente waren vertreten, von flauschigen Perserkatzen bis hin zu räudigen Straßenmischungen

und fast haarlosen Neugeborenen. Nala war sichtlich überfordert. Sie saß einfach nur da, bohrte ihre Krallen nervös in meine Schulter und miaute mir leise, fast schon bittend ins Ohr.

Für mich klang es so, als wollte sie sagen: Bitte, bitte lass mich hier nicht zurück.

Inzwischen stand die Mittagssonne hoch am Himmel, und wir folgten Jeannie nach drinnen zum Mittagessen. Anschließend bat ich sie, einen Blick auf Nalas Lippe zu werfen .

Nala verhielt sich vorbildlich und beschwerte sich nicht einmal, als Jeannie ihr ins Mäulchen sah.

»Hm. Gefällt mir ganz und gar nicht«, meinte Jeannie. »Könnte ein Eosinophiler Granulomkomplex, kurz EGK, sein. Das kommt hier leider öfter vor. Ich muss gleich noch etwas in der Stadt erledigen, aber ich kann gerne eine Freundin anrufen, die mit euch zum Tierarzt fährt.«

Ich bereute es halb, die Wunde zur Sprache gebracht zu haben.

Jeannie machte sich auf den Weg, und ich blieb allein zurück und wartete auf ihre Bekannte. Wie sagt man noch? Der Müßiggang ist aller Laster Anfang ... Ich googelte Eosinophiler Granulomkomplex. Meistens war es nichts Ernstes und verschwand von selbst. Aber hin und wieder gab es auch Fälle, in denen sich Karzinome – Krebsgeschwüre – entwickelten, vor allem, wenn die Krankheit durch Stress hervorgerufen worden wurde.

Meine Fantasie ging mal wieder mit mir durch, und schon hatte ich die schlimmsten Szenen vor Augen. Ich zermartete mir den Kopf, was Nala gestresst haben könnte. Wobei vieles infrage kam. Das Erdbeben. Ihr Sturz auf Santorini. Die vielen Gewitter, durch die wir schon geradelt waren. Und so weiter und so fort. Ich wartete angespannt, bis ich endlich ein Auto näher kommen hörte.

Jeannies Freundin war eine Einheimische und konnte nur ein paar Brocken Englisch. Sie machte jedoch einen netten Eindruck und fuhr postwendend mit uns ins nächste Dorf.

Die Tierärztin war eine sympathische junge Frau, höchstens so alt wie ich und sprach fließend Englisch. Sie beruhigte mich sofort.

»Das ist wahrscheinlich nur ein kleiner Schnitt«, erklärte sie. »Der sollte von allein heilen. Achten Sie ein bisschen darauf, und

wenn er in zwei Wochen noch da ist, würde ich empfehlen, zum Tierarzt zu gehen.«

Das waren gute Neuigkeiten. Aber ich machte mir trotzdem Vorwürfe. Wie war es zu dem Schnitt gekommen? War es bei der Holperfahrt über das Kopfsteinpflaster von Çeşme passiert? Oder schleckte sie sich wegen der Hitze zu oft über das Maul? Aber da kam mir ein neuer Gedanke.

Im Hotelresort hatte Nala oft mit ihrem kleinen Kumpel, dem grauweißen Kätzchen, herumgetollt. Einmal hatte sie laut aufgeschrien und war dann zurück in die Suite gerast, so als wäre sie verletzt. Vermutlich lag dort die Erklärung.

Jeannie war froh, dass ich beim Tierarzt gewesen war, und freute sich umso mehr, als sie die Diagnose hörte. Abends tischte sie ein köstliches Mahl auf. Wir machten es uns auf der Terrasse gemütlich, und sie berichtete ausführlich von ihren Anfängen in der Türkei und davon, wie sie die Tierauffangstation Stück für Stück aufgebaut hatte. Ich fand ihre Geschichte irrsinnig beeindruckend.

An der Wand hing ein einzelnes gerahmtes Katzenfoto. Es schien ein bedeutsames Tier zu sein.

»Sieht nach einer besonderen Katze aus«, sagte ich und nickte grinsend in Richtung des Fotos.

Jeannie lachte.

»Das ist Korkiz, was übersetzt ›blindes Mädchen‹ bedeutet. Eine junge Niederländerin hat sie nicht weit von hier im Kellerbereich eines Hotels gefunden. Jemand vom Hotel rief mich an, und ich nahm das Katzenjunge auf. Ihr Zustand war erbärmlich – blind auf beiden Augen, daher der Name.«

Nala hatte ihr Futter im Haus bekommen. Anscheinend war nun alles verputzt, und sie sprang auf einen Stuhl an unserem Tisch.

»Ich hatte die Einzelheiten schon fast vergessen, als ein Jahr später auf einmal ein fatter Scheck aus Holland in der Post war«, fuhr Jeannie fort. »Iris, die junge Niederländerin, hatte monatelang Spendengelder für die Tierauffangstation gesammelt. Das änderte alles. Ich verkaufte meine alte Tierpension und zog hierher aufs Land. Vorher war ich extrem knapp bei Kasse. Wer weiß, was ohne sie aus mir geworden wäre?«

Wir räumten den Tisch ab, und Jeannie holte ein paar Fotoalben hervor. Die Bilder zeigten sie bei verschiedenen Preisverleihungen sowohl hier als auch in Großbritannien. Auf einem war sie zusammen mit Iris und dem örtlichen Bürgermeister abgebildet, ein anderes zeigte sie bei einer offiziellen Zeremonie im Londoner House of Lords.

Sie deutete noch einmal auf das Foto von Korkiz.

»Manchmal kann eine einzelne Katze alles verändern«, sagte sie lächelnd. Sie beugte sich zu Nala hinüber und kraulte zärtlich ihre Ohren. »Und deswegen hast du mit dieser süßen Maus auch einen absoluten Jackpot geknackt.«

»Ich hab sie extrem lieb, stimmt«, sagte ich bedächtig.

Sie schüttelte sanft den Kopf.

»Nein, ich glaube, du hast noch nicht ganz verstanden, was für ein besonderes Tier sie ist. Es ist heutzutage extrem schwierig, Spendengelder für den Tierschutz zu bekommen. Es gibt so viele verschiedene Organisationen, die um Aufmerksamkeit buhlen. Eine Menge Leute klinken sich da inzwischen aus. Aber hin und wieder werden Geschichten wie deine bekannt, die unter die Haut gehen«, erklärte sie. »Ich hab gesehen, was du auf Santorini gemacht hast, und ich glaube, das könnte erst der Anfang sein.«

Sie warf mir einen Blick zu, der mich daran erinnerte, wie meine Mum mich immer angesehen hatte, wenn ich eine neue Schuluniform bekam.

»Pass gut auf sie auf.«

Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns und versprachen, miteinander in Kontakt zu bleiben. Für mich stand fest, dass ich mich bemühen würde, Gelder für die Tierauffangstation zusammenzutrommeln. Solche Organisationen können Finanzspritzen immer gut gebrauchen, und ich war mir sicher, dass Jeannie sich darüber freuen würde. Es gab einfach viel zu viele herumstreunende und ausgestoßene Tiere auf der Welt, als dass man jemals aufhören könnte, Hilfe zu leisten.

Zunächst war es meine oberste Priorität, so schnell wie möglich voranzukommen. Ich verbrachte die nächsten Tage damit, weiter in Richtung Süden zu fahren, bis ich den Osten von Marmaris erreichte. Danach fuhr ich die türkische Küste entlang, machte Rast

im hübschen Städtchen Kaş und erreichte schließlich Antalya. Ich wollte unbedingt vor Ende der Woche in Kappadokien ankommen, also verweilte ich nicht lange, kehrte der Küste den Rücken zu und machte mich auf den Weg in Richtung Berge. Die Landschaft veränderte sich gewaltig; plötzlich war die Umgebung von zerklüfteten Felsen und dichten Wäldern geprägt. Manchmal fuhr ich mehrere Kilometer weit, ohne ein einziges Gebäude zu sehen. Es kam mir so vor, als wäre ich mitten in der Wildnis gelandet.

Ich machte nur langsame Fortschritte und sagte mir immer wieder mein neues Mantra vor: Auch die lahmste Schnecke kommt irgendwann mal ins Ziel.

Wir waren seit mehreren Tagen in der Wildnis, und an einem Abend baute ich das Zelt ein paar Hundert Meter von der Straße entfernt im Wald auf. Es war ein malerisch schöner Ort, der Blick reichte bis ins Tal hinab, wo gerade die Sonne unterging. Ich machte es mir mit Nala gemütlich. Doch dann ertönte plötzlich ein eigenartiges Geräusch. Ich tat es ab, vermutlich war es ein kleines Tier gewesen. Im Wald wimmelte es von Hasen und Füchsen. Ich zog den Reißverschluss vorn am Zelt zu und streckte die Beine aus.

Selbst hier war es heiß, und es fiel mir schwer, einzuschlafen. Also zog ich meine Kopfhörer hervor und schaute mir ein paar YouTube-Videos an. Ich hatte vor, bald mit meinem eigenen Kanal zu starten, und wollte mir mal ansehen, was es an ähnlichen Accounts gab. Gegen ein Uhr morgens sprang Nala auf mich und presste sich ängstlich an meine Schulter. Bis dahin hatte sie friedlich neben meinen Füßen gependelt und sich kein einziges Mal geregt. Ich zuckte vor Schreck zusammen. Irgendetwas musste sie erschreckt haben. Ihre Ohren waren gespitzt und die Augen weit aufgerissen.

Relativ schnell wurde mir klar, was ihr solche Angst eingejagt hatte. Ich hatte meine Kopfhörer abgenommen und hörte mit einem Mal ein tiefes Knurren. Irgendetwas Großes machte sich in der Nähe vom Zelt zu schaffen. Es war stockdunkel, und der Mond spendete kaum Licht, aber ich spürte, dass es ein gigantisches Tier sein musste. Hektisch überlegte ich. Was konnte das sein? Ein Schakal? Ein Wolf? Nein, es klang nach etwas Größerem. Vielleicht ein Hirsch oder eine Art Kuh? Aber die machten andere Geräusche, das wusste ich genau. Plötzlich traf mich die Erkenntnis. Es musste sich

um einen Bären handeln! Eigentlich flippe ich nicht so schnell aus, aber nun wurde mir ganz anders zumute. Ich schnappte Nala und riss die Seitenplane des Zelts hoch. Ich hatte nackt geschlafen, dachte aber keine Sekunde daran, mir etwas überzuziehen. Ich schlüpfte nur schnell in meine Crocs und rannte los. Erst als ich die Hauptstraße erreichte, merkte ich, dass ich meinen linken Fuß bei der wilden Flucht durch den Wald verletzt hatte. Es sah so aus, als wäre ich in einen Nagel getreten, es blutete leicht. Ich zitterte, und auch Nala war sichtlich aufgeregt und presste sich panisch an mich .

Es dauerte eine Weile, bis ich mich wieder beruhigt hatte. Erst da wurde mir bewusst, dass ich splitterfasernackt mitten auf der Straße stand. Ich musste zurück und mein Zeug holen. Oder das, was davon übrig war. Wenn wir wirklich von einem Bären überfallen worden waren, hatte er bestimmt Übles mit meinem Fahrrad angestellt. Bei dem Gedanken zog sich alles in mir zusammen.

Irgendwann schaffte ich es, genug Mut zusammenzukratzen, um zurück zum Zelt zu gehen. Jedes Rascheln und jedes Knacken ließen mich zusammenzucken. Selbst die Schatten schienen lebendig geworden zu sein. Ich geb's offen zu: Ich hatte eine Scheißangst.

Als ich schließlich beim Zelt ankam, sammelte ich, so schnell ich konnte, alles zusammen. Meine Stecklampen waren nirgends zu finden, und so hatte ich mal wieder kein Licht am Rad. Ich schnappte mir meine kleine Taschenlampe und suchte damit das Dunkel ab. Dann setzte ich Nala in ihre Tasche und packte in Windeseile das Zelt zusammen. Ich war wie ferngesteuert und hatte binnen weniger Augenblicke mein Zeug zusammengerafft. Schnell schob ich das Rad und alles, was daran befestigt war, durch den Wald – zurück auf die Straße, zurück in Sicherheit.

Sobald ich den Wald verlassen hatte, stieß ich einen erleichterten Seufzer aus.

Ich hatte bestimmt etwas vergessen. Wenn ich schon mitten am Tag in ganz normalen Situationen meinen Pass und Gepäckstücke liegen ließ, was war dann erst bei einer nächtlichen Flucht vor einem Bären auf der Strecke geblieben? Nun ja, so war es dann halt. Ich konnte es mir nicht leisten, lange nachzugrübeln. Bären waren extrem gute Spurenleser. Wenn das Tier einmal Witterung

aufgenommen hatte, konnte es dicht hinter uns sein. Die Wahrscheinlichkeit, auf offener Straße attackiert zu werden, war gering. Trotzdem machte ich mir Sorgen. Ich hastete den Berg hinauf, wobei mir die Verletzung an meinem Fuß mörderische Schmerzen verursachte. Mein Herz hämmerte noch immer wie verrückt, und ich drehte mich mehrfach um und hielt Ausschau nach dem Bären.

Ich erreichte die Hügelkuppe und sah ein mattes Licht aufleuchten. Fast hätte ich Tränen der Erleichterung geweint, als ich in einiger Entfernung eine Baustelle ausmachte. Es schien sich um ein staatliches Bauvorhaben zu handeln; überall lagen fette Metallrohre herum und waren zu hohen Fünfertürmen aufgeschichtet.

Wenn ich es schaffte, einen der Türme zu erklimmen, war ich etwa zehn Meter weit oben. Da kommt der Bär bestimmt nicht hoch, dachte ich.

Ich kletterte bis auf das oberste Rohr und schaffte es irgendwie, meine Isomatte, den Schlafsack und Nala mit nach oben zu befördern. Eine Weile lag ich einfach nur still da, hörte das Blut in meinen Ohren rauschen und versuchte, mich zu beruhigen. Das Handysignal war gut, und so beschloss ich, meine Familie anzurufen und von meiner nächtlichen Flucht zu erzählen. Ihre Reaktion überraschte mich: Meine Mutter lachte sich schlapp. Anscheinend hatte mein Dad drei Tage vorher geträumt, ein Bär würde mich durch den Wald jagen. »Der Mann hat hellseherische Kräfte«, witzelte sie.

Ich kicherte. Es stand zwar nicht zu hundert Prozent fest, dass es tatsächlich ein Bär gewesen war, aber ich wusste, dass es nicht wenige davon in der Türkei gab, und war nicht enttäuscht, dass ein richtiges Tête-à-Tête ausgeblieben war.

Es gelang mir, ein paar Stunden zu schlafen. Bei Anbruch des Tages schälte ich mich aus dem Schlafsack und radelte in der angenehmen Morgenkühle. An das Abenteuer im Wald wollte ich nicht mehr denken, jetzt musste ich mich auf die Weiterfahrt konzentrieren. Auch diese Tour würde es in sich haben.

Um nach Kappadokien zu gelangen, musste ich durch die gebirgigste Region der Türkei. Aus sportlicher Sicht war die nächste Etappe die bisher größte Hausausforderung. Der Weg führte mich

durch den Köprülü-Kanyon-Nationalpark, wobei ich über 1500 Höhenmeter zu bewältigen hatte. Ich hatte mir vorgenommen, es an einem einzigen Tag zu schaffen.

Der Anfang war vielversprechend. Meine Verletzung am Fuß war weniger schlimm als befürchtet und schien schnell zu heilen. Ich musste beim Radfahren keinerlei Rücksicht mehr darauf nehmen. Gegen Mittag hielt ich in der Nähe eines Flusslaufs und aß dort meinen Lunch. Ich füllte Nalas Wasserflasche auf und schmierte uns dann beide fett mit Sonnencreme ein. Zur heißesten Zeit des Tages würden wir mitten auf einer Bergkuppe sein, da brauchten wir jeden Schutz, den wir kriegen konnten. Je näher wir uns dem Gipfel näherten, desto stärker veränderte sich das Gelände. Aus der glatten Asphaltstraße wurde plötzlich ein verteufelt steiler Schotterweg. Bis zu acht Prozent Steigung konnte ich mühelos meistern, aber das hier waren zehn. Zu viel. Ich musste absteigen und schieben. Da ich gerade erst die Wasservorräte aufgefüllt hatte, war das Fahrrad schwer und schlecht zu lenken. Hin und wieder rutschte ich auf dem losen Schotter aus und wäre um ein Haar gestürzt. Ich habe nicht wenig Kraft, aber selbst mir fiel es schwer, das Fahrrad den Berg hochzubekommen.

Ein oder zwei Autos fuhren an mir vorbei. Auch sie hatten Probleme mit dem Gelände, die Reifen drehten durch, und die schmalen Kurven schienen ebenfalls eine Herausforderung zu sein. Die Hitze war grauenvoll. Keine Sonnencreme der Welt konnte dem etwas entgegenhalten, und ich spürte, wie meine Schultern und mein Nacken verbrannten. Als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, wurde meine kurze Verschnaufpause an einem Bachlauf von einem wilden Bienenschwarm unterbrochen. Ich schaffte es, ihnen zu entkommen, ohne einen Stich davonzutragen, aber nur wenig später jagten ein paar wilde Hunde hinter mir her. Ich habe keine Ahnung, welche Promenadenmischungen das wohl waren; sie sahen so aus, als wären sie am ehesten mit Hyänen verwandt. Zum Glück verloren sie ihr Interesse, als sie einen toten Hasen am Straßenrand entdeckten. Wenigstens verpennte Nala den ganzen Stress.

Inzwischen hatte ich schon irre Anstiege in der Schweiz, Bosnien, Albanien und Griechenland bezwungen. Aber sie alle

waren nichts im Vergleich zu diesem hier. Am frühen Nachmittag war ich bereit, die Flinte ins Korn zu werfen.

Zwei junge Kerle fuhren im Auto an mir vorbei und winkten fröhlich. Ich reckte den Daumen hoch, aber sie hatten keinen Platz mehr im Wagen, vor allem nicht für mein ausladendes Gepäck. Aber dann holte mich eine Familie in einem schäbig aussehenden Tieflader ein. Sie hatten ebenfalls Schwierigkeiten, den Berg hochzukommen, und der Motor heulte, als hätte er üble Schmerzen. Wieder reckte ich den Daumen in die Höhe. Mutter, Vater und ein jugendlicher Typ – wahrscheinlich der Sohn – saßen in der Fahrerkabine. Die Frau warf mir einen Blick zu und schüttelte entschuldigend den Kopf. Wahrscheinlich hätten mein Zeug und ich auf die Ladefläche gepasst – sie wurde von einer Zeltplane geschützt, und ich konnte nicht sehen, ob etwas geladen war –, aber ich nahm an, dass die Familie Angst hatte, am Berg nicht erneut anfahren zu können. Die Hinterreifen drehten auf dem Schotterweg immer wieder durch.

Keuchend holte ich mein Handy heraus und schaute auf der Karte nach, wie weit es noch bis zum Gipfel war. Ich schien auf der Stelle zu treten; der kleine Punkt auf dem Display hatte sich kein Stück vorwärtsbewegt.

Im Laufe des Nachmittags ging es ähnlich weiter. Wieder einmal hatte ich einen Platten. Schon auf der Flucht vor den Hunden hatte ich gemerkt, dass etwas nicht stimmte. In dem Moment hätte ich den Vorderreifen unmöglich austauschen können, aber inzwischen drängte es. Er war platt wie ein Pfannkuchen.

Ich hielt rechts an und lud das Gepäck ab. Ein weiteres Auto näherte sich. Einen Moment lang sah es so aus, als hätte der Fahrer Mitleid mit mir und würde anhalten. Aber dann schien er es sich anders zu überlegen und fuhr weiter. Als ich gerade den Reifen geflickt hatte, wurde es plötzlich kühler, und Wind kam auf. Doch darüber konnte ich mich nicht wirklich freuen, weil mit einem Mal dunkle Wolken auf uns zukamen. In der Ferne sah ich es blitzen. Ein Gewitter. Ich wusste, dass ich in der Patsche saß. Das Gelände war karg, nur hin und wieder ragte ein einsamer Baum in die Höhe. Einige von ihnen sahen eigenartig verbrannt aus, so als wäre der

Blitz schon einmal in sie eingeschlagen. Wir waren vollkommen ungeschützt.

»Zumindest kann es jetzt kaum noch schlimmer kommen«, murmelte ich.

Ich machte mal wieder den alten Fehler und googelte nach Blitzen und den Schäden, die sie verursachen können. Dabei erfuhr ich ein paar neue Dinge, fühlte mich aber kein bisschen besser oder sicherer. Anscheinend verteilte sich die Energie eines Blitzeinschlags in einem Zehn-Meter-Radius.

Das einzig Gute war, dass Nala immer noch selig schlief. Ich schaute regelmäßig in ihre Tasche, doch sie hatte sich die ganze Zeit über entspannt zusammengerollt.

»An deiner Stelle würde ich mich auch den ganzen Tag verkrümeln«, meinte ich.

Irgendwie schaffte ich es, meine letzten Energiereserven zu mobilisieren und trotz des Gewitters am Gipfel anzukommen. Dort oben befand sich ein Parkplatz; als ich daran vorbeirollte, war ich bis auf die Knochen durchnässt. Mein einziger Trost bestand darin, dass es von nun an nur noch bergab gehen würde. Trotzdem würde es einige Stunden dauern, bis ich die nächste Stadt erreichte.

Der Gipfel schien unter Einheimischen – und so dämlichen Touristen wie mir – ein beliebtes Ausflugsziel zu sein. Ich erkannte ein paar der Autos wieder, die auf dem Parkplatz standen. Auch der Tieflader war da. Als Belohnung für die Strapazen ging ich zum Aussichtspunkt. Der Blick war spektakulär schön. Inzwischen waren die Gewitterwolken ins Tal weitergezogen, sodass ich kilometerweit sehen konnte, bis zum Meer. Ich konnte genau erkennen, welchen Weg wir in den letzten Tagen zurückgelegt hatten, und war stolz auf unseren Fortschritt.

Ein junger Mann sprach mich auf Englisch an. Ich erzählte ihm, dass ich nach Konya und Kappadokien wollte. Er entschuldigte sich, weil er mich in diese Richtung nicht mitnehmen konnte. Die meisten Leute fahren auf den Berg, genossen die Aussicht und kehrten dann nach Hause zurück. Das war schade, aber auch keine schlimme Enttäuschung. Ich hatte mich längst damit abgefunden, dass es mit dem Fahrrad weitergehen würde.

Als ich Nala gerade etwas zu fressen gab, sprach mich die Frau aus dem Tieflader an. Leider verstand ich kein Wort von dem, was sie sagte. Aber dann sah ich, dass der Fahrer – ein älterer Herr, von dem ich annahm, er sei ihr Ehemann – die Laderampe heruntergefahren hatte und Platz auf der Transportfläche machte. Der Sohn half ihm. Als die beiden mich sahen, winkten sie mich zu sich herüber. Ich konnte es kaum glauben. Sie wollten mich tatsächlich mitnehmen.

Auf der Ladefläche lag eine Art Schotter, aber sie hatten genug Platz für das Fahrrad, Nala und mich geschaffen. Nala wirkte etwas genervt, aber nach kurzer Zeit hatten wir es uns bequem gemacht. Der Vater ließ den Motor aufröhren und fuhr in Richtung Tal.

Es wunderte mich, dass er auf diesen Straßen überhaupt fahren konnte. Der Weg war irrsinnig schmal, ausgefahren und beschrieb eine Kurve nach der nächsten. Außerdem war es selbst nach dem Gewitter noch staubig. Der Tieflader ruckelte manchmal bedrohlich, blieb aber auf der Spur. Wenn wir durch ein Schlagloch rumpelten oder der Unterbau gegen einen Stein prallte, drehte der Mann sich um und schenkte mir ein breites, zahnloses Grinsen, so als wollte er sagen: Das passt schon, Junge. Ich hab's unter Kontrolle. Er schien den Weg zu kennen, und mir blieb nichts anderes übrig, als ihm zu vertrauen.

Als wir eine Stunde später am Fuß des Berges ankamen, war das Gewitter verschwunden, und die Sonne blitzte hervor. Etwa fünfzig Kilometer weiter erreichten wir eine kleine Stadt. Der Mann hielt an und ließ die Laderampe runter. Ich nahm an, dass es nun getrennter Wege weitergehen würde. Ich wollte mich gerade verabschieden und kramte in meinem Gedächtnis nach den wenigen Brocken Türkisch, die ich gelernt hatte, als er eine Flasche Raki und ein paar Gläser hervorzauberte. Anscheinend wollte er zum Abschied noch einmal anstoßen.

Ablehnen war keine Option, schließlich hatte die Familie mich vor einer heftigen Bergabfahrt bewahrt. Ich hob das Glas und prostete allen der Reihe nach zu. Dann kippte ich den Inhalt mit einem Mal herunter und verabschiedete mich. Die Familie kletterte wieder in die Fahrerkabine, und ich machte mich mit Nala auf den Weg. Es war noch hell genug, um bis zur nächsten größeren Stadt zu fahren.

Jeder Knochen, jeder Muskel in meinem Körper schrie vor Erschöpfung. Meine Waden litten Höllenqualen, meine Oberschenkel krampften vor Überanstrengung. Auch meine Oberarme protestierten nach dem langen Hochschieben bis zum Berggipfel. Immerhin war das Radfahren selbst einfacher. Wir gelangten wieder in ebenes Gelände.

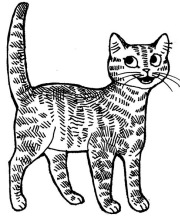
Nach einer halben Stunde hatte ich mein Ziel erreicht, gerade als die Sonne im Begriff war unterzugehen. Ich hatte auf einen ruhigen Abend gehofft, aber den Traum musste ich aufgeben; es gab eine große Hochzeit zu feiern, und die Straßen waren voller Menschen, die nach Herzenslust aßen, tranken, sangen und tanzten. Das Fest war in vollem Gange.

Ich stellte mein Fahrrad ab und füllte dann Nalas Flasche an einem kleinen Fluss auf. Sie wanderte in der Zeit in Richtung der Feiernden; ein paar kleine Kinder in schicken weißen Kleidern hatten sie entdeckt und stürmten begeistert in ihre Richtung.

Vor einem Café standen ein paar Typen und winkten mich zu sich rüber. Einer sprach ein paar Fetzen Englisch, und ich schaffte es, ihm zu erklären, wo ich gerade herkam und wo ich als Nächstes hinwollte. Plötzlich wurde mir ein Getränk in die Hand gedrückt, eine Barcadi Cola. Ich hing noch eine Weile mit den Typen ab und sah Nala dabei zu, wie sie mit den Kindern spielte. Aber lange hielt ich es nicht aus. Eigentlich bin ich bei jeder Party dabei, doch an diesem Abend war ich einfach zu kaputt.

Ich schob mein Fahrrad in Richtung Stadtrand, fand aber keine geeignete Stelle zum Übernachten. Auch war ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt die Energie haben würde, mein Zelt aufzubauen. Also stellte ich mein Rad kurz entschlossen in einem Park ab und legte mich direkt daneben quer über eine Parkbank. Als Kopfkissen nahm ich einfach den Rucksack. Nala machte es sich wie immer auf meiner Brust bequem, wobei sie etwas Zeit brauchte, um zur Ruhe zu kommen. Zum ersten Mal schlief ich noch vor ihr ein.

NALAS NETZWERK



Drei Wochen nachdem ich sie zum ersten Mal entdeckt hatte, war die Wunde an Nalas Oberlippe immer noch zu sehen. Das gefiel mir gar nicht.

Es war frustrierend: An einem Tag hatte ich den Eindruck, als würde die Verletzung heilen und kleiner werden, am nächsten Tag wirkte sie wund, frisch gerötet und schien ihr wehzutun.

Ich verdächtigte Nala, dass sie daran rieb, wenn es juckte, und schimpfte ein paarmal mit ihr, als ich sah, dass sie sich mit der Pfote daran zu schaffen machte. Dabei kam ich mir vor wie ein Vater, der seinem Kind verbietet, an den Nägeln zu kauen. Sie guckte mich an, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Wider besseren Wissens hatte ich mich tiefer mit dem Thema Eosinophiler Granulomkomplex auseinandergesetzt. Einige Tierärzte gingen davon aus, dass die Krankheit über Plastikgegenstände übertragen wurde. Also hatte ich Nalas Plastiknäpfe in Antalya durch Metallschälchen ausgetauscht. Einen Versuch erschien es mir jedenfalls wert zu sein. Per E-Mail hatte ich mich außerdem mit Sheme und zwei weiteren Tierärzten beraten. Ihr Urteil fiel gemischt aus. Einer meinte, ich müsse mir keine Sorgen machen, ein anderer drängte mich, noch einmal zum Tierarzt zu fahren, der dritte war unentschlossen.

Sie waren sich lediglich darüber einig, dass Nala so viel Ruhe wie möglich brauchte. Schlaf war ein gutes Heilmittel. Wieder einmal fühlte ich mich schuldig. Die Bergtour war kein Zuckerschlecken gewesen, so viel stand fest.

Dementsprechend erleichtert war ich, als wir Ende August Göreme in der Region Kappadokien erreichten. Ich plante, dort eine Woche zu rasten. Dann konnte Nala ein paar Tage faulenzen. Ich hatte einiges vor und würde ihr dabei nicht in die Quere kommen. Zunächst einmal wollte ich mich endlich um den YouTube-Kanal kümmern. Ich hatte schon ein Video hochgeladen, aber das war eher eine Lachnummer: ein paar Fotos von Santorini mit viel zu lauter Hintergrundmusik. Auch der Schnitt war stark verbesserungswürdig. Ich war mir sicher, dass ich das besser konnte, und hatte seither schon zwei Filme zu unserer Tour durch die Türkei gemacht. Beide waren weniger als zehn Minuten lang, und ich merkte, dass ich langsam geübter wurde. Ich plante, von jetzt an jeden Sonntag einen Clip zu veröffentlichen. Unter der Woche wollte ich reisen und filmen und mich dann am Wochenende in ein Hotel einbuchen, wo ich die Videos bearbeiten und ins Netz stellen konnte. Mit wachsender Erfahrung würde es ganz gut werden, da war ich mir sicher.

Mein größter Vorteil bestand eindeutig darin, mit einem echten Talent zusammenzuarbeiten. Nala war nicht nur eine wunderschöne Katze, sondern auch wirklich begabt vor der Kamera. Manchmal hatte ich schon fast den Eindruck, sie würde damit flirten. Vor ein paar Tagen saßen wir zum Beispiel in einem kleinen Straßencafé. Als Nala anfang, im Schatten mit ein paar trockenen Blättern zu spielen, zog ich meine neue GoPro aus der Tasche und legte sie vorsichtig zur Aufnahme auf den Boden. Nala stupste ein Steinchen in Richtung Linse, und der Aufnahmeeffekt war irre. Es sah wirklich super aus. Ab und an drückte sie ihr kleines Gesicht ganz eng an die Linse, was jedes Mal extrem süß war. Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, hätte ich denken können, sie wolle mich unterhalten. Falls das tatsächlich ihre Absicht war, hatte sie auf jeden Fall größten Erfolg. Mehrere Zehntausend Leute hatten unseren Kanal schon abonniert. Den Kommentaren entnahm ich, dass die Clips, die Nala vorne auf dem Fahrrad zeigten, besonders gut ankamen. Wenn ich die YouTube-Abonnenten und unsere über 600 000 Instagram-Follower addierte, kam eine absolut verrückte Zahl heraus. Ich dachte oft über diese Menschen nach. Was waren das für Leute? Was gefiel ihnen an unserem Account? Ich nahm an, dass die

meisten wahrscheinlich nach einer netten Ablenkung suchten. Sie freuten sich einfach über die neuesten Fotos von Nala, kommentierten mit Herzaugen-Emojis und wischten weiter zum nächsten Post. Aber es gab auch Leute, denen wir anscheinend etwas bedeuteten. Einige verfolgten unsere Abenteuer aufmerksam und schickten Nachrichten, in denen sie Rat oder manchmal auch Hilfe anboten. Insgeheim nannte ich diese Entourage »Nalas Netzwerk«.

Natürlich hatte jeder eine Meinung zu dem, was wir so taten. Es gab viele gut gemeinte Ratschläge zum Thema Katzenernährung oder auch Krallenpflege. Andere taten unmissverständlich kund, wohin wir – oder meistens eher: wohin wir nicht – als Nächstes reisen sollten. Die Meinungen waren zum Teil so gegensätzlich wie Nord- und Südpol. Die Sorgenvollsten hätten es wohl am liebsten gesehen, wenn ich Nala in Watte gepackt hätte und mit ihr zurück nach Schottland gefahren wäre.

Was mich am meisten berührte, waren die praktischen Hilfsangebote, die uns regelmäßig erreichten. Diese Angebote waren echt und kamen von Herzen. Manchmal überwältigte mich so viel Freundlichkeit geradezu. Inzwischen wurden wir nicht mehr so oft wegen Katzenspielzeug angeschrieben, aber es gab immer wieder Leute, die Fahrradersatzteile oder Kleidung für Nala anboten. Ich nahm dankend Transportmaterial für Nala und superwiderstandsfähige Reifen von einer deutschen Firma namens Schwalbe an, die ich bestimmt gut in Zentralasien und Indien gebrauchen konnte. Aber ansonsten sagte ich fast immer höflich ab oder blieb eine Antwort schuldig. Mir fehlte schlicht die Möglichkeit, so viel zu transportieren.

Am lustigsten fand ich die Nachrichten, in denen Leute mir eine Gratisübernachtung anboten, falls ich »bei ihnen vorbeikäme«. Ich musste darüber immer lachen, weil die Wahrscheinlichkeit gegen null ging. Wann fährt man schon am Haus von jemandem vorbei, der einem bei Instagram folgt? Selten oder vielleicht sogar nie. Was mich antrieb und ehrlich begeisterte, waren die Leute, die tatsächlich Geld für die Organisationen spendeten, denen ich auf meinem Account eine Plattform zu geben versuchte. Angefangen hatte es mit Balou in Albanien, und weitergegangen war es mit Christina auf

Santorini. Diese beiden Erlebnisse hatten mir die Augen dafür geöffnet, wie viel Potenzial in dem Account steckte. Wie Jeannie schon sagte: Mit Nala an meiner Seite hatte ich die einzigartige Gelegenheit, Spendenaufrufe für Einrichtungen zu starten, die normalerweise um jeden Cent kämpfen mussten.

Unsere »Schonwoche« verbrachte ich vor allem damit, darüber nachzudenken, wie man aus unserer einmaligen Chance das meiste herausholen konnte.

Ich fing damit an, endlich die Verlosung zu starten, die ich im Mai angekündigt hatte. Es tat mir leid, dass die Leute so lange hatten warten müssen, aber eher hatte es sich einfach nicht ergeben.

Etwa 13 000 Leute hatten für je ein Pfund ein Lotterielos gekauft. Ich staunte nicht schlecht, als ich das sah. Dann loste ich die vier Gewinner aus und schrieb Galatea, der Besitzerin des Töpferstudios, eine kurze Nachricht mit den Versandadressen für die Schalen. Im nächsten Schritt plante ich, je dreizehn verschiedenen Tierschutzorganisationen jeweils eintausend Pfund zu spenden. Eine kurze Liste mit möglichen Kandidaten hatte ich schon.

Die großartige Reaktion ließ mich über ähnliche Projekte nachdenken, und ich beschloss, einen gemeinnützigen Kalender mit Fotos von Nala ins Leben zu rufen. Auch den Gewinn, den ich damit erzielte, wollte ich wieder an verschiedene Vereine spenden. Kurz fragte ich mich allerdings, ob ich mich damit vielleicht ein wenig übernahm. Ich konnte durchaus mit dem PC umgehen, aber einen Kalender zu erstellen war noch mal eine ganz andere Nummer. Aber Nalas Netzwerk steckte voller Überraschungen, und es meldete sich tatsächlich jemand, der mir bei der Umsetzung helfen konnte: Kat McDonald, eine Grafikdesignerin aus New York.

Im Großen und Ganzen hatte ich das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Ich setzte mich für etwas ein und konnte – hoffentlich – einen Unterschied machen.

Unter den Tausenden Nachrichten, die ich bekam, waren nur ein oder zwei negative. Die Leute schienen uns wirklich zu mögen und Spaß daran zu haben, unserem Abenteuer zu folgen. Ich hatte das Gefühl, dass wir ein bisschen Freude in ihr Leben brachten und vielleicht auch ein kleines Fenster in die restliche Welt öffneten. Wobei ich nicht die Bodenhaftung verlieren wollte: Mein YouTube-

Kanal war natürlich bei Weitem nicht mit National Geographic oder der BBC zu vergleichen. Aber immerhin bot er Gelegenheit, anderen etwas von der Welt zu zeigen. Umso wichtiger war es, die nächste Etappe vorzubereiten. Immerhin hieß meine Seite ja immer noch *1bike1world*.

Wegen meiner vierbeinigen Reisegefährtin kam ich in den Genuss, mich intensiv mit der Kunst des internationalen Reisens mit Katze auseinanderzusetzen. Unter anderem hatte ich gelernt, dass wir vor jeder Einreise in ein anderes Land ein neues tierärztliches Gutachten brauchten. Das war eine Anforderung, die der Internationale Tierreisepass stellte. Also musste ich so oder so zum Tierarzt, bevor wir die Türkei verließen, ob Nalas Lippe nun heilte oder nicht. Im nächsten Land – Georgien – wäre es das Gleiche: erst zum Tierarzt, dann weiter nach Aserbaidschan. Das war jetzt unsere neue Reiseroutine. Ich störte mich nicht daran. Die Gesundheitskontrollen sollten kein Problem darstellen. Im Grunde genommen wurde dabei nur ein kurzer Blick auf Nalas Unterlagen geworfen und schnell geprüft, ob sie auch fit war. Dann gab es eine Unterschrift und einen Stempel, und zack, konnten wir ins nächste Land einreisen. Das einzig Blöde war, dass ihr das ein oder andere Mal hinterrücks ein Thermometer eingeführt werden musste.

Als größere Herausforderung sah ich die Strecke, die nun bevorstand. Das würde heftig werden.

Kurz vor Beginn der Schonwoche hatte ich an einem Rastplatz in der Nähe von Aksaray zwei andere Radfahrer kennengelernt, ein deutsches Pärchen namens David und Linda. Die beiden hatten auch einen Reise-Account und posteten ihre Fotos unter *@zwei_radler* bei Instagram. Wir tranken gemeinsam Kaffee und beschlossen dann, ein Stück weit zusammen zu fahren. Es war schön, gemeinsam unterwegs zu sein. So lustig und anhänglich Nala auch war, manchmal vermisste ich es doch, mit anderen Menschen zu reden. Wir radelten den restlichen Tag zusammen und campten nachts in der Nähe des hübschen Dorfes Sultanhanı. Abends bummelten wir durch den Ort, besichtigten die uralte Moschee und gingen dann essen. Nala war natürlich auch mit dabei. Es war großartig, sich mit den anderen auszutauschen. Wir hatten viel gemeinsam.

Die beiden waren ungefähr in meinem Alter und hatten wenige Monate zuvor in Bayern geheiratet. Statt die Flitterwochen auf traditionelle Art zu verbringen, hatten sie beschlossen, bis nach Asien zu radeln.

»Wir möchten die Welt kennenlernen, aber dabei soll sie nicht kaputtgehen«, sagte Linda.

Damit sprach sie mir aus dem Herzen.

Von Bayern aus waren sie über Österreich, Ungarn und Bulgarien in die Türkei gefahren.

»Wir haben kein Ziel«, meinte David. »Wir schauen einfach, wohin uns die Reise führt.«

»Solange wir im März wieder da sind und pünktlich ins Büro zurückkehren, passt alles«, ergänzte Linda lachend.

Bis vor Kurzem hatten David und Linda genau wie ich geplant, durch Georgien und Aserbaidshon in Richtung Turkmenistan und Usbekistan zu radeln und dann über den Pamir Highway, der Marco Polos alter Seidenstraße folgte, bis nach China zu fahren. Sie wollten Bucharu, Samarkand und Chiba passieren und über den Himalaya nach Indien gelangen. Genau wie ich hatten sie sich mächtig darauf gefreut und die Strecke als Highlight ihrer Reise gesehen. Aber nun, beim Abendessen, erklärten sie mir, warum sie den Plan verworfen hatten.

»Jetzt ist schon Ende August, und das Wetter ändert sich. Ich glaube, wir sind einfach zu spät dran«, meinte David. Anscheinend waren die schwierigsten Streckenabschnitte die höchstgelegenen, und man würde sie wegen starker Schneefälle bald nicht mehr passieren können.

»Ich glaube nicht, dass man da den ganzen Winter über festsitzen möchte«, gab David zu bedenken.

Das erwischte mich kalt. Ich wusste, dass das Zeitfenster nicht besonders groß war, aber mir war nicht bewusst gewesen, dass es so begrenzt war. Ich war davon ausgegangen, dass mir noch bis zum November Zeit blieb. David und Linda planten nun, nach Aserbaidshon und von dort aus in den Iran zu fahren. Dann sollte es nach Indien, Burma und schließlich nach Thailand weitergehen.

»So lautet zumindest der Plan«, sagte Linda und lachte. »Aber du weißt ja, wie es ist: Einmal auf dem Sattel, ändern sich die Pläne

schnell.«

»Wem sagst du das! Stell dir bloß mal vor, wie es mit Katze auf dem Sattel ist«, antwortete ich grinsend.

Am nächsten Morgen war es Zeit für den Abschied. Wir versprachen, in Verbindung zu bleiben, und nahmen an, dass sich unsere Wege früher oder später wieder kreuzen würden. Das Treffen mit den beiden hatte mir einiges mit auf den Weg gegeben. Ich begann mit einer gründlichen Recherche und kam ins Grübeln. Viele schwärmten davon, wie schön es war, mit dem Fahrrad durch den Iran zu reisen. Das Land hatte landschaftlich so einiges zu bieten, und ich war mir sicher, dass die muslimische Kultur Nala erneut mit offenen Armen willkommen heißen würde. Aber mir war auch klar, dass das Land politisch nicht besonders stabil war. Auf der Webseite des Auswärtigen Amts hieß es, man dürfe den Iran nur als Teil einer Reisegruppe betreten. Es gab Veranstalter, die sich eigens um die Organisation solcher Gruppen kümmerten, aber das kam mir reichlich kompliziert vor. Außerdem hatte ich den Eindruck, dass man dort nicht nach Lust und Laune herumfahren konnte. Und ich glaubte nicht, dass die Hotels, die für eine offizielle Reisegruppe gebucht wurden, Nala dulden würden. Dann müsste sie vielleicht draußen oder in einer Katzenpension schlafen. Und das war das Knock-out-Kriterium für mich. Also fragte ich meine Freunde bei Instagram, was ich als Nächstes tun sollte. Wer weiß? Vielleicht gehörten ja auch ein paar Reiseexperten zu Nalas Netzwerk. Irgendwer hatte hoffentlich einen interessanten Vorschlag für uns. Und tatsächlich meldete sich ein Vertreter von *Turkish Airlines* und bot uns einen Direktflug nach Indien an. Aber die Vorstellung, dass Nala stundenlang im Frachtraum ausharren musste, gefiel mir nicht. Als ich meine Bedenken äußerte, wurde mir sogleich versichert, Nala könne in der Kabine mitfliegen. Die einzige Voraussetzung war, dass sie in einer Transportbox blieb. Allerdings schien die Reise jede Menge Papierkram mit sich zu bringen, worauf ich nicht die geringste Lust hatte. Also beschloss ich, wie gehabt nach Georgien und Aserbaidschan weiterzufahren. Ich wusste, dass es jederzeit Alternativen gab, ob per Rad, Zug, Flugzeug oder Boot. Bis nach Aserbaidschan am Rand des Kaspischen Meers waren es noch 1800 Kilometer. Irgendwie würde ich das schon schaffen.

Kappadokien besticht durch seine einzigartige Landschaft. Die Gegend sieht aus wie die Drehorte von *Star-Wars* -Filmen. In den Tälern erheben sich zahlreiche Berge, die an Zuckerhüte erinnern.

Am schönsten ist es, die Region von oben mit dem Heißluftballon kennenzulernen. Jeden Morgen stiegen Dutzende in den Himmel und trieben langsam über die Landschaft. Dieses Erlebnis wollte ich auf keinen Fall verpassen.

Also nahm ich Kontakt zu einem der Tourenveranstalter auf. Verrückterweise hatte man dort schon von Nala und mir gehört, und man bot uns einen Gratisflug an. Aber damit fühlte ich mich nicht wohl. Nala bekam vor lauten und plötzlichen Geräuschen Angst, und mir stand noch immer vor Augen, wie schlecht es ihr bei der Überfahrt nach Santorini gegangen war. Die riesigen Gasbrenner machten einen ohrenbetäubenden Lärm, und ich war mir sicher, dass sie an Bord eines Ballons durchdrehen würde. Also lehnte ich das Angebot dankend ab und buchte eine Fahrt für mich allein. Der Veranstalter reagierte enttäuscht und wollte mit mir diskutieren, aber ich beharrte auf meiner Entscheidung. Nalas Wohlergehen war mir wichtiger als ein Gratisflug. Ich bezahlte genau wie alle anderen.

Ein paar Tage später stand ich um halb fünf auf und machte mich auf den Weg zum Treffpunkt. Große Höhen und ich sind nicht gerade die besten Freunde, also hatte ich ein flauendes Gefühl im Magen, während ich mir mit zwölf anderen Passagieren den Platz im Korb des Ballons teilte. Doch sobald wir in der Luft waren, war es einfach unglaublich. Etwa hundert weitere kunterbunte Ballons schwebten neben uns und versprühten ein fröhliches Feuerwerk am zartblau und rosa gefärbten Himmel. Die Tour war wunderschön und erinnerte mich daran, warum ich überhaupt zu der Reise aufgebrochen war.

Nach einer Woche war es an der Zeit, weiterzuziehen; mein Ziel war es, das Schwarze Meer und Georgien so bald wie möglich zu erreichen. Ich hatte mich weitestgehend damit abgefunden, eine Schnecke zu sein, aber hin und wieder wollte ich doch einen gepardenmäßigen Sprint hinlegen. David und Linda hatten mir Angst eingejagt.

Zum Glück schien die Schonwoche Wunder gewirkt zu haben, und Nalas Lippe sah deutlich besser aus. Vor der Grenzüberquerung

mussten wir sowieso zum Tierarzt, also buchte ich einen frühen Termin, obwohl wir noch mitten in der Türkei waren. Ich bat den Tierarzt, sich die Lippe noch einmal genauer anzuschauen, und war überrascht von seiner Antwort.

»Nichts zu sehen«, meinte er.

»Was?«, fragte ich ungläubig und lehnte mich nach vorne.

Tatsächlich: Die Lippe war vollständig verheilt.

Anschließend führte der Tierarzt die Routineuntersuchung durch und bescheinigte mir, dass Nala vollständig gesund war .

»Ihrer Katze geht es bestens. Sie müssen sich gut um sie gekümmert haben«, lobte er.

Ich verließ die Praxis mit einem regelrechten Hochgefühl und nahm mir fest vor, alles daranzusetzen, dass die Entzündung nicht wiederkehrte. Zwischen unserem aktuellen Standort und dem Schwarzen Meer erstreckte sich eine weitere Gebirgskette, und ich beschloss, dieses Mal den Bus zu nehmen. Das würde Nala – und mir – den Stress ersparen, noch einmal bei so üblen Temperaturen mühselig mit dem Fahrrad die Berge zu bezwingen.

Der Bus fuhr von Sivas ab, also radelte ich ganz in die Nähe und übernachtete nur wenige Kilometer entfernt. Am nächsten Morgen war ich überpünktlich am Busbahnhof und wartete auf den Bus, der um zehn Uhr abfahren sollte. Ich setzte mich an die Haltestelle und ließ die Umgebung auf mich wirken. Nala schlummerte friedlich auf der Bank neben mir. Es wurde zehn Uhr. Halb elf. Elf. Kein Bus weit und breit.

Ich ging zu dem kleinen Ticketschalter in der Nähe und fragte nach. Anscheinend hatte ich den Fahrplan falsch gelesen. Der Bus fuhr nicht um zehn Uhr morgens, sondern um zehn Uhr abends. Nun galt es also, elf Stunden totzuschlagen.

Ich hatte schon schlimmere Schlappen erlebt und beschloss kurzerhand, mir Sivas anzusehen, ein paar Fotos zu machen und mich für ein Nickerchen in den Stadtpark zu begeben. Am frühen Abend kehrten wir zum Busbahnhof zurück und setzten uns wieder an die Haltestelle. Um kurz vor zehn tauchte endlich ein klappriger Reisebus auf. Ich hatte es mir auf der Bank gemütlich gemacht und konnte kaum noch die Augen offen halten. Mit ein bisschen Glück

würde ich das nächste Mal wach werden, wenn wir das Schwarze Meer erreichten.

Der Fahrer stieg aus und öffnete die Klappe zum Gepäckraum, damit wir unsere Sachen einladen konnten. Außer mir warteten noch ein paar weitere Passagiere, aber nur einer hatte einen Koffer dabei. Ich konnte ganz in Ruhe mein Fahrrad abladen und den Anhänger und die Satteltaschen mitsamt Rad im Gepäckraum verstauen. Der Fahrer machte einen genervten Eindruck und rief etwas auf Türkisch.

Wollte er das Gepäck selbst einladen? Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, immerhin war es sein Bus.

Ich hatte gerade einen Fuß auf die unterste Stufe gesetzt und wollte einsteigen, als er erneut etwas rief.

»Kedi, kedi!«

Nala schlief ruhig im Katzenrucksack. Mir war nicht mal in den Sinn gekommen, dass er sie hatte entdecken können.

Ich kehrte zum Fahrer zurück. Er deutete auf einen kleinen Käfig im Gepäckraum.

»Kedi.«

Es brauchte keine Übersetzung, ich verstand auch so, dass ich Nala unten in den Gepäckraum setzen sollte. Nie im Leben würde ich da mitmachen!

Ich widersprach ihm, so gut ich konnte.

»Sie schläft doch«, meinte ich und deutete auf den Rucksack.
»S-c-h-l-ä-f-t.«

Aber er ließ sich nicht erweichen. Ein Mitreisender kam hinzu, der ein wenig Englisch konnte. Er sprach mit dem Fahrer.

»Er sagt, dass die Katze die ganze Fahrt schreien wird. Die Leute können nicht schlafen«, übersetzte er und zuckte mit den Schultern.

Ich warf entnervt die Hände in die Höhe. Dann schnappte ich mir mein Fahrrad und mein restliches Zeug. Ohne Nala an meiner Seite würde ich nirgendwo hinfahren.

Der Fahrer sah mich gelangweilt an. Deine Entscheidung, schien seine Miene zu sagen. Es war entnervend. Ich hatte sowohl beim Ticketkauf einige Tage zuvor als auch am Vormittag, als ich mich nach dem Bus erkundigt hatte, gefragt, ob ich Nala mit in den Bus

nehmen dürfe. Beide Male hatte man mir gesagt, es sei kein Problem. Sie dürfe oben mitfahren, solange sie in einer Transportbox sei.

Es war zu spät, um mit dem Rad weiterzufahren. Die Straßen waren nicht beleuchtet, und die Autofahrer rasten nur so durch die Gegend. Es gab auch keine Ecke, wo ich mein Zelt hätte aufstellen können, weswegen ich in den Park zurückging, wo ich ein Mittagsschläfchen gehalten hatte. Am nächsten Morgen würde ich entscheiden, wie es weiterging. Ich saß eine Weile da, stellte ein Update bei Instagram ein und schrieb mit ein paar Freunden in Schottland. Allmählich wurde es kalt, und ich machte mich daran, meinen Schlafsack hervorzuholen. Gegen Mitternacht legte ich mich hin und döste langsam ein.

Wenig später spürte ich eine Berührung an meinem Brustkorb.

Verdammt, dachte ich. Jetzt werde ich also doch noch im Park überfallen.

Ich setzte mich abrupt auf und sah in zwei lächelnde Gesichter. Weibliche Gesichter.

»Hallo«, sagte eine der Frauen in gebrochenem Englisch. »Ich hab dich bei Instagram gesehen. Du musst hier nicht schlafen. Komm mit zu mir.«

Ich staunte nicht schlecht. Hier war ich also, in einer kleinen Stadt mitten in der Türkei. Eine halbe Stunde vorher hatte ich geschrieben, dass ich auf einer Bank schlafen müsse, und jetzt war tatsächlich jemand aufgekreuzt, um mir anzubieten, dass ich bei ihm übernachten könne? Das war doch total durchgedreht! Ich hatte Nalas Netzwerk eindeutig unterschätzt und hätte offensichtlich nicht darüber lachen sollen, dass ich vielleicht »zufällig« mal bei jemandem zu Hause vorbeikommen würde.

Ich erklärte, dass ich schon an schlimmeren Orten geschlafen hätte, aber die Frauen ließen kein Nein gelten. Sie führten mich durch ein paar schmale Gassen zu ihrem Haus. Meine Gastgeberin stellte sich als Arya vor, ihre Freundin hatte einen traditionellen türkischen Namen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich es nicht schaffte, ihn korrekt auszusprechen. Arya hatte sogar eine Mahlzeit für mich vorbereitet. Es war das reinste Festessen – zumindest in meinen Augen. Zuvor hatte ich tagelang nur Snacks

und Beeren gefuttert, die am Straßenrand wuchsen. Ich bedankte mich bestimmt tausend Mal bei ihr.

Dann legte ich mich hin und schlief selig wie ein Baby.

Am nächsten Tag gab Arya mir eine kleine Führung durch Sivas. Sie liebte ihre Heimatstadt und zeigte mir stolz die berühmtesten Sehenswürdigkeiten wie die Islamwissenschaftlichen Fakultäten, *medresen* genannt, und das Türkische Bad. Nach der Stadtführung telefonierte ich mit einem Typen, der mich im Auto zur Küste mitnehmen würde. Dieses Mal hatte sich keine Gratismitfahrgelegenheit ergeben, aber das war schon in Ordnung so. Es war mir durchaus eine Stange Geld wert, schnell über die Berge und in Richtung Georgien zu kommen.

Am späten Nachmittag beluden wir einen schicken neuen Van mit dem Fahrrad und meinem Gepäck. Arya verabschiedete uns herzlich und warf Nala eine Kusshand zu, als wir losfuhren. Schon komisch: Obwohl wir uns weniger als vierundzwanzig Stunden kannten, hatte ich das Gefühl, mich von einer alten Bekannten zu verabschieden. Außerdem kam es mir so vor, als würden wir der Türkei Auf Wiedersehen sagen.

Bald hatten wir den ersten Berggipfel erreicht und von dort aus eine fantastische Sicht auf das Schwarze Meer, das sich bis nach Georgien erstreckte. Ich hoffte, dass es nun nicht mehr lange dauern würde, bis ich dort ankam. Mein Aufenthalt in der Türkei würde schon bald zu Ende gehen, aber ich würde die Zeit bestimmt nicht so schnell vergessen.

Die letzten Wochen hatten mir noch einmal vor Augen geführt, warum ich die Welt sehen wollte und warum man nicht allem, was man in der Zeitung und im Fernsehen erzählt bekam, blind vertrauen sollte. Oft werden die Dinge stark vereinfacht, in Schwarz und Weiß unterteilt und Leute gegeneinander aufgestachelt. Menschen unterschiedlicher Religionsgruppen, ethnischer Zugehörigkeit oder kultureller Hintergründe werden als »anders« dargestellt. Ich bin nicht dumm. Natürlich ist mir klar, dass auf der Welt nicht alles eitel Sonnenschein ist. An vielen Orten herrschen üble soziale und politische Zustände. Und bössartige Politiker.

Aber tief in mir glaube ich, dass wir alle gleich sind. Dass der Mensch eigentlich eher nach dem Guten als nach dem Schlechten

strebt. In der Türkei wurde ich in dieser Ansicht bestätigt. Und zwar andauernd. So viele Leute hatten uns mit offenen Armen aufgenommen und mir gezeigt, wie toll Nalas Netzwerk war. Jason, Sirem, Arya, die Familie aus dem Tieflader und so viele andere hatten uns aus reiner Gutmütigkeit geholfen.

Ich glaube, etwas Schöneres hätte ich kaum erleben können. Selbst wenn ich die Welt mehrfach umrundet hätte.

EINE ANDERE WELT



Ich hatte gerade einen Bogen um eine einzelne Ziege gemacht, die mitten auf der Straße stand, als Nala sich plötzlich kerzengerade aufsetzte und sich auf den Lenker stützte. Ihre Ohren waren gespitzt, und ihr Köpfchen bewegte sich wild umher, so wie immer, wenn sie etwas Spannendes entdeckt hatte. Schnell stellte ich fest, dass es nicht die Ziege gewesen war.

Ein Stück vor uns war eine kleine alte Dame aufgetaucht. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und drohte zwei weißen Kühen mit einem Stock. Offensichtlich versuchte sie, die Tiere in Richtung ihres Häuschens am Waldrand zu treiben. Aber die Kühe zeigten keinen Gehorsam. Dickköpfig blieben sie stehen und muhten protestierend. Die alte Frau zeigte kein Verständnis und schrie laut. Dann klopfte sie den Kühen mit ihrem Stab aufs Hinterteil. Das löste das Problem. Kurz darauf waren die drei am Haus angelangt, und die alte Frau trieb sie durch den niedrigen Eingang ins Innere. Als alle drei im Haus waren, schloss sie die Tür.

Ich musste laut lachen.

»Vielleicht trinken die drei jetzt eine Tasse Tee zusammen«, sagte ich zu Nala und kraulte ihren Nacken.

Inzwischen waren wir schon seit mehreren Tagen in Georgien. Solche Momente gaben mir immer wieder das Gefühl, nicht nur in einem anderen Land, sondern auch in einer anderen Welt – wenn nicht sogar in einer anderen Epoche – gelandet zu sein.

Schon an der Grenze hatte ich den ersten Vorgeschmack bekommen. Kilometerweit stauten sich die LKW, und ich war froh, auf dem Fahrrad daran vorbeiradeln zu können. Trotzdem musste ich ewig warten. Als ich endlich am Kontrollposten ankam, wurde ich

von einer krassen Militärpräsenz überrascht. Zahlreiche Grenzbeamte kontrollierten genauestens die Dokumente. Nala kletterte auf meine Schultern und nahm Blickkontakt zu einem jungen Beamten auf. Zum ersten Mal zeigte ihr Charme keinerlei Wirkung. Der Typ verzog keine Miene und wandte sich ab. Seine Kollegen brachten mindestens eine Viertelstunde damit zu, unsere Papiere gründlich zu inspizieren, und führten eine hitzige Diskussion. Schließlich wurden wir mit einem Grunzen über die Grenze gewinkt.

Auf den ersten Blick erinnerte mich die Gegend an Albanien. Auch Georgien war bis vor Kurzem noch ein Teil der Sowjetunion gewesen, und ich fuhr an mehreren bedrohlich aussehenden alten Betonbauten vorbei, die früher vermutlich als Regierungsgebäude genutzt worden waren und jetzt nach und nach verfielen. Die Häuser und Dörfer sahen allesamt so aus, als hätten sie schon bessere Tage gesehen. Vieles wirkte ziemlich heruntergekommen. Das galt auch für die Straßen, in denen so viele Schlaglöcher waren, dass das Radfahren ziemlich anstrengend wurde. Die Sache wurde zusätzlich von Autofahrern erschwert, die sich nicht im Geringsten von Fahrbahnmarkierungen beeindrucken ließen. Nala und ich hatten Glück, dass wir bei den abenteuerlichen Überholmanövern nicht vom Rad gemäht wurden. Sie warf den Autos böse Blicke zu, und ich beschloss, nach Möglichkeit auf ruhigere Landstraßen auszuweichen. Die Landschaft war großartig: Sanfte Hügel, malerisch schöne Täler, Flüsse, und am Horizont erstreckten sich Berge. Doch je weiter ich ins Landesinnere kam, desto mehr hatte ich das Gefühl, in der Zeit zurückzureisen. Oder eben in ein fremdes Land aus einer alten Sage.

Es stellte sich heraus, dass die Dame und ihre Kühe nichts Ungewöhnliches gewesen waren. Tiere waren einfach überall und lebten oft eng mit den Menschen zusammen. Auf der Straße begegneten wir regelmäßig Ziegen, Kühen und abgemagerten Pferden. Auch Hunde, Katzen, Gänse, Schweine und Hühner waren nicht selten zu sehen. Es war wie im Zoo! Die Straße gehörte praktisch zu den Höfen dazu. Wobei sich niemand wirklich um die Tiere zu kümmern schien. Viele waren in einem schlimmen Zustand.

Natürlich könnte man sagen, dass die Menschen zu arm waren, um sich groß Gedanken um das Wohl der Tiere zu machen. Ich

werde nie wissen, wie es ist, dort aufzuwachsen und zu leben. Aber meiner Ansicht nach braucht man kein Geld, um gut zu einem anderen Lebewesen zu sein. Es störte mich, wie übel es vielen Tieren zu ergehen schien, und schmälerte meine Freude an der schönen Landschaft.

Ich war unterwegs zur nächsten Stadt: dem Küstenort Batumi. Wir kamen am späten Nachmittag an und konnten uns gerade noch vor einem heftigen Regenschauer in Sicherheit bringen. Georgien ist ein armes Land, aber wieder einmal durfte ich erleben, dass diejenigen, die am wenigsten haben, oft am großzügigsten und gastfreundlichsten sind. Wir übernachteten in einer kleinen Jugendherberge. Kaum hatten Nala und ich das Gebäude betreten, wurden wir schon wie lang vermisste Verwandte aufgenommen. Wenige Minuten später saßen wir mit den anderen Gästen am Tisch, und man drängte mir ein Glas Wodka auf.

Das war der Anfang vom Ende. Ein Glas führte zum nächsten und wieder zum nächsten. Ich war so blau, dass ich am darauffolgenden Morgen kaum die Augen aufbekam. Eigentlich hatte ich bis zur Hauptstadt Tiflis weiterfahren wollen, aber ich war so verkatert, dass ich einen Tag aussetzen musste. Als es schließlich weiterging, erlebte ich ein paar weitere augenöffnende Momente auf der Straße.

In einem kleinen Dorf kam ich an einem winzigen Auto vorbei, an dem ein Anhänger befestigt war, der etwa sechs Mal so groß war. Der Motor des Autos heulte wütend auf und drehte durch. So etwas hatte ich noch nie zuvor gesehen. Es wollte mir nicht in den Kopf, wie der Fahrer auch nur einen Moment lang glauben konnte, dass er den Anhänger so ziehen könnte. In der Nähe spielten ein paar Kinder mit einem schlaffen Basketball. Sie lachten und schrien, während sie versuchten, ihn in einen alten Eimer zu werfen, der oben in einem Baum hing. Das erinnerte mich an die Kinder im Flüchtlingsheim. Auch sie hatten nicht viel gebraucht, um Spaß zu haben.

Tiere waren nach wie vor zu sehen, wohin ich auch blickte. Anscheinend gehörten Ziegen, Hühner und Esel zu jedem normalen Haushalt. Auch Hunde jeglicher Rassen, Formen und Größen waren allgegenwärtig. Die meisten lebten wahrscheinlich einfach auf der

Straße. Sie schienen sich frei auf den Wegen und Feldern zu bewegen, so als hielten sie nach der nächsten Mahlzeit Ausschau. Ein herzerreißender Anblick. Ein großer Kerl mit braun-weiß geschecktem Fell folgte uns einen weiten Teil der Strecke.

Das Tier erinnerte mich an Teal, den Pointer, den meine Familie früher gehabt hatte. Allerdings war dieser hier kaum mehr als Haut und Knochen. Sein Zustand war grauenvoll. Er folgte uns mit etwa fünfzig Metern Abstand, hielt den Kopf gesenkt und die Augen starr auf uns gerichtet. Irgendwann hielt ich an und gab ihm ein Leckerchen. Der Hund schluckte es im Ganzen herunter. Wahrscheinlich hatte der arme Kerl schon seit Tagen nichts mehr zu fressen bekommen. Ich hatte angenommen, dass er sich nach einer Weile verabschieden und wieder in sein gewohntes Revier zurückkehren würde, aber er trottete kilometerweit hinter uns her. Erst als wir auf dem Weg nach Tiflis auf eine stark befahrene Straße wechselten, blieb er stehen. Ich reihte mich in den Verkehr ein und drehte mich noch einmal nach ihm um. Da wartete er, in einiger Entfernung, und beobachtete uns. Der Kerl sah so einsam und verlassen aus, dass ich noch Tage später an ihn denken musste. Ich bereute es, ihn nicht mitgenommen zu haben.

Der Anblick dieser armen Geschöpfe machte mich fix und fertig. Wenn ich Nala nicht gefunden hätte, wäre ihr Schicksal wahrscheinlich ähnlich gewesen. Auch sie war ganz allein und hilflos gewesen. Zum Glück hatte ich sie entdeckt und konnte ihr nun ein besseres, sichereres Leben bieten.

Ihr ging es mittlerweile wieder prächtig. Die Wunde an der Lippe war endgültig verheilt, und der Tierarzt, den wir vor unserer Abreise aus der Türkei aufgesucht hatten, hatte verkündet, sie sei so fit wie ein Turnschuh. Leider konnte man über mich und das Rad nicht das Gleiche behaupten.

Ich weiß nicht, ob es vom Radfahren oder den Übernachtungen in billigen, staubigen Jugendherbergen kam, aber meine Augen juckten plötzlich unangenehm. Es fiel mir schwer, sie nicht zu reiben. Natürlich machte es das nur noch schlimmer. Auf halber Strecke nach Tiflis bekam ich sie kaum noch auf. Mit geschlossenen Augen auf dem Sattel zu sitzen kam nicht infrage. Ich beschloss, einen Tag Pause zu machen.

Als ob das nicht schon blöd genug gewesen wäre, hatte ich mit einem Platten nach dem nächsten zu kämpfen. Angesichts der schlimmen Straßenverhältnisse war das keine Überraschung, aber es zeigte mir, dass meine Reifen langsam hinüber waren. Auch die Bremsscheibe war beschädigt: Ein Riss hatte sich gebildet, und sie war leicht eingedrückt. Zum Glück fand ich online eine gute Fahrradwerkstatt in Tiflis. Es standen einige Reparaturen an.

Wir waren noch einige Tagesfahrten von der Hauptstadt entfernt, und wegen meiner Augen und des desolaten Zustands meines Trekkingbikes beschloss ich kurzerhand, den Rest der Strecke mit dem Zug zu fahren. Auf dem Weg zum nächsten Bahnhof braute sich ein Gewitter über uns zusammen. Kurz bevor wir das Gebäude erreichten, krachte der lauteste Donnerschlag über uns, den ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Wir schafften es gerade noch rechtzeitig ins Innere. Auf der Fahrt regnete es so stark, dass ich fast nichts von der Landschaft mitbekam. Immerhin hatte Nala ihren Spaß: Sie schnappte nach den Regentropfen, die von außen über das Fenster jagten.

Am frühen Abend kamen wir in Tiflis an. Dieses Mal hatte ich eine kleine Ferienwohnung gemietet. Sie lag auf einem Hügel und bot einen wunderbaren Blick auf die Stadt. Nala war begeistert; es gab reichlich Platz zum Herumtoben und Spielen. Wir konnten stundenlang Quatsch machen, ohne dass jemand uns störte – oder wir ihn. Die Wohnung war sicher genug, dass ich Nala ein paar Stunden allein lassen konnte, wenn ich etwas in der Stadt zu erledigen hatte.

Zunächst kümmerte ich mich um das Fahrrad. Ich brachte es zur Werkstatt und holte die neuen Reifen ab, die mir die Firma Schwalbe extra nach Tiflis geschickt hatte. Sie hatten eine spezielle Beschichtung und sollten Glas, Nägeln und anderen spitzen Gegenständen besser standhalten. Theoretisch zumindest. Es fühlte sich fast so an, als hätte ich ein brandneues Fahrrad. Als Nächstes aktualisierte ich meine Onlineprofile. Ich hatte inzwischen damit begonnen, den Erlös der Lotterie zu spenden. Es war nicht gerade einfach zu entscheiden, an welche Organisationen ich ihn verteilen sollte. Es gab einfach zu viele Projekte, die einen Anteil davon

verdient hatten. Den ersten Empfänger bestimmte ich mit Kopf und Herz zugleich.

Als ich sechs Jahre alt war, pflanzte mein Großvater einen Ilex mit mir in seinem Garten. Er erklärte mir damals, wie wichtig Bäume für unseren Planeten sind, weil sie Sauerstoff produzieren, Kohlenstoff binden, den Boden stabilisieren und zahlreichen Lebewesen ein Zuhause bieten. Das habe ich nie vergessen. Als er starb, buddelten mein Dad und ich den Ilex aus und pflanzten ihn im Garten unseres Hauses ein. Da steht er bis heute. In Gedenken an meinen Opa spendete ich die ersten tausend Pfund an *One Tree Planted*, eine gemeinnützige Organisation, die sich der internationalen Aufforstung widmet und mit jedem gespendeten Dollar einen neuen Baum pflanzt. Es war schön zu wissen, dass in Erinnerung an meinen Großvater über tausend Bäume gepflanzt werden würden.

Nachdem ich die erste Entscheidung gefällt hatte, wurde es leichter. Einige Empfänger standen von vornherein fest, da ich ihre Arbeit mit eigenen Augen gesehen hatte und absolut von ihnen überzeugt war. Jeannie, Lucia, Christina und die anderen würden ihren Anteil gut einzusetzen wissen, da war ich mir sicher.

Ein Teil des Geldes ging natürlich auch an den Umweltschutz, da er mir ebenfalls am Herzen lag. Eine Spende überwies ich zum Beispiel an einen Verein, der sich für den Erhalt der Korallenriffe vor Australien einsetzt.

Mir war klar, dass die Leute mir ohne Nala keinen Penny gespendet hätten. Also zog ich Anfang Oktober los und kaufte ihr die größte, beste und teuerste Dose Thunfisch, die man für georgisches Geld bekommen konnte. Sie hatte es für all das, was ich ihr verdankte, absolut verdient. Außerdem hatte sie Geburtstag und das reife Alter von einem Jahr erreicht, wenn man der Schätzung des montenegrinischen Tierarztes glauben durfte.

Es war ein schöner Herbsttag, und in Tiflis herrschten noch angenehme Temperaturen von etwa dreißig Grad. Wir feierten ihren Geburtstag mit einem langen Spaziergang durch die Stadt, wobei wir zahlreiche Blicke auf uns zogen, weil Nala entweder auf meiner Schulter saß oder an der Leine neben mir her trottete.

Danach gingen wir für eine Weile in den Stadtpark. Nala tollte ausgelassen durch die Blumenbeete und stürzte sich auf die Bäume, die dort standen. Ich beobachtete sie und dachte daran, wie klein sie einmal gewesen war. Inzwischen war sie mindestens schon vier oder fünf Mal größer als das Kätzchen, das ich am Straßenrand gefunden hatte. Aber auch was ihren Charakter anbelangte, hatte sie sich stark weiterentwickelt. Ich hatte irgendwo gelesen, dass eine einjährige Katze mit einem fünfzehnjährigen Teenager zu vergleichen sei. Zu Nala passte das: Sie war nicht so krass drauf wie ich in dem Alter, aber ihr Verhalten hatte oft etwas Pubertäres.

Irgendwann versuchte sie, eine Horde Tauben zu attackieren, die gerade von einem älteren Ehepaar gefüttert wurden. Da sie angeleint war, konnte ich sie noch rechtzeitig zurückziehen und ging mit ihr in Richtung Parkausgang. Das passte ihr überhaupt nicht, und sie versuchte, sich das Halsband abzustreifen. Ihr Protestmaunzen war so laut, dass man es bestimmt bis nach Moskau hören konnte.

Der Aufenthalt im Park hatte sie müde gemacht, und wir gingen zu einem Restaurant in der Altstadt. Nala machte in einem Blumenkübel, der zwischen den Tischen stand, ein Nickerchen, was viele Leute zum Lachen brachte. Ich musste auch jedes Mal grinsen, wenn ich zu ihr hinübersah. Selbst im Schlaf konnte sie einen bestens unterhalten und stand im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Als wir abends in die Ferienwohnung zurückkehrten, war sie komplett im Eimer. Also ließ ich sie in Ruhe schlafen und feierte allein weiter. Ich trank ein Bier und öffnete unseren Instagram-Account. Hunderte Menschen hatten ihr zum Geburtstag gratuliert.

Es rührte mich, die vielen Glückwünsche zu lesen. Die lieben Worte verdeutlichten einmal mehr, wie sehr Nala nicht nur mir, sondern auch anderen ans Herz gewachsen war. Ich dachte darüber nach, wie die Tour ohne sie verlaufen wäre. Wo wäre ich jetzt? An einem Strand in Thailand? Oder in Australien? Oder zurück in Dunbar – die Reise abgebrochen, immer noch der Alte? Gott sei Dank waren das nur hypothetische Fragen. Ich war hier, mit Nala, und genoss jeden Moment des unerwarteten gemeinsamen Abenteuers. Es machte mich mehr als stolz, was wir bereits erreicht hatten, und ich freute mich auf das, was noch kommen würde.

Ich dachte über die nächsten möglichen Schritte nach. Durch den Iran zu reisen war verlockend, aber die besonderen Herausforderungen, die eine solche Tour mit sich brachte, waren nicht von der Hand zu weisen. Die politische Situation war inzwischen noch angespannter, und ich hatte Angst, durch irgendeinen dummen Fehler eingebuchtet zu werden. Das konnte ich Nala nicht zumuten.

Eigentlich hatte ich ja geplant, über den Pamir Highway zu fahren. An der Enttäuschung hatte ich immer noch zu knapsen. Kurz dachte ich darüber nach, ein paar Monate zu warten und mich dann im Frühling auf den Weg zu machen, wenn man die Berge wieder problemlos überqueren konnte. Aber wo sollte ich die kommenden fünf Monate verbringen?

Tiflis war eine schöne Stadt, aber es gab dort nicht genug für mich zu tun. Wenn ich in die Türkei, beispielsweise nach Istanbul, zurückkehren würde, sähe das anders aus. Ich könnte eine Weile im Land bleiben und dann entlang des Schwarzen Meeres in Richtung Bulgarien oder Rumänien weiterfahren – oder sogar noch weiter nach Osteuropa. Alternativ könnte ich doch den Flug nach Indien annehmen – oder überhaupt irgendwohin fliegen. Die vielen Möglichkeiten überwältigten mich mal wieder, und ich beschloss, mich vorerst auf das Wichtigste zu konzentrieren: dass Nala sich wohlfühlte und es mit meinem neuen Job voranging.

Der Nala-Kalender bereitete mir ein wenig Kopfzerbrechen. Die Firma, die sich um den Vertrieb hatte kümmern wollen, hatte einen Rückzieher gemacht. Anscheinend war es ihnen nicht möglich, den Kalender wie gewünscht international zu verkaufen. Also musste ich eine Alternative suchen und befragte Nalas Netzwerk bei Instagram. Vielleicht konnten mir Freunde und meine Familie aus Schottland ja weiterhelfen. Irgendwie würde es schon gehen.

Meine Liste mit möglichen Spendenempfängern wurde von Tag zu Tag länger. Auch die Reichweite meines YouTube-Kanals nahm zu. Am besten schienen die kurzen Clips anzukommen, die Nala und mich beim Herumblödeln auf dem Fahrrad zeigten. Diese Sequenzen und ein Video, in dem man uns beim Kuscheln in einer Hängematte auf Santorini sah, waren schon mehrere Zehntausend Male angeklickt worden. Auch die Mitschnitte von unseren Touren

durch gottverlassene Landstriche erfreuten sich großer Beliebtheit. Ich nahm an, dass die Leute es cool fanden, Gegenden zu sehen, in die sie niemals reisen würden. Georgien kam gut an.

In den folgenden Tagen bereitete ich die Abfahrt aus Tiflis vor und hoffte, dass es mir in Aserbaidschan genauso gut gefallen würde. Gegen Ende Oktober ging es los. Die Etappe nach Aserbaidschan würde etwa sechzig Kilometer umfassen, das meiste davon auf ordentlichen Asphaltstraßen. Der größte Teil der Strecke verlief auf einer Fahrradspur entlang der Autobahn. Dank meiner neuen Reifen kam ich gut voran und war schon gegen Nachmittag kurz vor der Grenze.

Ich hielt an und holte die Papiere hervor. Da fiel mir etwas am Straßenrand auf. Zunächst konnte ich nicht genau erkennen, was es war. Ich sah nur ein bisschen Weiß. Doch mein Blick war inzwischen geübt, und schnell wurde mir klar, was es war: ein Hund. Offensichtlich ging es ihm nicht gut, er zitterte am ganzen Leib. Ich sprang vom Rad und näherte mich ihm.

Während der Fahrt durch Georgien hatte ich einige schlimme Anblicke verdauen müssen, aber das übertraf alles. Es war ein cremefarbener Welp, der so klein war, dass er nur wenige Wochen alt sein konnte. Das arme Kerlchen war fürchterlich abgemagert, dehydriert und kämpfte mit der Erschöpfung. Es hatte kaum noch genug Kraft, um mit dem Schwanz zu wedeln, und ich hatte den Eindruck, dass es mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Ich reagierte aus einem Impuls heraus. Der Welp konnte nicht einfach so da liegen bleiben. Ich musste etwas tun. Ein leichtes Déjà-vu-Gefühl überkam mich, und ich musste an die montenegrinische Grenze denken, an der ich zehn Monate zuvor gestanden hatte. In meinem Kopf drehte sich alles. Was sollte mit dem Welpen geschehen? Wo sollte ich mit ihm hin? Und wie sollte ich ihn transportieren?

Es kam nicht infrage, den Trick vom letzten Mal anzuwenden. Schließlich war ich schon in Sichtweite der Grenzbeamten. Vielleicht hatte mich einer von ihnen längst im Visier. Unterlagen gab es natürlich keine, und wenn ich an die letzte Grenzkontrolle zurückdachte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass man uns einfach so ins Land lassen würde. In dieser Ecke der Welt nahm man es mit

den Kontrollen ziemlich genau. Wahrscheinlich würde man mir den Hund sofort abnehmen.

Kurz entschlossen beugte ich mich vor.

Ich hob den Welpen so vorsichtig hoch, wie ich nur konnte. Er winselte vor Schmerzen und machte einen schwachen Abwehrversuch. Ich tätschelte beruhigend seinen Kopf und setzte ihn in meinen Rucksack.

Nala warf mir einen genervten Blick zu. Wer ist es dieses Mal?, schien sie zu fragen.

Ich streichelte sie liebevoll am Hinterkopf.

»Sorry, Nala. Wir müssen noch mal zurück«, sagte ich, wendete und machten mich erneut auf den Weg nach Tiflis.

Es war früher Nachmittag, und ich wollte unbedingt noch am selben Tag zum Tierarzt. Der Welpen sah nicht so aus, als würde er die Nacht ohne fremde Hilfe überstehen. Die Fahrt zog sich jedoch. Wie aus dem Nichts tauchten plötzlich Hügel auf, an die ich mich gar nicht erinnern konnte.

Als ich am frühen Abend in der Stadt ankam, war ich schweißgebadet.

Ich suchte online nach einer geöffneten Tierarztpraxis und meldete mich telefonisch an. Das Praxisteam warf einen Blick auf den Welpen und legte sofort los.

Innerhalb weniger Minuten war er an einen Tropf angeschlossen. Die Infusion sollte ihm dringend benötigte Flüssigkeit spenden. Die Tierärztin brachte den Welpen zum Röntgen, anschließend sprach sie mit einer Arzthelferin über die Bilder.

»Seine Knochen sehen nicht gut aus, er scheint Gelenkprobleme zu haben«, erklärte die Arzthelferin mir auf Englisch.

Die Tierärztin sagte etwas auf Georgisch.

»Sie ist sich nicht ganz sicher, vermutet aber, dass er außerdem etwas gegessen hat, was ihm nicht bekommt«, fuhr die Arzthelferin fort. Die Tierärztin schlug vor, dass man den Hund für ein paar Tests dabeihält.

»Und dann?«, fragte ich.

»Kommt darauf an, ob er wieder fit genug ist, um nach Hause zurückzukehren«, meinte die Arzthelferin.

Nun war klar, was ich zu tun hatte.

»Ich finde ein Zuhause für ihn, keine Sorge«, versprach ich.
»Aber ich bin gerade auf dem Weg nach Aserbaidshon. Können Sie auf ihn aufpassen, bis ich wieder da bin?«

»Wann wird das sein?«, fragte die Arzthelferin skeptisch.

»In etwa zehn Tagen?«

»Okay, zehn Tage. Aber danach muss er woandershin. Es gibt nur wenige Tierheime in Tiflis.«

»Passen Sie gut auf ihn auf, bitte«, sagte ich. »Ich komme zurück. Versprochen.«

Wir tauschten unsere Nummern aus und versicherten einander, in regelmäßigem Kontakt zu bleiben.

»Bis bald. Mach's gut, mein Kleiner«, verabschiedete ich mich von dem Welpen und machte mich auf den Weg.

Am nächsten Morgen trat ich mit neuer Motivation in die Pedale.

TEESTUNDE



Laut meiner Karte waren es fast fünfhundert Kilometer von der georgischen Grenze bis nach Baku am Kaspischen Meer. Für die Tour blieben mir sieben, maximal neun Tage. Anschließend plante ich, mit der Bahn zurück nach Tiflis zu fahren und mich dort um den Welpen zu kümmern. Ich wollte die Geduld der Tierärztin auf keinen Fall überstrapazieren. Sie würde sich sicher keinen Tag länger als vereinbart um ihn kümmern wollen. Mein Zeitplan hatte es in sich, das war mir klar. Ich hoffte einfach, dass die Straßen und das Wetter mir gnädig gestimmt wären und dass ich fit bleiben würde. Und zumindest anfangs lief alles nach Plan.

Nach den stressigen Grenzkontrollen in Albanien und Georgien hatte ich wenig Lust auf eine weitere intensive Kontrolle eines ehemaligen Sowjetlandes. Aber ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. Die aserbajdschanischen Grenzbeamten waren freundlich, quatschten mit uns, kraulten Nala am Köpfchen und machten ein paar Fotos mit ihr. Sie verabschiedeten sich so herzlich von uns, als wären wir enge Freunde. Das nahm ich als gutes Omen. Der Himmel war strahlend blau und die Temperatur angenehm warm. Allerdings war die Landschaft nicht besonders spannend: In der Ferne waren ein paar Berge zu sehen, doch unser Weg führte uns durch eine dürre Ebene. Streckenweise kam es mir so vor, als radelte ich über eine gigantische Baustelle. Überall standen schwere Maschinen. Aserbajdschan war weithin für seine Öl- und Gasvorkommen bekannt; der Wiederaufbau des Landes schien vor allem darauf zu gründen. Meine Reise wurde jedoch von etwas weit Gewöhnlicherem bestimmt. Die Wirtschaft des Landes mochte von

Gas und Öl befeuert werden, aber die Menschen zogen ihre Energie klar aus etwas anderem: Tee.

Den starken, tiefroten Tee dieser Gegend kannte ich schon aus der Türkei und Georgien. Normalerweise wurde er aus birnenförmigen kleinen Gläsern getrunken und schmeckte leicht bitter. Ich gab immer einen Löffel Zucker dazu. Binnen kurzer Zeit merkte ich, dass die Leute in Aserbaidshjan geradezu besessen von diesem Gebräu waren.

Jedes Mal, wenn ich irgendwo anhielt, luden mich die Leute auf einen Tee ein. Dann stürmten sie in Richtung Küche davon und kehrten mit einem Tablett von Tee – beziehungsweise *chay* – nebst süßem Kuchen, Brot und Marmelade zurück. Fremden gegenüber Gastfreundschaft zu zeigen schien hier einen besonderen Stellenwert zu haben. Doch solche Begegnungen kosteten Zeit, und die rannte mir davon. An den ersten beiden Tagen meines Trips nahm ich vier Einladungen an, danach musste ich weitere Angebote höflich ablehnen. Ansonsten hätte ich womöglich zehn Wochen oder länger bis nach Baku gebraucht!

Am dritten Tag – einem Sonntag – war ich gut vorangekommen, sodass ich mir einen ruhigen Abend in Ganja gönnen konnte. Ich buchte ein Hotelzimmer und arbeitete an meinen neuesten YouTube-Videos. Mittlerweile war ich geübt im Schneiden der Aufnahmen, und das einzige Problem bestand in dem schlechten Internetempfang.

Inzwischen war ich dazu übergegangen, längere Filme zu machen, die bis zu dreißig Minuten dauerten. Ich hatte so viel Material, und den Leuten schien es zu gefallen, warum also nicht? Die Reaktionen waren durchweg positiv.

Auch die wöchentlichen Tausend-Pfund-Spenden führte ich fort. Ich stand in regem Austausch mit der Tierärztin aus Tiflis und beschloss, das nächste Mal wieder einen Tierschutzverein zu bedenken. Meine Wahl fiel auf eine Organisation, die sich um Straßenkatzen im Oman kümmert. *Street Cats of Oman* wird von einer Britin namens Lesley Lewins geführt, die aus England stammt, inzwischen aber seit Jahren im Oman lebt, wo ihr Mann eine Stelle hat. Sie macht in etwa das Gleiche wie Lucia und Jeannie. Weitere tausend Pfund spendete ich der indischen *Animal Aid*, die sich dem Ziel verschrieben hat, Kindern und Stadtgemeinden ein besseres

Bewusstsein für Tierwohl zu vermitteln. Ich bedauerte es, keinen ähnlichen Verein in Georgien ausfindig machen zu können. Wenn es ein Land gibt, das von solch einem Programm profitieren würde, dann wäre es dieses.

Ich hatte das Gefühl, dass die Spenden wirklich einen Unterschied bewirken konnten. Inzwischen arbeitete ich auch konkret an dem Kalender und suchte passende Fotos heraus. Die Bilder würden von Zeichnungen der kanadischen Illustratorin Kelly Ulrich begleitet werden, die einen täglichen Cartoon über unsere Abenteuer beisteuerte. Aufgeregt malte ich mir aus, was ich mit dem Erlös alles erreichen würde, wenn ich zehn- oder vielleicht auch zwanzigtausend Kalender an den Mann bringen könnte ...

Am Montagmorgen machte ich mich wieder auf den Weg. Die Hälfte der Strecke nach Baku war geschafft, und ich hatte noch fünf Tage vor mir. Ich sah eine Tankstelle und beschloss, Wasser zu kaufen. Als ich auf den Parkplatz rollte, entdeckte ich zwei vertraute Räder. Und tatsächlich: Im Laden standen David und Linda. Seit wir uns verabschiedet hatten, waren wir auf unterschiedlichen Routen unterwegs gewesen. Die beiden waren durch Georgien gefahren und von dort aus weiter bis in den Kaukasus Richtung Elbrus, dem höchsten Berg Europas. Von der russischen Grenze aus waren sie durch Aserbaidschan in Richtung Iran weitergeradelt. Ich freute mich, als sich herausstellte, dass wir einen weiteren Teil der Strecke gemeinsam fahren konnten: etwa einhundertfünfzig Kilometer in Richtung Baku. Dort würden wir uns verabschieden, und die beiden würden nach Osten weiterfahren.

Nala freute sich auch, die beiden wiederzusehen, insbesondere Linda, mit der sie sich sehr gut verstand. Abends bauten wir unsere Zelte nebeneinander auf, und die beiden spielten ausgelassen miteinander.

Ich kam gut voran und hoffte, ein bisschen Zeit in Baku verbringen zu können, bevor es nach Tiflis zurückging. Die Aussicht, mit Linda und David weiterzufahren, war großartig. Die beiden waren eine tolle Gesellschaft, und so wurden die vielen Einladungen zum Teetrinken umso netter.

Kurz bevor sich unsere Wege trennten, hielten wir an einer kleinen Gaststätte. Wir hatten beschlossen, noch einmal miteinander

essen zu gehen, bevor wir uns erneut voneinander verabschieden mussten.

Das Restaurant machte keinen besonders gediegenen Eindruck. Ich bestellte ein Omelett. Das, was der Kellner mir servierte, kam mir allerdings seltsam vor: grau, wässrig und fast geschmacklos. Aber gut, eine Mahlzeit ist eine Mahlzeit, dachte ich und würgte das Ding mit Brot und ein paar Schlucken Tee – was sonst – herunter.

Als wir uns verabschiedeten, drückte mir leicht der Magen. Es lag nahe, dass ich etwas Falsches gegessen oder getrunken hatte. Das Omelett war mein Hauptverdächtiger. Ich hätte auf meinen Instinkt hören und das Essen zurückgehen lassen sollen .

Anscheinend sah ich etwas grün um die Nase aus, und David und Linda fragten mehrfach, ob es mir gut gehe. Sie boten an, bei mir zu bleiben. Leider machte mein altes Macho-Ich einen kleinen Gastauftritt.

»Mir geht's gut, keine Sorge, Leute«, sagte ich, verabschiedete mich lässig und wusste im nächsten Moment, dass die Wahrheit anders aussah.

Mein Zustand verschlechterte sich rapide. Nach wenigen Kilometern ging gar nichts mehr. Meine Beine fühlten sich bleischwer an, mir war schwindelig, und ich schwitzte am ganzen Leib. Ich schaffte es immer nur, ein kleines Stück zu fahren, und musste dann wieder anhalten und verschnaufen. Die Strecke war felsig, auf den grünen Hügeln links und rechts der Straße war so gut wie nichts los. Also hielt ich einfach immer wieder an, trank ein paar Schlucke Wasser und versuchte, meinen Mageninhalt loszuwerden. Nala hatte gleich bemerkt, dass etwas nicht mit mir stimmte. Sie saß in ihrer Tasche und sah mich jedes Mal besorgt an, wenn ich mich nach vorn beugte und würgte. Ich war so schlapp, dass ich kaum noch die Pedale nach unten treten konnte. Ein paarmal wackelte das Rad gewaltig, und ich wäre fast hinuntergefallen.

Kommt jetzt das Ende?, fragte ich mich. Wird man meine Leiche in irgendeiner Grube in Aserbaidshon finden?

Ich war schon durch einige menschenleere Gegenden gefahren, aber die aktuelle Strecke führte durch eine absolute Einöde. Keine Menschenseele war in Sicht. Ich zog mein Handy hervor und suchte nach einem Hotel: Die nächste Herberge war fünfundsechzig

Kilometer entfernt. Das war niederschmetternd. Ich hatte keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Ein paar Kilometer später musste ich das Fahrrad neben einem leer stehenden Haus abstellen und ließ mich einfach auf den Boden sinken .

Gott sei Dank war Nala an meiner Seite. Ihre extralange Leine hätte ihr zwar erlaubt, die Gegend zu erkunden, aber sie schien vorübergehend kein Interesse daran zu haben. Stattdessen kuschelte sie sich dicht an meinen Hals, schnurrte laut und leckte mir hin und wieder beruhigend über die Stirn.

Ich schlief etwa eine Stunde lang, bis ich immerhin so weit zu Kräften gekommen war, um den Rest der Strecke zu bewältigen. Das waren die zähesten Kilometer meines Lebens. Als ich endlich im Hotelzimmer war, stieg ich komplett angezogen, mit Crocs und allem Drum und Dran, unter die Dusche. Ich war fix und fertig. Mir ging es wirklich mies.

Danach ließ ich mich aufs Bett fallen. Das Zimmer schien sich um mich zu drehen, ich fieberte. Es wurde die schlimmste Nacht meines bisherigen Trips. Ich halluzinierte und hatte die verrücktesten Träume. Immer wieder kam der weiße Welpen darin vor. Oder Nala, wie sie panisch meinem Rad hinterherhetzte. Oder meine Eltern. Oder überfüllte Straßen voller Laster, die ständig in mich hineinfuhren. Oder mein unglücklicher Sprung von der Brücke in Mostar. Lauter Horrorszenarien. Zum Glück war Nala bei mir und beruhigte mich. Sie blieb die ganze Zeit auf dem Bett liegen, schmiegte sich an mich und schnurrte besänftigend. Jedes Mal, wenn ich aufschreckte, sah ich ihr Gesicht vor mir. Sie brachte mich in die Realität zurück. Auf Santorini war ich mir noch nicht ganz sicher gewesen, aber jetzt ließ es sich nicht länger leugnen: Sie wusste, wenn es mir schlecht ging. Schwester Nala war wieder im Dienst. Mein lieber Fell-Engel wachte über mich. Ich war ihr unendlich dankbar.

Die Nacht zog sich hin. Immer wieder schreckte ich auf, rannte zur Toilette oder brauste meinen Kopf ab. Es war wenig angenehm, schien aber zu helfen. Am nächsten Morgen fühlte ich mich langsam besser. Ich konnte ein bisschen Wasser und ein paar Bissen Brot bei mir behalten. Ich war über den Berg .

Nala schien das zu spüren. Sie löste sich von meiner Seite und sprang munter durchs Zimmer, so als wollte sie mich zu einer Runde Verstecken einladen.

»Nicht jetzt«, sagte ich und stellte ihr eine Schüssel Futter vor die Nase. »Wir müssen erst einmal weiter.«

Mit schwachen Knien schwang ich mich am Nachmittag zurück auf den Sattel. Ich fühlte mich noch schlapp, und meine Atmung war irgendwie komisch, aber zumindest konnte es weitergehen. Nach der bisher übelsten Nacht der Reise empfand ich das nicht als selbstverständlich.

Durch die Übelkeit und das Erbrechen schien ich einiges an Energie verloren zu haben. Als ich am nächsten Tag in Baku ankam, spürte ich eine eigenartige Leere in mir. Das lag an der Krankheit, aber auch daran, dass mir nur zwanzig Stunden blieben, bevor ich Baku wieder verlassen und zurück nach Tiflis musste. Eigentlich war ich aufgebrochen, um spannende Orte kennenzulernen. Hier würde es nur für eine oberflächliche Begegnung reichen. Doch obwohl der Aufenthalt so kurz war, zog Baku mich in seinen Bann: ein Mix aus moderner Architektur und historischen Bauten mit Blick auf das Kaspische Meer.

Wir stiegen in einem schicken Hotel ab und hatten Glück: Unser Zimmer lag ganz oben, und ich genoss einen spektakulären Ausblick. Abends wurde auf den vielen Wolkenkratzern der Stadt eine irre Lichtershow aufgeführt, die mich an Blade Runner und andere Sci-Fi-Filme erinnerte. Nala und ich standen auf dem Balkon und sahen gebannt zu. In mir tobten die unterschiedlichsten Gefühle.

Wir waren über 4000 Kilometer Luftlinie von Dunbar entfernt und hatten das Tor nach Zentralasien, dem indischen Subkontinent und Fernost erreicht. Wobei – eigentlich auch wieder nicht. Für uns blieb das Tor vorerst verschlossen. Ich würde kein bisschen weiterkommen, zumindest nicht in diese Richtung.

Das fühlte sich seltsam an. Ein unbekannter und aufregender Teil der Welt war nun quälend nah. Wenn wir uns als blinde Passagiere an Bord eines der Schiffe, die das Kaspische Meer überquerten, geschmuggelt hätten, wären wir am kommenden Abend in Turkmenistan gewesen. Aber wahrscheinlich wäre ich direkt nach der Ankunft im Gefängnis gelandet. Ich hatte kein Visum und mochte

mir nicht vorstellen, wie ein solcher Trip für Nala ausgehen würde. Wenn ich mich nach Südosten und in Richtung Iran wandte, wäre es eine ähnliche Geschichte. Einige der fetten Öltanker, die unten im Hafen lagen, würden bestimmt dorthin fahren. Aber selbst mit Visum wäre es nicht frei von Risiko. Ich hatte einen Artikel über zwei Radfahrer gelesen, einen Briten und einen Australier, die ihre Tour von London nach Sydney über YouTube teilten. Sie waren in Irans schlimmstem Gefängnis eingebuchtet, weil sie es gewagt hatten, eine Drohne steigen zu lassen. Sie hatten sich nichts dabei gedacht und nicht mal gewusst, dass sie sich in der Nähe einer Militäreinrichtung befunden hatten. Es hatte kein ordentliches Gerichtsverfahren gegeben, und niemand wusste, wie lange sie in ihren Zellen schmoren mussten.

Ich beschloss, dass dies nicht der beste Zeitpunkt für Grübeleien war. Die zehn Tage waren fast vorbei, und ich musste zurück zu dem Welpen nach Tiflis. Bis zu meiner Abreise wollte ich die Zeit in Baku so gut wie möglich nutzen. Abends machte ich bei einer Stadttour mit, und am Morgen raste ich wie ein Irrer durch die Gegend. Erst fuhr ich zu einer Tierpraxis, um Nala untersuchen zu lassen. Wir brauchten mal wieder ein Gutachten, das bescheinigte, dass sie gesund genug war, um nach Georgien einzureisen. Nala war inzwischen schon ein alter Hase und ließ sich ohne jeglichen Protest von der jungen Tierärztin untersuchen.

»Das machst du super, Nala«, sagte die Ärztin immer wieder.

Nach nur einer halben Stunde war Nalas »Reisepass« gestempelt und abgezeichnet, und mir blieb noch ein bisschen Zeit fürs Sightseeing. Genüsslich schlenderte ich durch die Altstadt und zu den Docks.

Am frühen Abend erreichten wir den neuen Hauptbahnhof. Unsere Bahn – ein eleganter Fernzug, der mich spontan an *Mord im Orientexpress* erinnerte – wartete schon auf uns. Auch die gestrenge Schaffnerin in ihrer auberginefarbenen Uniform passte dazu. Sie sah aus wie jemand, der keinerlei Regelbrüche verzieh.

Ich hatte mir Sorgen wegen meiner vielen Gepäckstücke gemacht, aber als die Schaffnerin unsere Fahrkarten kontrollierte, schien sie sich eher an Nala zu stören. Sie zeigte mit dem Finger auf sie und sprach lautstark auf mich ein.

Nicht schon wieder, dachte ich. Wenn ich den Zug verpasse, schaffe ich es nicht rechtzeitig nach Tiflis.

Zum Glück gesellte sich weiteres Bahnpersonal dazu. Ein junger Angestellter sprach sehr gut Englisch.

»Ist in Ordnung«, sagte er nach einem hitzigen Gefecht mit der Schaffnerin. »Sie hat nur noch nie erlebt, dass eine Katze mitreist. Aber Sie haben ein Ticket, also steigen Sie bitte ein.«

»Danke«, meinte ich und klopfte ihm auf die Schulter.

Er lehnte sich vor und sah mich verschwörerisch an.

»Seien Sie vorsichtig«, flüsterte er. »Die Schaffnerin reist mit. Bleiben Sie bitte in der Kabine, und achten Sie darauf, dass die Katze nicht auf den Gang geht. Das ist nämlich verboten.«

Kurz darauf fanden wir uns in einer gemütlichen Zweibett-Kabine wieder, die für die nächsten zwölf Stunden unser Zuhause sein würde. Als wir den Bahnhof verließen, ging gerade die Sonne unter. Das rhythmische Rattern der Räder ließ Nala schnell einschlafen.

Im Licht der untergehenden Sonne konnte ich die Straße erkennen, die mich nach Baku geführt hatte. Ein seltsames Gefühl. Erst gestern war ich dort entlanggefahren. Unter anderen Umständen wäre ich womöglich enttäuscht oder frustriert gewesen, dass ich die Stadt nicht auf demselben Wege verließ. Aber jetzt verspürte ich nichts dergleichen. Die letzten Monate hatten mich gelehrt, dass meine Weltreise nun mal anders ablief als die der meisten Leute. Es ging nicht einfach von A nach B oder über die klassischen Routen. Ich reiste immerhin durch Nalas Welt, und solange wir zusammen waren, war alles in Ordnung. Wir passten aufeinander auf.

Außerdem gab es einen guten Grund, nach Tiflis zurückzukehren. Ich war auf einer Mission. Die Zukunft des Welpen lag in meinen Händen, und ich würde ihn nicht enttäuschen. Der Zug wurde schneller, und der Himmel verdunkelte sich zunehmend. Ich sah in die Nacht hinaus und fühlte mich absolut gewiss: Es ging nicht zurück, sondern genau in die richtige Richtung.

TEIL DREI

NEUE WEGE

Georgien – Türkei – Bulgarien –
Serbien – Ungarn

GHOST



Die Tierärztin hatte mir am Abend meiner Abreise aus Baku eine Erinnerung geschickt, dass ich am nächsten Tag den Welpen abholen müsse. Also machte ich mich nach meiner Ankunft in Tiflis sofort auf den Weg zu meiner angemieteten Ferienwohnung, ließ Nala und unser Gepäck dort und eilte dann zur Tierpraxis.

Ich wurde mit einem wissenden Nicken am Empfang begrüßt.

»Wir haben Sie schon erwartet«, sagte eine der Englisch sprechenden Mitarbeiterinnen und reckte ihr Handy in die Höhe. Auf dem Display war ein Foto zu sehen, das Nala dabei zeigte, wie sie genau in dem Moment, in dem wir in Tiflis einfuhren, aus dem Zugfenster schaute. Dann stand sie auf und führte mich in den hinteren Teil der Praxis.

»Der Welpe ist oben. Warten Sie kurz, ich hole ihn.«

Wenige Minuten später war sie wieder da und hatte den Welpen auf dem Arm. Er sah schon viel besser aus als beim letzten Mal. Sein Fell wirkte sauber und weniger matt, und sogar seine Augen hatten ein bisschen mehr Glanz.

»Man erkennt ihn kaum wieder«, stellte ich fest.

»Er hat gut auf die Medikamente reagiert. Allerdings hat er noch Probleme mit der Vorderpfote, und die Gelenke an den Hinterbeinen sind auch noch etwas schwach«, erklärte die Arzthelferin und nickte. Sie setzte den Welpen auf den Boden, und eine Weile sahen wir ihm einfach dabei zu, wie er spielte. Sein Schwanz wedelte fröhlich, und er tanzte wild um uns herum, so als wollte er ein bisschen Aufmerksamkeit erbetteln.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte die Arzthelferin.

Ich hatte mit meiner Schwester Holly darüber gesprochen. Sie und ihr Partner Stuart hatten schon länger nach einem Gefährten für ihren Hund Max gesucht. Wenn es irgendwie möglich war, den Welpen nach Schottland zu schaffen, würden sie ihn bei sich aufnehmen.

»Ich versuche, den Kleinen nach Schottland zu bringen«, erklärte ich. »Er braucht also einen Reisepass.«

»Okay. Wenn er ein bisschen mehr zu Kräften gekommen ist, in zehn Tagen oder so, können wir ihm die ersten Impfungen geben«, erklärte sie, »und er bekommt einen Mikrochip.« Das nächste Déjà-vu bahnte sich an.

»Aye. Und wenn er drei Monate alt ist, muss er noch gegen Tollwut geimpft werden.«

Sie nickte und lächelte.

»Das haben Sie offensichtlich schon einmal gemacht. Mit Nala. Aber bei einem Hund muss man vier Monate abwarten«, meinte sie. »Wir könnten ihm Anfang des nächsten Jahres die Impfung geben.« Sie holte ein paar Unterlagen hervor, und ich füllte die Formulare aus, die für seine Entlassung notwendig waren. Immerhin hatte ich dieses Mal einen Namen parat. Als ich den Welpen gefunden hatte, hatte ich gerade einen Track von dem Rapper Yelawolf gehört. Der Name hatte mich an *Das Lied von Eis und Feuer* und Jon Snows Schattenwolf *Ghost* erinnert. »Komm, Ghost, ich bring dich nach Hause«, sagte ich, nahm den Hund vorsichtig hoch und setzte ihn in Nalas Katzenrucksack.

Auf dem Rückweg zur Ferienwohnung machte ich bei einem Tierladen halt und kaufte quietschendes Hundespielzeug, einen Korb, Futter und Näpfe.

Normalerweise wurde ich von Nala immer stürmisch begrüßt. Sobald ich wieder da war, rannte sie mir entgegen, presste sich an mein Bein und bettelte darum, zum Kuscheln auf den Arm genommen zu werden. Aber an diesem Tag galt ihr Interesse ausschließlich dem kleinen Neuling, und sie schnüffelte Ghost neugierig ab, so als wollte sie prüfen, ob es derselbe Hund war, den wir vor anderthalb Wochen am Straßenrand gefunden hatten.

Ghost hingegen schien einfach ein bisschen Spaß haben zu wollen. Sobald ich ihn absetzte, heulte er laut auf, um uns zum

Spielen aufzufordern. Nala beäugte ihn zunächst skeptisch, wurde im Laufe des Nachmittags aber immer zutraulicher, und der Abstand zwischen den beiden verkleinerte sich mehr und mehr. Abends lagen sie nebeneinander auf dem Boden und kuschelten. Die letzten Tage hatten es ordentlich in sich gehabt, aber die beiden so vertraut miteinander zu sehen machte den ganzen Stress wett.

Ich plante, die nächste Woche mit Ghost zu verbringen, ihn an das Leben außerhalb der Tierarztpraxis zu gewöhnen und nach einer Bleibe für die kommenden drei Monate zu suchen, bis er nach Schottland konnte. In der Zwischenzeit wollte ich nach Istanbul fahren und von dort aus mit dem Flieger nach Indien weiterreisen. Von allen Optionen, die mir aktuell offenstanden, erschien mir diese am reizvollsten.

Bis dahin wollte ich Ghost so viel Liebe und Fürsorge wie möglich schenken. Das hatte der Kleine einfach verdient.

Seine Vorderpfote machte ihm offensichtlich noch immer Probleme. Er winselte und quiekte, sobald er sie belastete. Auch seine Hinterbeine waren in keinem guten Zustand. Sie gaben immer wieder nach, wenn er über den glatten Boden der Ferienwohnung lief, gerade so, als würde er über eine Eisfläche schlittern. Ich nahm an, dass ein bisschen Muskeltraining nicht schaden würde, und warf Spielzeug durch den Raum, das er jagte. Nala war mit von der Partie und hechtete wie von der Tarantel gestochen hinter allem her.

Ghost war ein gutmütiger kleiner Kerl, aber genau wie Nala schien er etwas Schlimmes erlebt zu haben. Hin und wieder bekam er Angst, bleibt wie erstarrt stehen und schaute sich panisch um. Er traute sich nicht, mit dem quietschenden Spielzeug zu spielen, das ich ihm gekauft hatte. Sobald er hineinbiss und ein Quieken ertönte, sprang er entsetzt beiseite.

Ich hatte genug Erfahrung mit Hunden, um zu wissen, dass die Futterstunde zur Herausforderung werden konnte. Viele wurden aggressiv und mochten es nicht, wenn man ihrem Fressen zu nahe kam. Also beschloss ich, die beiden getrennt zu füttern. Ich stellte Nalas Napf auf die Fensterbank und Ghosts auf den Boden auf der anderen Seite des Raums. Ich wollte nicht, dass es zu Raufereien kam.

Ghost starrte sein Futter ungläubig an. Aber sobald er begriff, dass es sich um sein Fressen handelte, knurrte er mich an. Die Botschaft war unmissverständlich: Das gehört mir, verzieh dich. Zwei Sekunden später hatte er alles aufgefressen.

Ich war erleichtert, wie glatt alles ging. Wenn Ghost während des Fressens zu Nala gerannt wäre und sie gestört hätte, wäre ihre junge Freundschaft womöglich am Ende gewesen. Doch so stand einer engen Verbundenheit nichts im Wege. Als ich später auf dem Sofa Platz nahm und einen Film guckte, sah ich aus dem Augenwinkel, wie die beiden dicht beieinandersaßen. Nala beobachtete gebannt, wie Ghosts Schwanz lässig auf den Boden klopfte.

Doch obwohl die beiden sich so gut zu verstehen schienen, wollte ich nichts riskieren. Zur Schlafenszeit trennte ich sie voneinander und baute aus ein paar Stühlen ein kleines Gehege für Ghost. So wollte ich verhindern, dass er nachts ungestört durch die Ferienwohnung wanderte und Dinge kaputtmachte.

Nala nahm ich ein Stockwerk mit nach oben in den Schlafbereich. Das schien ihr jedoch nicht zu passen. Als ich mitten in der Nacht aufwachte, musste ich feststellen, dass sie nicht wie sonst auf meiner Brust lag und schlief.

Ich ging nach unten und sah, dass sie sich auf einen der Stühle gelegt hatte, die ich für Ghosts Gehege benutzt hatte. Dort hielt sie ein friedliches Schläfchen. Das machte mich fast ein bisschen eifersüchtig.

Nun, da ich einen groben Plan für meine Weiterreise hatte, musste ich mich nur noch um eine Zwischenunterkunft für Ghost kümmern. Anfang Januar würde er dann bei meiner Schwester einziehen.

Die Tierärztin hatte nicht übertrieben: Tierheime waren in Georgien tatsächlich eine Rarität. Glücklicherweise hatte sich ein Typ bei Instagram gemeldet, der fast schon zu gut klang, um wahr zu sein. Er war Spanier, hieß Pablo und war als *@bikecanine* im Netz unterwegs. Gemeinsam mit zwei weiteren Typen reiste Pablo mit dem Fahrrad in Richtung Osten. Begleitet wurden sie dabei von einem Hund namens Hippie. Seine Freunde hatten ebenfalls zwei Hunde in der georgischen Wildnis aufgelesen, und nun betrieben die

drei über die Wintermonate eine Art Mini-Tierpension, bis die Route nach Zentralasien wieder offen war. Sie wohnten in einem Apartment mit angeschlossenem Garten. Ich war mir sicher, dass Ghost sich bei den dreien wohlfühlen würde, und stattete ihnen wenige Tage nach meiner Ankunft in Tiflis einen Besuch ab.

Pablo und seine Freunde waren mir auf Anhieb sympathisch. Die georgischen Streuner sahen Ghost so ähnlich, dass es schon fast unheimlich war: alle drei weiß und ungefähr gleich groß. Man hätte sie gut für Geschwister halten können, was mich darin bestärkte, Ghost bei ihnen unterzubringen. Pablo und ich kamen darin überein, dass er und seine Kumpel sich bis Neujahr um Ghost kümmern würden. Balous Spendenseite war noch aktiv, und es war genug Geld vorhanden, um Ghosts Aufenthalt in der Tierpension zu bezahlen. Aber davon wollte Pablo nichts hören. Er habe eine eigene Spendenseite, erklärte er mir.

Je näher ich die drei kennenlernte, desto mehr war ich davon überzeugt, dass es die perfekte Lösung war. Die zwei Hunde von Pablos Freunden waren anfangs in weniger schlechtem Zustand als Ghost gewesen, aber einer schien an einer Entzündung zu leiden. Die beiden mussten ebenfalls zum Impfen, und wir beschlossen, den Tierarzt gemeinsam aufzusuchen. So wären alle drei Hunde auf dem gleichen Stand.

Am nächsten Tag gingen wir zum Tierarzt. Leider lief es nicht ganz so entspannt, wie von uns gehofft. Der Welpen mit der Infektion brauchte eine wesentlich umfassendere Behandlung als angenommen, und von Ghost wollte die Tierärztin lieber noch eine Blutprobe nehmen, weil sie sich Sorgen um seine Haut machte. Immerhin würden wir anschließend wissen, was in den kommenden Wochen auf alle zukommen würde. Ich hatte den Eindruck, dass Ghost insgesamt auf dem Weg der Besserung war. Von jetzt an würden ihm die anderen helfen. Ich verabschiedete mich von Pablo und den Jungs und versprach, Ghost und seine Sachen am nächsten Tag vorbeizubringen. Das schenkte uns eine letzte gemeinsame Nacht zu dritt, und auch Nala bekam die Gelegenheit, sich noch einmal richtig zu verabschieden. Es waren keine leichten Stunden, der kleine Kerl war mir ans Herz gewachsen. Er hatte ein angenehmes Temperament und schien langsam aus sich

herauszukommen. Ich hatte ihm ein paar neue Spielzeuge aus Seil gekauft, und er liebte es, sie durch die Wohnung zu schleifen oder Seilziehen mit mir zu spielen. Auch Nala schien ihn ehrlich gern zu haben und schlief in dieser Nacht wieder in seiner Nähe. Wir würden ihn beide vermissen, das stand fest.

Ich war froh, das Ganze schon einmal mit Balou durchgemacht zu haben. Anfangs hatte ich auch bei ihm ein furchtbar schlechtes Gewissen gehabt, als ich mich von ihm verabschiedete, doch es hatte sich alles perfekt gefügt: Wer ihm jetzt in London begegnete, sah einfach einen normalen gesunden Hund und wäre niemals auf die Idee gekommen, dass er einen schwierigen Start ins Leben gehabt haben könnte.

»Das nächste Mal sehen wir uns am Strand von Dunbar«, sagte ich zu Ghost. Er, Nala und ich hatten es uns auf der Couch bequem gemacht.

Der Abschied war hart, aber es war tröstend zu wissen, dass ihn eine gute Zukunft erwartete. Ein Tränchen konnte ich mir nicht verkneifen, aber immerhin brachen nicht alle Dämme.

Die Rückfahrt in die Türkei brachte mich in mehrfacher Hinsicht ans Limit. Es begann damit, dass der Grenzübergang extrem anstrengend war. Bisher hatte noch niemand die einzelnen Stempel in Nalas »Reisepass« studiert, aber dieses Mal geriet ich an einen türkischen Kontrollbeamten, der sich jeden genau ansah und mir lauter Fragen dazu stellte. Ich wusste, dass alles seine Richtigkeit hatte, dennoch verhörte er mich weiter. Dann bat er mich, meine Satteltaschen für eine Gepäckkontrolle zu öffnen. Es war ein sehr ruhiger Grenzabschnitt, vielleicht hatte er einfach nichts Besseres zu tun. Mir wurde in jedem Fall noch einmal deutlich bewusst, warum es so wichtig war, immer ein aktuelles tierärztliches Gutachten dabeizuhaben. Nala hätte sonst echt in Gefahr sein können. Ich glaube, speziell dieser Grenzbeamte hätte sie ansonsten ohne mit der Wimper zu zucken eingesackt und fortgeschafft.

Auch die Temperaturen wurden ziemlich unangenehm. Bisher war ich noch nie bei derart kaltem Wetter unterwegs gewesen. In einigen Nächten hatte ich Angst, draußen zu erfrieren. Vor allem, als wir in einer niedrig gelegenen Bergregion in der Nähe von Kars zelteten, wurde es richtig übel.

Ich hatte uns noch einmal Bahntickets gekauft, dieses Mal sollte es von Kars nach Ankara gehen. Für die Strecke würden wir etwa neunundzwanzig Stunden benötigen. Erneut gab es Probleme mit dem Personal. Ein Mitarbeiter wollte Nala nicht an Bord lassen und änderte seine Meinung erst, als ein Kollege ihm den Teil der Geschäftsbedingungen vorlas, in dem stand, dass Katzen im Zug erlaubt waren. In solchen Momenten freute ich mich immer auf die Rückkehr aufs Rad. Dann war ich zumindest mein eigener Herr. Staatsdiener und ihre starren Regeln gingen mir allmählich auf den Senkel.

Die Entscheidung, nach Ankara weiterzureisen, hatte ich aus mehreren Gründen getroffen. Zum einen hatte ich gehört, dass sich ein Besuch in der Hauptstadt der Türkei lohnen würde. Zum anderen hoffte ich, von dort aus den Flug nach Indien organisieren zu können. Ich wusste, dass ein bürokratischer Albtraum auf mich wartete, und hatte mich all dem zum Trotz dafür entschieden. Es schien einfach die beste Option zu sein. Ich hatte vor, nach Delhi oder vielleicht auch Mumbai zu fliegen und dann durch den Himalaya zu fahren.

Ein Teil von mir bebte vor Aufregung. Ich hatte immer davon geträumt, mindestens ein Jahr durch Indien zu reisen, und war mir sicher, dass es mir dort nicht langweilig werden würde. Außerdem hatte sich jemand von dem Verein *People for Animals* bei mir gemeldet, nachdem ich ihnen eine Spende überwiesen hatte. Im Vorstand des Vereins saß Maneka Gandhi, die einer berühmten Politikerdynastie entstammte. Man hatte uns versprochen, uns bei der Akklimatisierung in Indien zu helfen. Nala und ich würden einen ziemlichen Schock erleiden, so viel war klar. Ein Tierarzt würde ihr bei der Eingewöhnung zur Seite stehen.

Von Indien aus wollte ich nach Kambodscha, Vietnam und Thailand weiterreisen, und mit ein bisschen Glück würde es dann über Malaysia und Singapur in Richtung Australien weitergehen. Jemand aus Sydney hatte mich eingeladen und versprochen, mir mit den strengen Einreiseregeln für Tiere zu helfen, zu denen eine zeitweise Quarantäne gehörte. Er hatte mir versichert, man könne es mit gründlicher Planung und einigen Vorabtests umgehen, dass Nala monatelang in Isolation musste. Die Vorstellung, durch das

australische Outback und an der Goldküste entlang zu radeln, begeisterte mich. Nach dem Sackgassen-Erlebnis in Aserbaidshan war es mir wichtig, wieder das Gefühl zu haben, die Welt stünde uns offen.

Zunächst musste ich mich aber um die vorgeschriebenen Dokumente für die Einreise nach Indien kümmern. Es würde nicht einfach sein, ein Visum zu bekommen – und das galt für uns beide.

Zunächst fuhr ich bei der britischen Botschaft in Ankara vor. Dort hieß es allerdings, ohne Termin könne man mir nicht helfen. Dann wandte ich mich an die indische Botschaft. Der Mann, mit dem ich dort sprach, wirkte vollkommen entgeistert. Er hatte noch nie gehört, dass jemand mit einer Katze nach Indien reisen wollte, und schickte mich zurück zur britischen Botschaft.

Ich stand kurz davor, aufzugeben, als einige Leute aus Nalas Netzwerk sich meldeten und mir dabei halfen, Erkundigungen einzuholen. Ein paar Tage später sah es so aus, als würde sich endlich etwas in der Sache bewegen. Ein türkischer Reiseveranstalter wollte Nala und mir einen Flug für die erste Dezemberwoche buchen. Mir war es jedoch wichtig zu wissen, ob Nala auch ganz bestimmt in der Flugkabine mitreisen konnte. Das war der springende Punkt und das, wovon alles Weitere abhing. Es hieß, dass Nala nur noch einmal von einem Tierarzt durchgecheckt werden müsse. Ich nahm mir vor, das in Istanbul zu erledigen. Für Indien galten eigene Impfbestimmungen – sowohl für mich als auch für Nala –, und ich hoffte, dass sie nach ein paar schnellen Impfungen mit der Sache durch war.

Der ganze Papierkram machte mich echt fertig, und ich war froh, dass ich eine angenehme Ablenkung fand. Gegen Ende November traf die Nachricht ein, dass die Kalender fertig seien. Die Grafikdesignerin hatte tolle Arbeit geleistet, und wir hatten den perfekten Vertrieb gefunden: Ein Online-Tierfachhandel namens *Supakit* hatte den Kalender ins Sortiment aufgenommen.

Die erste Auflage umfasste viertausend Exemplare, was mir eine gewaltige Menge zu sein schien. Als ich endlich den Post mit der Kalenderankündigung veröffentlichte, war ich aufgeregt und nervös zugleich. Würde sich überhaupt jemand dafür interessieren? Oder würde ich auf zig Kisten abgelaufener Kalender sitzen bleiben?

Innerhalb weniger Stunden hatte ich eine klare Antwort. Die Kalender waren ausverkauft. Einfach so. Aus aller Welt gingen Bestellungen ein, manche fragten sogar gleich einen ganzen Packen an.

Die große Anfrage traf uns vollkommen unvermittelt, und wir gaben sofort einen Nachdruck in Auftrag. Diesmal bestellten wir tausend Exemplare, für mehr reichten meine Mittel nicht. Ich war außer mir vor Begeisterung und überschlug grob, wie viel Gewinn nach Abzug der Druck- und weiterer Kosten bleiben würde. Dabei rechnete ich aus, dass etwa achtzigtausend Pfund an Spendengeldern zusammenkämen. Unfassbar! Gedanklich feilte ich an einer Liste mit weiteren Organisationen, die davon profitieren sollten. Es machte mich überglücklich, dass ich so viele gute Initiativen unterstützen konnte. Auch bestärkte es mich in dem Gefühl, das Richtige zu tun, und motivierte mich noch einmal neu, mich dem Papierkrieg zu stellen, der für die Einreise nach Indien notwendig war.

Die nächste Herausforderung bestand darin, auszutüfteln, wie mein Fahrrad und mein Gepäck am besten im Flieger transportiert werden konnten. Wahrscheinlich war es das Klügste, das ganze Geräffel als Sperrgepäck zu deklarieren, das Rad auseinanderzunehmen, es mit meinem Anhänger, den Satteltaschen und allem Weiteren in eine Frachtkiste zu packen und per Post zu versenden. Dann müsste ich lediglich Nala in ihrer Transportbox und meinen Rucksack mit an Bord nehmen.

Gegen Ende November verabredete ich mich mit einem Mann in Istanbul, der auf den Versand von ungewöhnlichen und zerbrechlichen Waren spezialisiert war. Alles schien sich perfekt zu fügen. Ich verließ Ankara mit dem Gefühl, dass die Sache endlich wieder voranging. Nach so vielen Fehlstarts und falschen Abbiegungen stand nun die nächste Etappe bevor. Wenn uns größere Probleme erspart blieben, sollten wir vor Weihnachten in Indien sein.

LOKALHELD



Auf halber Strecke nach Istanbul erreichte mich eine Nachricht von Pablo. Er meldete sich nicht oft, und ich hielt augenblicklich an, um zu lesen, was er mir geschrieben hatte. Ich befürchtete schlechte Neuigkeiten, und schon die ersten Worte bestätigten meine schlimmsten Sorgen.

»Hi, Dean, ich habe leider schlechte Nachrichten. Die Welpen sind krank ...«

Ich rief ihn sofort an. Er klang aufgewühlt, und seine Stimme bebte.

»Die Ergebnisse von der Blutuntersuchung sind da; alle drei haben das Parvovirus«, erklärte er. »Das ist ansteckend und für Welpen ziemlich gefährlich. Hippie hat es vielleicht auch.« Ich hatte schon einmal davon gehört – eine richtig üble, unter Umständen sogar tödliche Infektion, die die Organe betrifft und zu schlimmen Durchfällen und Erbrechen führt.

»Aber man muss doch irgendetwas tun können. Gibt es kein Medikament dagegen?«, fragte ich.

»Nein, nicht wirklich. Vor allem nicht für junge Hunde. Man kann nur hoffen, dass das Immunsystem es von selbst packt«, sagte er. »Aber wenn ein Welpen keine Energiereserven hat ...«

Er brauchte den Satz nicht zu beenden.

Ich fühlte mich hilflos – und schuldig. Wäre ich doch bei Ghost geblieben! Ich stammelte irgendetwas von Geld und versprach, so viel aufzutreiben, wie nötig sei. »Danke dir, aber ich glaube nicht, dass das einen Unterschied macht«, meinte Pablo. »Wir versuchen natürlich alles, was möglich ist.«

Wir verabschiedeten uns mit dem Versprechen, regelmäßig in Kontakt zu bleiben. Ich stieg wieder aufs Rad und fuhr weiter in Richtung Istanbul. Aber meine Gedanken waren woanders. Ich dachte die ganze Zeit an Ghost. Wie hatte er sich angesteckt? Während der Woche, die er mit mir verbracht hatte? Hatte er die anderen Hunde infiziert oder sie ihn? Oder hatte er das Virus schon wochenlang mit sich herumgeschleppt? War er davon befallen, als ich ihn gefunden hatte? Auf keine dieser Fragen gab es eine klare Antwort.

Dann schoss mir plötzlich ein noch schlimmerer Gedanke durch den Kopf. Was war mit Nala? Hatte sie sich vielleicht auch angesteckt? Musste ich mit ihr zum Tierarzt?

Ich quartierte uns in einem kleinen Hotel ein und sprach bis spät in die Nacht mit Pablo, SHEME und ein paar anderen, die mir schon einmal zur Seite gestanden hatten. SHEME beruhigte mich: Offenbar war die Wahrscheinlichkeit, dass Nala das canine Parvovirus hatte, verschwindend gering. Es war für Hunde deutlich gefährlicher als für Katzen. Das war ein kleiner Trost. Doch er redete nicht lange um den heißen Brei herum und erklärte mir gleich, wie gefährlich das Virus sei.

»Tut mir wirklich leid, Dean, aber die Chancen der Welpen stehen fifty-fifty. Und das auch nur, wenn man optimistisch ist«, meinte er.

Leicht verzweifelt stellte ich ein Update bei Instagram online. Sofort schickten unsere Follower Links zu einschlägigen Webseiten. Manche berichteten von Fällen, in denen Welpen das Parvovirus unbeschadet überstanden hatten. Das war alles gut gemeint, änderte jedoch nicht wirklich etwas an der Situation. Vielleicht hätte ich keine Fragen stellen sollen. Ich griff eben verzweifelt nach jedem Strohalm, wobei eigentlich niemand etwas tun konnte. Ghosts Schicksal lag nicht in unseren Händen.

Ein paar Tage darauf erreichte ich den Stadtrand von Istanbul. Es war später Nachmittag, und der Verkehr war hektisch. Autos, Busse und Laster schossen mit irrer Geschwindigkeit an mir vorbei. Es fiel mir schwer, meinem Navi zu folgen, und an einer entscheidenden Kreuzung bog ich falsch ab. Ich fühlte mich nicht sicher auf dem Rad – vor allem in meiner aktuellen Gemütsverfassung. Also rief ich ein

Taxi, das mich zu der Ferienwohnung brachte, die ich online gemietet hatte. Ich wollte nicht, dass Nala und ich überfahren wurden.

Ich war absolut verzweifelt. Eigentlich hatte ich mich darauf gefreut, Istanbul kennenzulernen, und mich hatten auch schon viele nette Einladungen von Einheimischen erreicht. Aber selbst die Schönheit der Stadt und die zahlreichen fantastischen Moscheen und Palastbauten konnten mich nicht aufheitern. Ich fühlte mich entzweit – wobei »dreigeteilt« es vielleicht besser traf. Ein Teil von mir wollte augenblicklich nach Tiflis zurückkehren und nach Ghost sehen, ein anderer war durch das Virus so stark beunruhigt, dass ich einfach nur bei Nala bleiben und sie nach Strich und Faden verhätscheln wollte. Tatsächlich konnte ich für die nächsten zweiundsiebzig Stunden nichts von beidem tun. Das Timing hätte nicht schlechter sein können ... Ich hatte nämlich ein Versprechen gegeben, das ich unmöglich brechen konnte.

»Wir beginnen in Kürze mit dem Landeanflug. Bitte kehren Sie nun zu Ihren Plätzen zurück, und schnallen Sie sich an. Bringen Sie Ihren Sitz in die aufrechte Position, und klappen Sie den Tisch hoch.«

Die Ansage riss mich aus dem Schlaf. Ich schloss meinen Gurt und sah aus dem Fenster. Draußen verdeckte ein dichter Wolkenteppich die Sicht nach unten. Ich war aufgeregt, aber auch nervös. Mir standen ein paar lange Tage bevor. Ich hatte beschlossen, für einen besonderen Anlass nach Schottland zu fliegen: Meine Großmutter wurde neunzig.

Nala wurde währenddessen von zwei Frauen in Istanbul umsorgt, die ich während der Reise kennengelernt hatte. Goksu hatte mich ursprünglich bei Instagram angeschrieben, und wir waren zusammen mit ihrer Schwester Ecenaz in Antalya, der Heimatstadt der beiden, etwas trinken gegangen. Die beiden hatten sich von Anfang an prächtig mit Nala verstanden, und wir waren seither in Kontakt geblieben. Als ich erwähnte, dass ich einen Catsitter in Istanbul suchte, zögerten die beiden nicht lange und buchten einen Flug. Jetzt passten sie auf Nala in der Ferienwohnung auf. Die beiden hatten massig Katzenerfahrung, und ich war überzeugt davon, dass Nala bei ihnen in besten Händen war.

Ich hatte es so eilig gehabt, zum Flughafen zu kommen, dass ich kaum Kleidung eingepackt hatte. Im Zug von Edinburgh nach Dunbar fiel ich vermutlich auf wie ein bunter Hund. Zu dieser Jahreszeit sieht man nicht viele Typen in Shorts und T-Shirt in Schottland. Ich kam gegen elf Uhr nachts in Dunbar an und machte mich sofort auf den Weg in den Pub. Mein alter Reisegefährte Ricky und ich waren auf ein Bier verabredet.

Wir hatten kaum miteinander gesprochen, seitdem sich unsere Wege vor rund einem Jahr getrennt hatten, und ich hatte mich extrem gefreut, als er mir auf meine Frage, ob wir uns in Dunbar treffen wollten, sofort geantwortet hatte. Oft hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen, ob er mir noch böse war. Das hätte ich absolut nachvollziehen können. Schließlich entwickelten sich die Dinge für mich allmählich so, wie wir sie ein Jahr zuvor geplant hatten. Er wiederum steckte im Alltag fest. Hätte mich nicht gewundert, wenn ihn das angepisst hätte. Aber ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. Sobald ich den Pub betrat, kam er auf mich zu und nahm mich fest in den Arm.

»Na, wen haben wir denn da? Unseren Lokalhelden!«, sagte er grinsend. »Darf ich ein Autogramm haben?«

Ich sagte ihm, er solle nicht so einen Unsinn reden. Wobei ich mich durchaus etwas anschaulicher ausdrückte. Dann holte ich zwei Bier für uns.

Es fühlte sich an, als wären wir nie getrennt gewesen. Wir machten uns übereinander lustig und lachten uns schlapp. Was für eine Erleichterung.

Auch Ricky hatte ein paar Überraschungen parat. Zum einen stellte sich heraus, dass er nach unserem Abschied für eine weitere Nacht in Mostar geblieben war. Ich hatte gedacht, er sei direkt ein paar Kilometer weitergefahren. Tatsächlich hatte er jedoch nur ein paar Straßen von mir entfernt übernachtet. Wenn ich das gewusst hätte, wären wir bestimmt zu einer letzten Sauftour aufgebrochen. Zum anderen hatte er neue Reisepläne: Anfang Januar sollte es nach Australien gehen. Danach wollte er mal sehen, wie es weiterging.

»Vielleicht finde ich ja einen Koala oder ein Känguru am Straßenrand, die meine Hilfe brauchen«, sagte er lachend.

»Als ob die auf deine Hilfe gewartet hätten«, gab ich zurück und wackelte mit den Augenbrauen.

Innerlich freute ich mich riesig für ihn.

»Du wirst es nicht bereuen«, sagte ich und hob mein Glas. »Ich hab mich durch die Reise echt weiterentwickelt und hab gelernt, das Leben neu zu schätzen.«

Wir blieben bis in die frühen Morgenstunden im Pub und unterhielten uns über Gott und die Welt. Danach fühlte ich mich regelrecht beschwingt. Es tat so gut, alles zu klären und zu wissen, dass Ricky mir nichts nachtrug. Leider währte dieser Höhenflug jedoch nur kurz.

Ich hatte lediglich meine Schwester Holly in meine Reisepläne eingeweiht und wollte den Rest der Familie überraschen. Teil des Plans war, dass ich bei ihr und ihrem Partner Stuart übernachtete. Sie wohnten etwa fünf Minuten von meinen Eltern entfernt.

Morgens fragten sie mich direkt nach Ghost. Die beiden liebten es, Fotos von ihm zu sehen, und waren nun gespannt, wie es ihm ging. Leider musste ich ihnen von dem Parvovirus berichten.

Kurz darauf poppte Pablos Name auf meinem Handy auf. Ich hatte ihm ein paar Nachrichten geschickt und gefragt, wie es Ghost und den anderen Welpen gehe. Er hatte nur sehr vage darauf geantwortet. Hippie und den beiden anderen Hunden schien es gut zu gehen, zu Ghost hatte er nichts gesagt.

Bald wusste ich, warum. Ich musste nur das erste Wort seiner Nachricht lesen: »Sorry.«

Eigentlich hatte ich geglaubt, mich innerlich für den Ernstfall gewappnet zu haben. Trotzdem traf es mich wie der Blitz. Ich ließ das Handy sinken und spürte, wie mein Herz sich zusammenzog. Als Holly mich sah, fragte sie sofort, ob etwas passiert sei. Ich brachte die Worte kaum über die Lippen.

»Ghost hat's nicht gepackt«, sagte ich schließlich.

Holly begann zu weinen. All die Vorbereitungen waren umsonst gewesen. Sie und Stuart waren am Boden zerstört.

Bei solchen Verlusten macht man sich schnell Vorwürfe. Wahrscheinlich ist das einfach Teil der menschlichen Natur. In den meisten Fällen hätte man vermutlich gar nicht viel anders machen können. Trotzdem konnte ich nicht aufhören, mir den Kopf zu

zerbrechen. Hätte ich nicht nach Aserbaidshon fahren sollen? Hätte ich bei ihm, Pablo und den anderen in Tiflis bleiben sollen? Vielleicht hätte ich Ghost ja in Ruhe aufpäppeln können und erst im Frühling weiterradeln sollen? In Wahrheit hätte ich natürlich herzlich wenig ausrichten können. Das Virus war mörderisch. Möglicherweise war Ghost schon infiziert, als ich ihn fand. Dieser Gedanke tröstete mich jedoch kein bisschen. Selbst die vielen netten Nachrichten, die mich über Instagram erreichten, machten den Schmerz nicht leichter. Ich fühlte mich sogar noch schlechter, weil ich Ghost nicht hatte helfen können.

Ich musste es irgendwie verdrängen. Es gab nichts mehr, was ich noch tun konnte, und nun ging es erst mal um meine Großmutter und ihre Geburtstagsfeier. Doch ich spürte, dass sich etwas in mir verändert hatte. Die Reise hatte eine neue Richtung genommen.

Meine Großeltern Agnes und Bill hatten eine wichtige Rolle in meiner Kindheit gespielt. Sie wohnten damals direkt neben meiner Schule, und ich stellte jeden Morgen mein Fahrrad vor ihrem Haus ab und sagte kurz Hallo, bevor die Glocke zum Morgenappell läutete. Wenn meine Eltern arbeiten mussten, ging ich oft zum Essen zu ihnen. Das Nudelgratin meiner Gran war weithin bekannt. Sie hatte einen großen Einfluss auf meine Erziehung und war wie ein weiteres Elternteil für mich.

Ihre Feier sollte am nächsten Tag, einem Samstag, stattfinden. Sie hatte dafür eigens einen Saal im Mac, dem größten Hotel von Dunbar, gebucht und Verwandte aus ganz Schottland und ein paar Leute von der Seite meines Vaters aus Newcastle eingeladen. Gran hatte offensichtlich eine Feier im großen Stil geplant.

Ich wollte sie natürlich überraschen, aber so, dass sie dabei möglichst keinen Herzstillstand vor Schreck bekam. Also ging ich am Tag vor der Feier zu meiner Familie rüber.

Ein kleiner Scherz musste aber sein.

Seit meiner Kindheit war ich für meine Streiche bekannt. Einmal rasierte ich sogar die rechte Augenbraue meines Vaters ab, als wir gerade Urlaub auf Fuerteventura machten. Er wurde zum ersten Mal stutzig, als er an einer Bar vorbeikam, wo ich folgende Nachricht auf die Kreidetafel geschrieben hatte: *20 Euro Belohnung für den Finder von Neil Nicholsons rechter Augenbraue*. Hin und wieder zahlte

meine Familie es mir aber auch heim. Einmal gab ich vor, einen Zahn in Grans Nudelgratin gefunden zu haben, und meine Mutter belohnte mich mit getürkten Gutscheinen des Nudelherstellers. Ich fiel komplett darauf herein. Nachdem ich nun also meine Eltern in der Küche überrascht hatte, schmiedeten wir einen Plan.

Meine Gran wohnte mit im Haus, war aber gerade beim Friseur und ließ sich die Haare schön machen. Als sie zurückkehrte, behaupteten meine Schwester und mein Dad, dass Mum sich nicht wohlfühle. Der ganze Partystress sei ihr zu viel geworden, und sie habe sich hingelegt.

Wir wussten alle, dass Gran sogleich nach ihr sehen würde. Aber als sie das Schlafzimmer betrat und ins Bett guckte – na, wer lag da wohl? Meine Mum hatte Sorge gehabt, dass der Schreck zu krass sein könnte, aber die Reaktion meiner Gran war unbezahlbar. Sie war vollkommen aus dem Häuschen und verpasste mir einen dicken Willkommensschmatzer. Den ganzen Tag über konnte sie nicht aufhören, mich immer wieder freudig zu umarmen.

Es war wunderschön, sich richtig lange zu unterhalten. Wir bereiteten zusammen die Feier vor und erzählten uns dabei Anekdoten von früher. Oft ging es darum, was für ein Wildfang ich als Kind gewesen war.

Meine Gran erinnerte sich daran, wie ich als Neunjähriger mit dem Rad über die Strandpromenade gerast und plötzlich über den Lenker geschleudert worden war. Dabei hatte ich mir beide Handgelenke gebrochen.

»Hätte nicht gedacht, dass du danach noch so gerne Fahrrad fahren würdest«, sagte sie kichernd.

Meine Mutter hatte auch eine Story auf Lager: Sie erzählte, wie ich als Jugendlicher Hausarrest gehabt hatte und nachts heimlich aus dem Fenster geklettert war, um zur Jugendlisko zu gehen.

»Anscheinend hast du vorher extra Klamotten im Gartenhäuschen versteckt und bist dann später zum Küchenfenster raus«, erzählte sie und lachte. »Du hast dich noch nie vom Feiern abhalten lassen.«

Gegen Abend unterhielten wir uns über meine Reise, und ich berichtete davon, wie schwierig es war, nach Asien, in den Fernen

Osten und nach Indien zu kommen. Meine Eltern hörten entspannt zu, es schien sie weniger zu bekümmern als mich.

»Du hast einen starken Charakter. Vielleicht triffst du nicht immer die richtigen Entscheidungen, aber du triffst welche, und das ist das Allerwichtigste«, sagte mein Dad. »Ich bin echt ein bisschen neidisch auf dich. Am liebsten würde ich es dir nachtun.«

Am meisten überraschte mich, was meine Mutter sagte: »Wir machen uns weniger Sorgen um dich, wenn du durch die Gegend reist, als wenn du hier bist.«

Der Festsaal platzte am nächsten Tag aus allen Nähten. Bestimmt hundert Leute waren gekommen. Es war toll, all meine Verwandten wiederzusehen. Die erste Stunde verbrachte ich damit, durch den Raum zu gehen und all meine Cousinen und Cousins, Tanten und Onkel zu begrüßen. Sie schienen alle bestens über meine Abenteuer informiert zu sein .

»Hast die Katze aus dem Sack gelassen, was?«, witzelte einer meiner Cousins.

»Nee, die ist noch in Istanbul«, gab ich zurück.

»Wie schade, auf die hab ich mich noch mehr gefreut als auf dich«, lautete die prompte Antwort.

So redeten wir ständig miteinander, und ich fühlte mich endlich wieder als Teil einer Familie. Alles war so wie immer. Na ja, mit einer Ausnahme vielleicht.

Vor meiner Abreise war ich selten nach meiner Arbeit oder meinen Zukunftsplänen gefragt worden. Jeder wusste, dass es darauf keine spannenden Antworten gab. Über ernsthafte Dinge unterhielt sich auch niemand mit mir. Ich war kein pragmatischer Typ, sondern galt eher als Draufgänger und Freigeist.

Das hatte sich inzwischen geändert. Wieder und wieder fragte man mich, wo ich schon gewesen sei, wo die Reise als Nächstes hingehen sollte und was meine weiteren Pläne waren. Meine Verwandten sahen mich offenbar in einem neuen Licht. Ich war nicht länger der dümmliche Pausenc clown, und einige schienen geradezu zu mir aufzusehen.

Es kam sogar jemand auf mich zu und erklärte, er und seine Freundin würden ebenfalls darüber nachdenken, einen Hund aus

dem Ausland zu adoptieren. Er hatte bei Instagram gelesen, dass Ghost es nicht geschafft habe, und sprach mir sein Beileid aus.

»Gib nicht auf«, meinte er. »Du hast da eine gute Sache am Laufen und solltest unbedingt weitermachen.«

Ich ließ es mir nicht anmerken, aber dieser Kommentar ging runter wie Öl. Bei Instagram und YouTube hatten Tausende Menschen nette Sachen geschrieben, aber es war einfach eine andere Nummer, wenn jemand, der mich seit Kindesbeinen kannte und mir nahestand, mich so glühend lobte. Es bedeutete mir alles. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich stolz auf mich. Das sagte ich aber natürlich nicht laut. Dunbar war ein Ort, an dem Höhenflüge meist ein schnelles Ende fanden.

Die Feier dauerte bis spät in die Nacht. Auf dem Rückweg nach Hause ging ich die Strandpromenade entlang, sog tief die schottische Seeluft ein und genoss es, den kühlen Nordseewind im Gesicht zu spüren. Das hatte nichts mit Nostalgie oder Heimweh zu tun. Ganz im Gegenteil: Ich freute mich schon auf die Weiterreise. Ich liebte mein Zuhause, aber nun hatte ich alle gesehen, und es war Zeit für die nächste Etappe. Meiner Familie und meinen Freunden ging es gut, alles war beim Alten geblieben. Das Gefühl, immer wieder in mein Zuhause zurückkehren zu können, war extrem beruhigend. Aber bis zur endgültigen Rückkehr würde noch einige Zeit vergehen.

Mein Platz war an Nalas Seite. Ich wollte mit ihr die Welt erkunden und das zu Ende bringen, was wir gemeinsam begonnen hatten.

Auf dem Weg zum Flughafen in Glasgow fühlte ich mich frisch belebt – auch wenn mir klar war, dass nun ein paar schwere Entscheidungen anstanden.

Ich hatte viel an Ghost gedacht, aber in Dunbar war eine Menge los gewesen, sodass ich keine Zeit gehabt hatte, meine Gedanken zu sortieren. Der Rückflug nach Istanbul verschaffte mir eine gute Gelegenheit dazu. So hatte ich ein paar Stunden, um gründlich nachzugrübeln und zu überlegen, was eigentlich gerade Sache war. Bald wurden die Dinge klarer.

Vor dem Abflug aus Istanbul hatte ich ein paar beunruhigende Gespräche geführt. Eins davon war der Austausch mit einem

anderen Blogger, der mit seiner Katze und dem Motorrad durch Indien reiste. Wir folgten uns gegenseitig bei Instagram und schrieben oft privat. Er berichtete, dass der indische Verkehr alles in den Schatten stelle, was er bisher erlebt habe. Autos, Motorroller, Lastwagen und Tuk-Tuks sausten wild über die Straße, Fahrbahnmarkierungen und Verkehrsregeln schien man dabei zu vergessen. Ein paarmal war er um ein Haar angefahren worden.

Kurz darauf unterhielt ich mich mit einem Tierarzt über die notwendigen Impfungen für Nala. Er war besorgt, dass sie in Indien krank werden könne.

»Der Klimawechsel und noch dazu der Kulturschock sind eine üble Herausforderung«, sagte er. »Menschen sind oft damit überfordert, und bei Tieren sieht es nicht anders aus. Sie müssen gut auf sie achten.«

Seine Warnung kam überraschend, und der Schock, den ich dabei empfand, muss sich auf meinem Gesicht widergespiegelt haben.

»Sind Sie sicher, dass es die richtige Entscheidung ist?«, fragte der Tierarzt. »Können Sie nicht doch mit dem Fahrrad nach Indien fahren? Das würde Ihnen und Nala die Möglichkeit geben, sich nach und nach an das Klima zu gewöhnen.«

Auf dem Rückflug nach Istanbul wurde mir klar, dass die beiden recht hatten. Indien würde sowohl für Nala als auch für mich eine heftige Erfahrung werden. Wenn wir mit dem Flugzeug anreisten, würde es umso krasser werden – und ich war mir nicht sicher, ob der Schritt tatsächlich notwendig war.

Ich bekam Zweifel, studierte noch einmal gründlich die Karte und las im Internet verschiedene Blogs und Erfahrungsberichte von Leuten, die mit dem Fahrrad um die Welt reisten. Es gab auf jeden Fall eine Alternative. Ich konnte durch Osteuropa und danach quer durch Russland nach Fernost reisen. Von Wladiwostok aus, der östlichsten Stadt Russlands, fuhren Schiffe nach Japan und Korea. Dann würde ich quasi eine Umleitung nehmen, Landweg statt Luftweg.

Es war eine weite Strecke. Russland ist das größte Land der Welt und erstreckt sich mehr als neuntausend Kilometer von Westen nach Osten. Und es war kalt dort, unfassbar kalt im Winter. Die

Temperaturen würden sogar für einen Schotten wie mich kein Zuckerschlecken darstellen. Aber das nahm ich in Kauf. Ich hatte keinen Zeitdruck und konnte mir die Etappen so einteilen, wie ich wollte. Meine Priorität war eine andere.

Das Flugzeug bewegte sich in Richtung Landung, und wir wurden gebeten, unsere Sitzgurte anzulegen. Meine Entscheidung stand fest. Nalas Wohl war mir wichtiger als die Tour durch Indien, und ich würde kein Risiko eingehen. Ghost war gestorben. Für nichts auf der Welt wollte ich in Kauf nehmen, dass auch Nala etwas passierte.

EIN MANN UND SEINE KATZE



Noch eine Woche bis Weihnachten, auch wenn nichts danach aussah. Keine Tannenbäume oder Lichterketten weit und breit, keine Weihnachtsmusik oder Kirchenglocken in Hörweite. Seit drei Tagen saßen Nala und ich auf einem schlammigen Acker in Südbulgarien fest. Dichte Nebelschwaden hielten uns gefangen.

Der Nebel war kalt, klamm und zum Schneiden dick. Wenn ich den Kopf aus dem Zelt streckte, konnte ich keine zwei Meter weit sehen. Wann immer ein Fahrzeug über die benachbarte Straße fuhr, hörte ich nur ein entferntes Brummen. Selbst die Vögel waren verstummt. Zu einem anderen Zeitpunkt hätte ich die Situation vielleicht als unheimlich oder sogar ein bisschen Angst einflößend eingestuft. Aber in ebenjenem Moment genoss ich es, ganz allein mit Nala zu sein. Es war eine angenehme Abwechslung.

Inzwischen war eine Woche vergangen, dass wir Istanbul verlassen hatten. Wir waren lange genug geblieben, um unser einjähriges Kennenlernen zu feiern. Es war unglaublich, was sich in den zwölf Monaten seit unserer Begegnung in Bosnien getan hatte. Wir hatten so viel miteinander durchgestanden, so viel zusammen gesehen und so viele tolle Leute kennengelernt. Und wir waren jeder auf unsere Art erwachsen geworden. Ich war älter und ein bisschen klüger geworden und fühlte mich so, als hätte ich einen Crashkurs in der »Schule des Lebens« belegt.

Außerdem waren wir lange genug in Istanbul geblieben, um den Verkauf der ersten Kalenderauflage mitzuerleben. Wir hatten noch einmal achttausend Exemplare nachdrucken lassen, die schnell wieder ausverkauft gewesen waren. Ich konnte kaum glauben, wie

viel Geld wir auf diese Weise zusammenbrachten: etwa 90 000 Pfund, die ich an verschiedene Wohltätigkeitsvereine spenden konnte. Ich wollte nicht zu lange an dem Geld festhalten, da ich wusste, wie dringend es anderswo benötigt wurde. Die Liste der Empfänger stand fest, und ich plante, die Spenden in den nächsten Wochen zu überweisen. Dreißig kleinere Vereine sollten jeweils 3000 Pfund erhalten. Ich hoffte, ihnen damit wirklich zu helfen.

Insgesamt sah ich der Weiterreise sehr positiv entgegen.

Den Flug nach Indien zu stornieren war eine Erleichterung gewesen. Es kam mir so vor, als wäre seither eine Last von meinen Schultern gefallen. Endlich musste ich mich nicht mehr mit den komplizierten Einreisebedingungen für Katzen auseinandersetzen und konnte mich einfach auf das konzentrieren, was ich am liebsten mochte: mit Nala auf dem Rad zu sitzen.

Die Weiterfahrt war jedoch ein raues Erwachen gewesen. Ich hatte Istanbul in Richtung Norden verlassen und gleich am ersten Tag siebzig Kilometer auf dem Tacho. Als ich abends das Zelt aufbaute, spürte ich jeden Muskel. Ohne zu sehr ins Detail gehen zu wollen: Mein Hintern machte mir echt Probleme. Die ganzen Zugfahrten haben mich verweichlicht, dachte ich später, als ich versuchte, die schlimmsten Verspannungen wegzumassieren.

Außerdem wurde ich wieder einmal daran erinnert, wie unvorhersehbar das Wetter in diesen Breitengraden war. An sich hatte ich mich darauf gefreut, aufs Neue an den abenteuerlichsten Orten zu schlafen und meinen Schlafsack in alten Gemäuern und verlassenen Bauruinen auszurollen. Wir kamen immer wieder an solchen Bauten vorbei. In der dritten Nacht, ganz in der Nähe der bulgarischen Grenze, schliefen wir unter freiem Himmel. Laut Wetter-App sollte es eine sternenklare Nacht sein, und da der Winter nahte, wollte ich die Gelegenheit für eine Übernachtung im Freien nutzen. Großer Fehler! Mitten in der Nacht wurde ich von einem schweren Unwetter geweckt und musste Zuflucht im nächsten Hotel suchen. Wann würde ich endlich lernen, nicht mehr auf diese Wettervorhersagen zu vertrauen?

Die Türkei in Richtung Bulgarien zu verlassen war auch nicht gerade unkompliziert.

An der türkischen Grenze wurde ich darüber informiert, dass mein Visum um drei Tage überschritten war. Nun hieß es, Strafe zu zahlen oder ein fünfjähriges Einreiseverbot in die Türkei zu riskieren. Ich zahlte dreißig Pfund Strafe. Bei meinem Glück wollte ich nicht riskieren, fürs Erste nicht mehr zurückkehren zu dürfen. Vielleicht musste ich aus irgendeinem Grund schon bald wieder nach Istanbul. Gegen die Grenzbeamten hegte ich keinen Groll. Ich war selbst schuld, weil ich nicht geprüft hatte, wie lange mein Visum überhaupt gültig war.

Meine Laune sank, und das schlechte Wetter tat sein Übriges. Je weiter wir nach Bulgarien hineinfuhren, desto dunkler wurde der Himmel. Über uns war es düster und grau, und das Licht wurde so schlecht, als hätte jemand es künstlich heruntergedimmt. Die Vorstellung, dass über der grauen Wolkendecke die Sonne strahlte, war geradezu absurd. Dann kam der Nebel. Am Anfang ging es noch einigermaßen, und ich konnte mit dem Fahrrad weiterfahren. Aber nachdem wir Swilengrad, die erste größere Stadt, hinter uns gelassen hatten, wurde es immer schlimmer. In dem einen Moment reichte die Sicht noch über hundert Meter weit, im nächsten sah ich kaum die Hand vor Augen. Es wurde immer gefährlicher. Autos, Transporter und Lastwagen schossen förmlich aus dem Nichts heran, und mehrfach mussten die Fahrer spontan ausweichen, um uns nicht niederzufahren. Der Weg führte durch ein hügeliges Gelände, viele Straßen waren kurvenreich. Ich hatte Angst, dass man uns hinter einem Hügel oder an einer der vielen Biegungen übersehen könnte.

Kurzerhand beschloss ich, auf meine Vernunft zu hören und Rast zu machen. In sicherem Abstand zur Hauptstraße entdeckte ich einen Acker und baute dort mein Zelt auf. Die Wetter-App behauptete, der Nebel würde sich innerhalb des nächsten Tages auflösen. Aber inzwischen hatte ich gelernt, diesen Aussagen mit Skepsis zu begegnen. Vielleicht wäre das Wetter am nächsten Morgen besser, vielleicht aber auch erst in einer Woche.

Nachdem ich das Zelt aufgebaut hatte, trug ich unser Gepäck hinein und bereitete mich auf einen längeren Aufenthalt vor. Zum Glück hatten wir genug Essensvorräte dabei. In gewisser Hinsicht erinnerte es mich an unsere erste gemeinsame Woche in Budva. Da

hieß es einfach nur: Wir zwei gegen den Rest der Welt! Niemand wusste, dass wir zwei zusammen reisten. Und niemand interessierte sich dafür. Wir waren einfach nur ein Mann und seine Katze, die sich den Elementen widersetzen und unter einer Zeltplane hockten. Das gefiel mir. Es war schön, einfach Zeit mit Nala zu verbringen.

Durch das Drama mit Ghost und den Trip nach Schottland hatte ich das Gefühl, sie in den letzten Wochen vernachlässigt zu haben. Umso mehr genoss ich es, sie ganz für mich zu haben und mich ihr ohne jede Ablenkung widmen zu können. Im Zelt kam sie voll auf ihre Kosten: Ich hatte noch nie so lange mit ihr herumgebldelt wie jetzt. Am ersten Abend ließ ich sie so lange eine Spielzeugmaus jagen, bis sie irgendwann erschöpft aufgab und sich für ein Erholungsschlfchen zusammenrollte.

Während sie zufrieden vor sich hin schnarchte, machte ich es mir im Zelt bequem und hrte Musik. Zum Glück hatte ich den Laptop noch einmal frisch aufgeladen und konnte jetzt ein paar E-Mails beantworten und YouTube-Videos angucken. Ich musste mir die Stromreserven allerdings gut einteilen. Die Nacht mit dem türkischen Bären saß mir immer noch im Genick. Wenn es ein weiteres Mal zu solch einer Situation kommen sollte, wollte ich zumindest eine Lichtquelle parat haben.

Am nächsten Morgen wachte ich auf und hoffte, der Nebel hätte sich zumindest so weit gelichtet, dass wir fünfzig Kilometer weiterradeln konnten. Aber wenn überhaupt, war es noch schlimmer geworden. Ich ließ Nala für ihren morgendlichen Klogang nach draußen und erleichterte mich ebenfalls. Allerdings traute ich mich nicht, allzu weit vom Zelt wegzugehen. Da es früh dunkel wurde, war schnell klar, dass es an diesem Tag nicht weitergehen würde. Am nächsten Tag war es das Gleiche. An jenem Abend begann ich mir allmählich Sorgen zu machen, wie lange unsere Vorräte noch ausreichen würden. Für Nala hatte ich genug dabei, aber ansonsten waren nur mehr ein paar Dosen Bohnen und etwas Kokoswasser im Zelt. Viel länger konnte es so nicht weitergehen. Doch ich bewahrte die Ruhe. In der Vergangenheit war ich mit größeren Problemen klargekommen. Was machte da schon ein bisschen Hunger?

Zumindest waren meine Gedanken nicht mehr so vernebelt. Ich hatte die Ruhetage für das Planen der nächsten Schritte genutzt.

Alles würde nun nach einem einfachen Prinzip gehen. Ich wollte Nalas Leben nicht mit unnötigem Stress belasten, was bedeutete: keine Flugreisen. Zumindest vorerst nicht. Sobald wir in Russland wären, würden wir vielleicht einen Teil der Strecke mit der berühmten Transsibirischen Eisenbahn fahren. Nala mochte Zugfahrten. Ansonsten plante ich, während der wärmeren Frühlings- und Sommermonate durch Russland zu reisen.

Eine Weltreise kann man natürlich nicht ausschließlich auf dem Landweg machen. Wenn ich erst einmal den östlichsten Zipfel von Russland erreicht hätte, würde es per Schiff nach Japan oder Korea gehen. Dann wäre Nala zwei Jahre alt und hätte sich bis dahin hoffentlich gut an die klimatischen Bedingungen gewöhnt. Ich wollte ihren Kreislauf nicht überfordern. Der Verlust von Ghost war noch zu frisch.

Als ich am vierten Tag den Kopf aus der Zeltöffnung steckte, war ich erleichtert, denn die Sicht war immerhin so gut, dass ich bis zur nächsten Stadt fahren konnte. Ich hatte gehofft, Plowdiw, die größte Stadt Bulgariens, Weihnachten zu erreichen, und jetzt war schon der 20. Dezember. Mit ein bisschen Glück würde ich es vielleicht schaffen.

Es war immer noch trübe Sicht, und der Verkehr rauschte beängstigend dicht an uns vorbei, also gönnte ich mir an der nächsten Tankstelle ein frühes Weihnachtsgeschenk: eine leuchtend gelbe Warnweste. Besser als auf den bulgarischen Straßen unter diesen Wetterverhältnissen hätte ich sie wirklich nicht gebrauchen können.

Wie erhofft war ich an Weihnachten in Plowdiw. Ich hatte ein schönes Apartment gemietet und beschloss, für ein paar Wochen zu bleiben. Immerhin handelte es sich um eine europäische Kulturhauptstadt, was viele interessante Sehenswürdigkeiten versprach.

Über die Weihnachtsfeiertage ließen es die meisten etwas ruhiger angehen, warum sollte ich da eine Ausnahme machen?

Ich wünschte meinen Followern frohe Weihnachten und verabschiedete mich dann für ein paar Tage. Ich versprach, bald wieder zu posten. Bis zum neuen Jahr wollte ich mir allerdings eine kleine Pause gönnen und die Situation gründlich durchdenken. Die

Ankündigung wurde verständnisvoll aufgenommen, und ich bekam viele nette Nachrichten und Zuspruch. Weihnachten selbst verlief ausgesprochen ruhig. Nala und ich aßen gut, schauten ein paar Filme, dann rief ich meine Eltern und ein paar andere Verwandte an. Unser Wiedersehen hatte mich doch ein bisschen wehmütig werden lassen. Schon im Jahr zuvor war es mir nicht leichtgefallen, Weihnachten ohne sie zu feiern, und jetzt war es irgendwie sogar noch schwerer. Vielleicht lag es an dem Auf und Ab der letzten Wochen. Ich war ziemlich erschöpft. Aber wieder einmal erteilte Nala mir eine nützliche Lektion. Sie schien sich pudelwohl im Apartment zu fühlen und saß besonders gern auf dem kleinen Balkon mit Aussicht auf die Straße. Manchmal hockte sie einfach stundenlang da, beobachtete die Leute oder schlief ein bisschen. Daran wollte ich mir ein Beispiel nehmen. Ich musste ausspannen. Im Moment leben. Und genau das tat ich dann auch.

Kurz nach Weihnachten klingelte mein Handy. Ich konnte kaum glauben, wer da anrief: Tony, mein Kajakfreund von Santorini.

»Hi, Tony!«, grüßte ich fröhlich.

»Hallo, Dean, rate mal, wo ich gerade bin.«

Ich glaubte mich daran zu erinnern, dass er mal erzählt hatte, er habe in Bulgarien studiert. Hatte er nicht auch etwas von einer Wohnung erzählt? War die am Ende in Plowdiw? Konnte das sein?

Er erklärte, dass er von Athen aus herübergefliegen sei, um ein Auto abzuholen, das er von jemandem in Plowdiw gekauft habe. Nun sei er für ein paar Tage in der Stadt. Bei Instagram habe er gesehen, dass ich auch gerade da sei. Tony hatte Neuigkeiten: Vor wenigen Wochen hatten er und seine Freundin Lia, die ich auch auf Santorini kennengelernt hatte, geheiratet. Und nicht nur das – Lia war schwanger.

»Wir sollten feiern«, sagte er lachend.

Und so endete meine ruhige Auszeit abrupt. In der Zeit zwischen den Jahren kam es zu einem zweiten Santorini. Wir feierten ausgelassen, stießen immer wieder auf die frisch Vermählten und baldigen Eltern an. Es tat unglaublich gut, so nette Gesellschaft zu haben.

Silvester feierten wir mit ein paar Freunden von Tony. Die Party fand in einem großen Haus ganz in der Nähe des Apartments statt,

wo Nala es gemütlich und ruhig hatte.

»Und? Hast du schon Vorsätze fürs neue Jahr?«, fragte Tony und grinste mich dabei schelmisch an. »Drehst du eine weitere Runde durch Osteuropa?«

»Immer noch besser, als ständig um dieselbe Insel zu paddeln.«

»Scherzkeks«, gab er lachend zurück.

Ich erklärte, was ich vorhatte.

»Wenn ich es erst mal durch Russland geschafft habe, steht mir der Rest der Welt offen«, sagte ich. »Mit ein bisschen Glück können wir es bis zum späten Frühling nach Japan schaffen und sind dann den Sommer über in Thailand und Vietnam.«

»Pass bloß gut auf euch zwei auf«, warnte Tony. »Mit russischen Straßen ist nicht zu scherzen.«

Das hörte ich nicht zum ersten Mal, aber ich ließ mich davon nicht verrückt machen. Jede Straße brachte ihre Risiken mit sich.

Anfang Januar kehrte Tony nach Griechenland zurück, und ich kümmerte mich um die Reisevorkehrungen. In Plowdiw hatte es über die Weihnachtsfeiertage heftig geschneit. So würde es wahrscheinlich in Osteuropa weitergehen, und ich musste dafür sorgen, dass Nala und ich gut vor der Kälte geschützt wären. Nalas Transporttasche hatte im Sommer gute Dienste geleistet, aber jetzt brauchten wir etwas anderes mit besserem Isolationsmaterial. Also kaufte ich als Erstes eine stabile, ordentlich wattierte Transporttasche. Sie hatte eine eher rundliche Form, war wasserdicht, und man konnte den oberen Teil mit einem Reißverschluss entfernen. Bis auf eine Kleinigkeit war sie perfekt: Vorne prangte ein Hundelogo. Zum Glück sah Nala darüber hinweg ... Außerdem bestellte ich noch einen Satz Schläuche mit speziellem Wintercompound und Spikes sowie neue Räder. Ansonsten wäre es bestimmt bald zu gefährlich auf der Straße.

Als Nächstes begann ich, die Tour durch Russland detaillierter zu planen. Mitte Januar nahm ich Kontakt zur russischen Botschaft in London sowie einem Reiseveranstalter auf, der auf Russlandtouren spezialisiert war. So kam ich auf eine völlig neue Idee: Ich konnte auch mit Rad und Bahn nach Sibirien reisen und von dort aus mit einem Fernzug über China bis nach Vietnam fahren. Ich hatte immer davon geträumt, bis nach Fernost zu kommen, und die Reise nach

China hatte mir dabei schlimmes Kopfwegh bereitet, weil das wieder einen Papierkrieg bedeutete. Außerdem müsste Nala neue Impfungen bekommen. Mit dem Fernzug wäre es viel einfacher, weil der nicht in China hielt. Es klang wie die perfekte Lösung, um ohne größere Probleme in eine völlig neue Ecke der Welt zu gelangen.

Doch egal, für welche Route ich mich entschied: Ohne ein Einreisevisum für Russland ging gar nichts. Ein normales Touristenvisum reichte nicht, denn das lief nach dreißig Tagen ab. Selbst wenn ich zwischendurch die Bahn nahm, würde ich es niemals schaffen, in dieser Zeit durch Russland zu radeln. Außerdem wollte ich mir die Option offenhalten, Zwischenstopps in Kasachstan und der Mongolei einzulegen. Vielleicht konnte ich sogar nach Usbekistan einreisen und von dort aus doch noch die Fahrt auf dem Pamir Highway antreten.

Sowohl von der Botschaft als auch vom Reiseveranstalter wurde mir empfohlen, ein einjähriges Visum für Geschäftsreisende zu beantragen. Dafür brauchte man ein Empfehlungsschreiben von der russischen Regierung, aber der Typ von der Botschaft, Victor, meinte, das sollte kein Problem darstellen. Ich hatte ihm zahlreiches Info-Material über uns geschickt: Zeitungsartikel, Links zu meinem Instagram-Account und natürlich auch zur YouTube-Präsenz. Inzwischen hatte ich mehr als 800 000 Follower. Ich hatte angegeben, dass ich den Leuten die Schönheit Russlands zeigen wollte. Wer schlussendlich über das Visum entschied, wusste ich nicht. Vielleicht ging es ja bis zum Kreml? Auf jeden Fall bemühte ich mich nach bestem Wissen.

Der Januar näherte sich dem Ende zu, und ich sah der bevorstehenden Tour deutlich entspannter entgegen als dem Trip nach Indien. Die neue Route passte perfekt: zu unserer Art zu reisen, zu mir und vor allem zu Nala. Endlich sah ich vor mir, wie wir doch noch die Welt umrundeten. Ich konnte es kaum erwarten. Nun war die alte Reiselust wieder da. Ich verließ Plowdiw und machte mich am 31. Januar auf die Weiterfahrt.

Die Wetterverhältnisse waren heftig, selbst für einen waschechten Schotten. Einmal gefror meine Isomatte über Nacht, und ich wachte auf einer Eisplatte auf.

Als ich aus dem Zelt sah, blickte ich auf eine dichte weiße Decke. Wieder einmal hatte es über Nacht stark geschneit. Nala war natürlich begeistert und tobte bald ausgelassen darin herum. Schnee war nichts Neues für sie, den kannte sie schon aus anderen Gegenden. Trotzdem erweckte sie im ersten Moment ganz den Anschein, als sähe sie ihn zum ersten Mal. Es war zum Schreien komisch, sie dabei zu beobachten, wie sie zunächst zaghaft ein Pfötchen testweise aufsetzte. Vorsichtig ging sie ein paar Schritte vor und sah sich dann zu mir um, so als wollte sie sich vergewissern, dass alles in Ordnung war. Was ist das für ein komisches Zeug? Brr, ist das kalt!, schien sie zu denken.

Doch dann ließ Nala jede Zurückhaltung fahren und trollte fröhlich durch den Schnee. Mehrere Male steckte sie das Köpfchen tief in die Schneedecke und bewunderte danach den Abdruck. Sie sprang und tänzelte ausgelassen umher, und ich konnte irgendwann nicht mehr an mich halten und warf einen kleinen Schneeball in ihre Richtung. Allein schon für ihren Gesichtsausdruck, als der Schneeball an ihr vorbeisauste und neben ihr in den Schnee klatschte, hatte es sich gelohnt. Ich weiß nicht, ob es Entsetzen oder Begeisterung war. Sie verengte die Augen und warf mir einen schrägen Blick zu. Was das bedeutete, wusste ich: Das merke ich mir, Buddy.

Gegen Ende der ersten Februarwoche hatte ich es nach Serbien geschafft. Hier waren die Straßen in gepflegtem Zustand; Asphalt und Fahrbahnmarkierungen wirkten wie neu. Auch für Radfahrer war massig Platz, es machte richtig Spaß, dort zu fahren. Entsprechend schnell kam ich in Richtung Norden voran.

Ich plante, gegen Ende des Monats in Ungarn zu sein. Von dort aus sollte es über die Slowakei oder Tschechien nach Polen weitergehen. Tschechien war vermutlich die bessere Wahl, weil ich dann am Ufer der Donau entlangfahren konnte. Flussufer versprechen wenige Anstiege.

Am Valentinstag traf ich in Niš ein, wo mich zwei unserer Follower, Katarina und Jovana, zu sich eingeladen hatten. Sie tischten ein fantastisches Essen auf und hatten sogar ein kleines Valentinsgeschenk für Nala besorgt. Solche freundlichen Gesten von

völlig fremden Menschen gingen mir immer noch sehr unter die Haut.

Von Niš aus fuhr ich weiter in Richtung ungarischer Grenze. Alles lief nach Plan, ich kam schneller voran als sonst und riss fast jeden Tag achtzig bis hundert Kilometer ab. Ich war zuversichtlich, bis März in Budapest zu sein und bis Juni vielleicht sogar in Moskau .

Das Einzige, was mir ein wenig Sorgen bereitete, waren die Nachrichten. Murpheys Gesetz drohte mal wieder zuzuschlagen: Gerade hatte ich einen Plan gefasst, wie wir ohne Probleme durch China und nach Vietnam reisen konnten, als plötzlich immer mehr Berichte über irgendeine Grippe oder einen Virus in China auftauchten. Anscheinend wurde auch das Reisen davon beeinträchtigt.

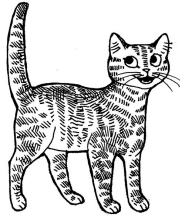
Ich hatte ein paar Artikel gelesen, versuchte jedoch, die Sache so gut es ging zu ignorieren. Das war das Schöne am Radfahren: Man konnte ganz im Moment sein und den Rest der Welt ein Stück weit vergessen. Aber mein Reiseveranstalter, ein Typ namens Jurij, meldete sich immer wieder und schickte Updates. Anscheinend war die Sache ernst. In der chinesischen Stadt Wuhan war ein Virus ausgebrochen, an dem viele Menschen starben, vor allem, wenn sie ein schwaches Immunsystem hatten oder alt waren. Er schrieb, dass schon achtzig Menschen umgekommen seien und dass die Stadt unter einem Lockdown stünde.

In seiner letzten E-Mail hieß es, das Ganze sei noch schlimmer geworden. Das Virus hatte sich weiter in China ausgebreitet und war nun selbst in Hongkong. Die chinesische Regierung griff immer härter durch, vor allem ausländische Touristen waren stark von den neuen Maßnahmen betroffen.

»Es könnte schwierig werden, mit dem Zug durch China zu reisen. Man hat uns gesagt, dass wir vorerst nicht weiter planen dürfen«, schrieb Jurij. Ich war enttäuscht. Die Bahnreise war mir wie die perfekte Lösung erschienen. Aber gut, ich hatte inzwischen gelernt, mit derartigen Rückschlägen umzugehen und mich nach Alternativen umzusehen. Immerhin ist im Rest der Welt alles beim Alten, und dort stehen uns alle Möglichkeiten offen, sagte ich mir.

Berühmte letzte Worte ...

DER GRÖSSTE FAN



Es wurde Ende Februar. Der Schnee schmolz allmählich, und ein erster Hauch von Frühling hing in der Luft. Die frischen, sonnigen Morgen und der strahlend blaue Himmel machten das Radfahren umso schöner. Außerdem konnte ich bei dem Wetter bestens draußen schlafen. Eines Nachts baute ich mein Zelt in der Nähe von Velika Plana auf, einem kleinen Ort etwa fünfzig Kilometer von Belgrad entfernt. Ich hatte ein Waldstück aufgetan und beschlossen, unter dem Blätterdach der Bäume zu schlafen. Wobei das vielleicht zu viel gesagt ist, da die meisten erst wenig Laub trugen. Auf jeden Fall war es wunderschön im Wald, ich fand den Geruch und die Geräusche immer extrem entspannend und schlief dort normalerweise wie ein Baby. Nach einem kurzen Abendessen machten Nala und ich es uns in der Hängematte gemütlich.

Gegen fünf Uhr morgens weckte mich das Bellen einer Hundemeute. Nala hatte es auch gehört und sah sich ängstlich um. Sie schnüffelte aufgeregt und schien in Alarmbereitschaft zu sein. Das Bellen hörte bald wieder auf, aber wir kamen nicht so recht zur Ruhe. Keiner von uns bekam mehr ein Auge zu, und als die Sonne schließlich aufging, waren wir nervös und hellwach.

Gegen acht Uhr hörte ich eine Stimme aus dem Wald. Mir war zuvor ein schmaler Pfad aufgefallen, und ich nahm im ersten Moment an, dass jemand mit seinem Hund unterwegs war. Aber dann fiel mir auf, dass die Person etwas auf Englisch sagte. Und sie kam eindeutig näher.

»Hello? Hello?«

Ich setzte mich mühsam in der Hängematte auf. Zunächst dachte ich, mein Gehirn würde mir einen Streich spielen. Etwa drei Meter von uns entfernt stand eine junge Frau. Sie war etwa Mitte zwanzig und schick gekleidet. Sie lächelte freundlich und hielt mir etwas entgegen. Eine Thermoskanne.

»Ich hab dir Kaffee mitgebracht«, sagte sie.

Dann griff sie in ihre Manteltasche und zog eine Dose hervor.

»Und für Nala habe ich ein bisschen Thunfisch dabei.«

Ich staunte nicht schlecht. Warum stand da diese Frau und brachte mir um acht Uhr morgens einen Kaffee in den Wald? Hatte ich aus Versehen bei einem serbischen Lieferdienst angerufen und eine Bestellung aufgegeben? Woher wusste sie, wie Nala hieß? Ich überlegte fiebrig. Ich hatte bei Instagram ein Foto von Nala in der Hängematte gepostet, das ja. Aber im Hintergrund waren nur Bäume, die alle ziemlich gleich aussahen. Wie zum Teufel hatte sie uns finden können? War sie auf Waldstreife oder eine professionelle Spurenleserin? Das war mir alles ein bisschen zu viel auf einmal.

Weil ich nicht unhöflich rüberkommen wollte, hievte ich mich aus der Hängematte.

»Vielen Dank, das ist lieb von dir«, sagte ich zögernd, nahm die Thermoskanne entgegen und schüttete etwas Kaffee in meinen Aluminiumbecher.

»Ich würde euch gerne zum Frühstück einladen« sagte die Frau.
»Ich wohne nicht weit von hier.«

Bei dem freundlichen Angebot ließ ich mich nicht lange bitten und packte dankend mein Zeug zusammen. Sie hatte in der Nähe der Straße geparkt, und ich folgte ihrem Auto mit dem Rad. Etwa fünf Minuten später waren wir da. Sie wohnte in einem kleinen Bauernhof. Links und rechts von dem Gebäude waren Stallungen, vor denen Trecker standen. Überall liefen Hühner, Enten und Katzen umher. Die Frau führte mich zum Haus, setzte frischen Kaffee auf und öffnete eine Dose Futter für Nala.

Die anderen Katzen schauten neugierig vorbei, aber Nala lieferte sich einen Starrwettbewerb mit ihnen und fauchte. Da machten die anderen kehrt und verkrümelten sich zu ihren Lieblingsplätzen.

»Keine Sorge, Nala, die tun dir nichts«, sagte die Frau und kraulte sie. Mir war schon vorher aufgefallen, dass Nala der Frau

eng um die Beine gestrichen war. Das war ein klares Zeichen dafür, dass sie sie mochte.

»Tut mir leid, ich hab noch gar nicht gefragt: Wie heißt du eigentlich?«, fragte ich.

»Du kannst Jovanka zu mir sagen«, meinte sie.

»Schön, dich kennenzulernen. Nala, sag Jovanka Hallo.«

Jovanka erklärte, dass sie und ihr Mann in der Schweiz arbeiteten. Am Tag darauf würde sie dorthin zurückkehren.

»Ist dein Englisch deshalb so gut?«

»Danke für das Kompliment. Genau, ich brauche es im Job«, sagte sie. »Ich freue mich riesig, dass ich ausgerechnet jetzt hier bin und dich treffe. Wenn ich dich verpasst hätte, wäre ich echt enttäuscht gewesen. Ich bin ein großer Fan von euch beiden und folge euch schon von Anfang an bei Instagram.«

Sie machte mir ein fantastisches Frühstück nach serbischer Art: Eier, Brot und Tomaten.

»Ich muss das jetzt einfach wissen«, sagte ich und schluckte einen großen Bissen hinunter. »Wie hast du es geschafft, mich im Wald zu finden? «

»Genau wie die Frau, die dich in der Türkei am Busbahnhof aufgetan hat – dank Instagram«, antwortete sie.

Es erstaunte mich, dass sie sich an Arya aus Sivas erinnerte.

»Aber das war ja schon ein bisschen anders«, meinte ich. »Da saß ich an einem Busbahnhof mitten in einer Großstadt. Du hast mich im tiefsten Wald gefunden.«

Sie lächelte.

»Ach so ... Ich habe in deinem Post gelesen, dass du dich hier irgendwo in der Nähe aufhältst. Dann habe ich das Foto an meinen Mann weitergeleitet, und er wusste gleich, wo du bist.«

»Wie das denn?«

»Er geht sehr oft im Wald spazieren und hat die Stelle gleich erkannt. Das habe ich ihm allerdings erst nicht glauben wollen und bin um fünf Uhr früh losgefahren, um nachzusehen.«

»Du warst um fünf Uhr schon mal da? Da hab ich nur ein paar Hunde bellen gehört.«

»Das war meine Schuld, fürchte ich. Ich habe in der Nähe von einem Bauernhof geparkt, wo ein paar große Wolfshunde wohnen.«

Ich schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig. Jovanka wirkte ein bisschen beschämt.

»Tut mir leid. Ich hoffe, du hältst mich nicht für eine verrückte Stalkerin. Ich wollte dich nicht so früh wecken und bin deswegen später noch einmal wiedergekommen.«

Gegen meinen Willen musste ich an den Film *Misery* denken, der die Geschichte von einem Schriftsteller und seinem absolut größten weiblichen Fan erzählt. Im Film stellt sich der Fan – gespielt von Kathy Bates – als Psychopathin heraus, die so sehr von ihm besessen ist, dass sie ihn kidnappt.

Wenn man all ihre Mühen in Betracht zog, konnte man Jovanka vielleicht auch als meinen größten Fan bezeichnen. Je länger wir miteinander sprachen, desto klarer wurde, wie genau sie Nala, mich und unsere gemeinsamen Abenteuer verfolgt hatte. Aber sie machte einen netten und eher schüchternen Eindruck, und ich wusste, dass ich mir keine Sorgen machen musste. Nala schien auch keine Bedenken zu haben.

Ein weißes Kätzchen kam in die Küche spaziert. Wahrscheinlich hatte das Futter, das Jovanka für Nala aufgemacht hatte, es angelockt. Jovanka bereitete einen weiteren Napf vor und stellte ihn auf die andere Seite der Küche.

»Wie viele Katzen wohnen hier?«, fragte ich.

»Fünf. Wobei auf dem Hof noch ein paar andere aus der Nachbarschaft unterwegs sind. Hier ist viel Platz. Meine Eltern wohnen auch hier und kümmern sich um die Tiere, wenn wir weg sind.«

Die kleine weiße Katze hatte inzwischen aufgegessen und sprang neben Jovanka auf die Küchentheke. Sie ließ sich kraulen, und Jovanka lächelte mir zu.

»Bedingungslose Liebe. Das ist das Schöne an Katzen, oder? Das – und dass sie einen nicht verurteilen oder Anforderungen stellen«, sagte sie lächelnd.

»Na ja, zumindest nicht allzu viele«, antwortete ich. »Du müsstest mal hören, wie Nala morgens ihr Frühstück einfordert.« Jovanka lachte.

Es war angenehm, sich mit ihr zu unterhalten – zum Glück, denn sie hatte zahlreiche Fragen. Zur Mittagszeit saßen wir immer noch in

der Küche und plauderten miteinander.

Es war wieder kälter geworden und sah nach Regen aus. Dankbar nahm ich eine Einladung zum Mittagessen an. Auf der Speisekarte standen Pfannkuchen.

»Möchtest du etwas dazu trinken?«, fragte Jovanka. Sie reichte mir eine große Flasche Hendrick's Gin entgegen. »Gin Tonic?«

»Nur wenn du mittrinkst«, meinte ich .

»Klar, warum nicht?«

Schnell war klar, dass ich an diesem Tag nicht mehr weiterfahren würde. Jovanka lud mich auch noch zum Abendessen ein, und übernachten durften wir auch auf dem Bauernhof. In der Garage lag schon eine Matratze parat.

Während der Tag verstrich, gingen wir immer lockerer miteinander um.

»Sag mal, warum folgst du uns eigentlich bei Instagram?«, fragte ich neugierig.

»Na, wegen ihr natürlich«, Jovanka lächelte und nickte in Richtung Nala, die es sich auf einem Stuhl gemütlich gemacht hatte und tief schlief. »Ich liebe diese Videos, in denen man sie vorne auf dem Rad sitzen sieht und die Welt dabei an ihr vorbeizieht.«

»»Nala-Kamera« nenne ich das«, sagte ich grinsend.

»Genau. Aber ich finde dich auch super. Du wirkst so richtig schön durchgeknallt. Ich kann es gar nicht glauben, wo du überall schläfst. Und deine Witze ...«

Im Gegensatz zu vielen zartbesaiteten Followern hatte ihr ein Video gefallen, das ich vor ein paar Monaten geteilt hatte. Darin ließ ich es so aussehen, als hätte ich Nala mit einer Drohne durch die Gegend fliegen lassen.

Jetzt schien die Gelegenheit gekommen, etwas zu fragen, das mich schon länger beschäftigte.

»Warst du enttäuscht, dass ich nicht nach Indien geflogen bin?«, fragte ich.

»Wieso sollte ich deswegen enttäuscht sein?«

»Weil der Account *1bike1world* heißt – ein Fahrrad, eine Welt. Klingt ja so, als würde ich rund um den Globus reisen«, sagte ich.

»Und Nala und ich sind jetzt fast wieder da, wo unsere Reise losging.« Das war nicht einfach so dahergeredet. Ich hatte

nachgesehen: Wir waren knapp dreihundert Kilometer von Trebinje entfernt, von wo aus ich an jenem schicksalhaften Morgen in Richtung Bosnien aufgebrochen war.

Sie schenkte mir einen neuen Gin Tonic ein.

»Solange es euch beiden gut geht, ist es den Leuten egal, glaube ich, wohin ihr fahrt oder wie lange ihr braucht«, meinte sie. »Man folgt euch, weil man euch mag und weil ihr süß zusammen seid.«

Das hatte ich gehofft, und es war ungemein schön, es nun bestätigt zu bekommen. Insbesondere von jemandem, der unsere Reise schon so lange verfolgte. Wir saßen noch lange zusammen, tranken Gin und unterhielten uns. Ein kurzer Blick auf mein Handy hatte mir verraten, dass ein Kreuzfahrtschiff und Hunderte Passagiere jetzt vor der Küste Japans in Quarantäne waren, weil einer der Gäste dieses neue Virus hatte. Allmählich stiegen die Befürchtungen, dass das Virus auch nach Europa kommen könnte.

»Es würde mich irre machen, wenn man mich einsperren würde«, sagte ich. »Als wir drei Nächte lang in Bulgarien vom Nebel eingekesselt wurden, bin ich fast durchgedreht.«

»Das klingt ziemlich ernst«, meinte Jovanka. »Ich habe gelesen, dass es in Frankreich und Italien schon erste Infizierte gibt.«

»Zum Glück habe ich vor, in die entgegengesetzte Richtung weiterzureisen«, sagte ich.

Nala und ich schliefen bestens in der Garage, trotzdem wachte ich am nächsten Tag mit einem dicken Schädel auf. Es fühlte sich so an, als steckte mein Kopf im Schraubstock. Jovanka war nichts von den nächtlichen Eskapaden anzumerken. Obwohl es wenige Stunden später für sie zurück in die Schweiz ging, bestand sie darauf, mir ein Frühstück zu machen. Dann stellte sie einen üppigen Vorrat an Wegzehrung für uns zusammen: Snacks, Sandwiches, Süßigkeiten und sogar eine Flasche Gin .

»Dafür habe ich leider keinen Platz mehr«, sagte ich und gab ihr die Flasche höflich zurück. »Und selbst wenn: Ich glaube nicht, dass ich in nächster Zeit noch einmal Gin trinken möchte.«

»Okidoki, bleibt umso mehr für meinen Mann und mich«, gab Jovanka lachend zurück.

Sie nannte mir ihren Insta-Namen, und wir vereinbarten, in Kontakt zu bleiben. Wenig später saß ich wieder auf dem Fahrradsattel und fuhr in Richtung Belgrad.

Gegen Abend kamen wir an und checkten in einem Hotel ein. Dort schaute ich zum ersten Mal nach Jovankas Profil. Sie hatte nicht gelogen, als sie meinte, sie selbst würde wenig posten. Obwohl sie schon eine ganze Weile bei Instagram angemeldet war, hatte sie gerade erst ihren ersten Post veröffentlicht – ein Selfie mit Nala, mir und dem Fahrrad. Darunter stand ein kurzer, aber unheimlich netter Text, in dem sie sich für meine Videos und Stories bedankte. »Du machst viele Menschen glücklich ... Danke, dass du uns auf eure Reise mitnimmst. Ich wünsche dir und Queen Nala eine sichere Weiterreise. Deine Hendrick's-Stalkerin.«

Nach ein paar Tagen in Belgrad fuhr ich weiter in Richtung Ungarn. Anfang März überquerte ich die Grenze. Ich folgte dem Lauf der Donau, was das Radfahren angenehmer machte. Außerdem war die Gegend traumhaft schön. Inzwischen machte ich richtig gute Fortschritte.

Eine Woche später war ich in Budapest. Es war Liebe auf den ersten Blick: Die Architektur und das Flair gefielen mir vom ersten Moment an. Überall schien das bunte Leben zu herrschen, und die Straßen waren von zahlreichen Cafés und Bars gesäumt. Ich entschied, ein paar Tage zu bleiben und mir alles genauer anzusehen.

Vor meiner Ankunft hatte sich eine Frau namens Julia bei mir gemeldet, die in der Tourismusbranche arbeitete. Sie hatte mir eine Stadtführung angeboten, und ich konnte nicht widerstehen. Wir verstanden uns auf Anhieb, was auch daran lag, dass Nala total auf sie abfuhr. Es erinnerte mich ein bisschen an die Freundschaft, die sie zu Lydia in Athen aufgebaut hatte. Die beiden gingen sehr liebevoll miteinander um und schienen gleich eine Verbindung zueinander zu haben.

Ich hatte mich gerade in Budapest eingerichtet, als mich eine E-Mail von zwei schottischen Freunden erreichte. Fraser und Maya planten einen Wochenendtrip nach Ungarn und fragten, ob wir uns treffen wollten. Ich sagte begeistert zu und freute mich darauf, die neuesten Stories aus Dunbar zu hören. Wobei vor allem Fraser größeres

Interesse daran zu haben schien, Nala kennenzulernen, als einfach nur mit mir zu quatschen.

Natürlich sprachen wir auch über das Corona-Virus. In Großbritannien wurde man allmählich vor Auslandsreisen gewarnt.

»Es ist total verrückt«, sagte Fraser, als wir abends in einer Bar saßen. »Man hat echt das Gefühl, die Welt dreht durch.«

Damit hatte er nicht unrecht. Ich hatte gelesen, dass Zehntausende sich in Italien mit dem Virus infiziert hatten und die Zahl der Toten täglich wuchs. Die italienische Regierung hatte strenge Ausgangsbeschränkungen erlassen. Mehrere Städte standen unter Lockdown, und die Einheimischen durften nicht einmal mehr ihre Häuser verlassen. Fraser erzählte, dass es wahrscheinlich nicht mehr lange dauern würde, bis es in Großbritannien zu ähnlichen Maßnahmen käme. Man sollte Abstand zueinander halten und aufs Händeschütteln verzichten – »Social Distancing« lautete das Schlagwort. Außerdem gab es Gerüchte, dass Pubs und Restaurants bald dichtmachen würden. Und das schien überall so zu sein, auch im restlichen Europa, den USA, Kanada, Indien und Australien. Ich hatte nachgelesen, was die ungarische Regierung vorhatte: Auch hier würde es vermutlich bald zu einem Lockdown kommen. Die Grenzen sollten geschlossen werden.

Natürlich musste ich bei all dem an meine Familie zu Hause in Schottland denken. Meine Mutter arbeitete mit Senioren, die zur sogenannten Risikogruppe gehörten und besonders große Angst vor einer Infektion hatten. Immerhin sind Mum, Dad und Gran zusammen, versuchte ich mich zu trösten.

Ich fragte mich auch, was das Ganze für meine Reisepläne bedeuten würde. Wenig später traf eine E-Mail von Victor ein, meinem Kontakt bei der russischen Botschaft. Er hatte eine Rückmeldung von der Regierung erhalten: Ich musste nur zu einem kurzen Gespräch vorbeikommen, und zack, hätte ich ein einjähriges Visum. Das beruhigte mich etwas. Die Gelegenheit war zu günstig, ich wollte sie auf keinen Fall verstreichen lassen. Mein Ticket um die Welt war in greifbarer Nähe, und der Weg nach Fernost stand mir offen.

Das Visum war erst ab April gültig, und ich konnte es kaum abwarten, endlich abzureisen. Die Zeit arbeitete gegen mich, so viel

stand fest. Ich bat Julia, ein paar Tage auf Nala aufzupassen, und sie sagte begeistert zu. Ich vertraute ihr und war mir sicher, dass Nala sich bei ihr wohlfühlen würde. Mit Sicherheit würde Julia sie nach Strich und Faden verwöhnen. Dann schickte ich Victor eine Zusage und buchte einen Flug nach London. In aller Eile packte ich ein paar Klamotten und brachte Nala mitsamt ihren Lieblingsspielzeugen zu Julia. »Sei schön artig! Bis bald«, meinte ich, kraulte ihren Nacken und hastete zum Taxi.

Hoffentlich behielt ich damit recht.

RUSSISCHES ROULETTE



Die übliche Ansage zum Landeanflug ertönte, und ich warf einen Blick auf die triste Landschaft unter mir. Als ich dieses Mal meinen Gurt schloss, fühlte ich mich wie ausgewechselt. Drei Monate zuvor hatte ich mich gefreut, endlich wieder in Großbritannien zu sein. Jetzt war ich nervös und angespannt. Immer wieder wanderte mein Blick auf die Uhr.

Mein Plan sah vor, nicht länger als sechsenddreißig Stunden in London zu bleiben. Ich hatte eine Übernachtung gebucht, dann ging es auch schon wieder zurück zu Nala nach Budapest. Dieses Mal hatte ich alles gründlich durchorganisiert. Ich hatte am nächsten Tag einen Termin in der russischen Botschaft und den Flug extra so gebucht, dass ich auf keinen Fall unpünktlich ankommen würde. Ich konnte es mir nicht leisten, dass etwas schief lief.

Die Zeit vor dem Termin verbrachte ich damit, ein paar letzte Vorbereitungen für das Interview zu treffen. Ich ging zum Friseur und ließ Passbilder anfertigen, die ich am nächsten Tag mitnehmen wollte.

In London herrschte eine eigenartige Atmosphäre. In der U-Bahn fiel mir auf, dass viele Leute eine Atemschutzmaske trugen und sich immer wieder die Hände desinfizierten. Alle schienen so viel Abstand wie möglich voneinander halten zu wollen, und einige waren sichtlich nervös. Im Frühstücksfernsehen hatte ich gehört, dass weiter über eine strenge Ausgangssperre in Großbritannien spekuliert wurde. Außerdem gab es anscheinend Panikeinkäufe in den Supermärkten. Es fühlte sich an wie die Ruhe vor dem Sturm. Wobei mir nicht klar war, was für ein Sturm das eigentlich war, da der heranrollte.

Bei der Station Notting Hill Gate stieg ich aus und ging in Richtung Bayswater Road. Die Zentrale der russischen Botschaft ist in einem beeindruckenden viktorianischen Kasten untergebracht, aber mein Termin fand in einem anderen Gebäude statt. Es befand sich in unmittelbarer Nähe und war vergleichsweise modern. Ich war überpünktlich und traf ein, als gerade die Türen am Haupteingang geöffnet wurden.

Der Tourismusbeauftragte Victor wartete auf mich und hieß mich freundlich willkommen. Er machte einen extrem sympathischen Eindruck und wirkte ganz anders als die grimmigen Typen, die ich mir als die typischen Botschaftsmitarbeiter ausgemalt hatte. Er zeigte mir das offizielle Einladungsschreiben der Regierung.

»Ihr Visum wurde, wie schon gesagt, genehmigt«, erklärte er lächelnd. »Das bedeutet natürlich, dass Sie nun in das Land ein- und ausreisen können.«

Ich reichte ihm meine Passfotos, und wir gingen die Antragsformulare durch, die ich online ausgefüllt hatte. Offenbar fehlten noch ein paar Infos, zum Beispiel sollte ich genau angeben, auf welcher Route ich durch das Land reisen wollte. Andere Reisende hatten berichtet, dass sie jeden Teil ihres Trips belegen und sogar Quittungen von Restaurantbesuchen und Hotelübernachtungen einreichen mussten. Das gefiel mir gar nicht. Doch zum Glück beruhigte Victor mich.

»Ihr Plan ist eher grob umrissen, verstehe ich das richtig?«, fragte er und zwinkerte freundlich.

»Aye. Mit dem Rad nach Moskau und weiter mit der Transsibirischen Eisenbahn. Dann noch ein bisschen weiterfahren. Vielleicht möchte ich mir auch noch Kasachstan und die Mongolei angucken.«

Er tippte etwas am PC ein.

»Ich habe notiert, dass Sie die Großstädte besichtigen möchten: Moskau, Jekaterinburg, Omsk, Nowosibirsk, Irkutsk, Wladiwostok.«

»Klingt gut.«

»Sie müssen sich unbedingt den Baikalsee ansehen, wenn Sie nach Sibirien fahren. Das ist der tiefste See der Welt, und die Fahrradrouten sind einmalig«, meinte er.

»Davon hab ich gehört«, sagte ich. Allmählich wuchs meine Zuversicht, dass sich die Dinge doch noch zum Guten fügen würden. Mir blieben nur noch wenige Stunden, bis mein Flug ab Gatwick ging. Abends wäre ich wieder bei Nala.

»Haben Sie den Reisepass dabei?«, fragte er.

»Logisch«, meinte ich und reichte ihn Victor. Ich nahm an, dass er nur ein paar Angaben für das Onlineformular benötigte. Falsch gedacht.

»Sie können den Pass in wenigen Tagen abholen.«

»Wie bitte?«

Ich war starr vor Entsetzen. Ich hatte gedacht, es wäre eine Angelegenheit von wenigen Minuten oder dass man mir etwas nachsenden würde.

»Wenige Tage? Wie wenige?«

»Vielleicht schon morgen Abend. Wobei ich Ihnen nichts versprechen kann«, erklärte er. »Stellen Sie sich am besten auf vier Werktage ein. Das heißt, Sie bekommen den Pass nach dem Wochenende wieder.«

Ich bemühte mich, höflich zu bleiben. Schließlich hatte er sich sehr bemüht, und der Fehler lag klar bei mir. Ich musste etwas überlesen oder missverstanden haben.

»Geht es vielleicht auch ein bisschen schneller?«, fragte ich. »Ich muss dringend zurück nach Budapest.«

»Tut mir leid«, antwortete Victor. »Wir arbeiten so schnell wie möglich, aber ich kann nicht garantieren, dass es weniger als vier Tage dauert.«

Vor ein oder zwei Wochen hätte ich mir deswegen nicht weiter den Kopf zerbrochen. Was machten schon ein paar Tage mehr, wenn man dafür solch eine großzügige Reiseerlaubnis bekam? Aber die Dinge änderten sich schnell. Sogar sehr schnell. Ich hatte das Gefühl, an einer Runde Russischen Roulettes teilzunehmen. Wenn ich mit der Rückreise wartete, waren bis zu meinem Abflug die Grenzen nach Ungarn womöglich dicht. Dann wären Nala und ich auf unbestimmte Zeit voneinander getrennt. Vielleicht würden wir uns sogar nie wiedersehen.

Victor hielt den Pass in der Hand und warf mir einen fragenden Blick zu. Ich war am Zug.

Mir blieb nicht viel Zeit zum Überlegen. Draußen warteten schon die Nächsten, und jeder hatte bestimmt seine eigenen Sorgen.

Ich musste eine Entscheidung treffen, und zwar schnell.

»Entschuldigen Sie den Aufwand. Ich glaube, ich muss noch einmal wiederkommen, wenn die Sache sich etwas beruhigt hat«, meinte ich. »Im Moment kann ich leider nicht so lange warten.«

»Das verstehe ich vollkommen. Die Lage ist aktuell nicht einfach. Ihre Wahl«, sagte Victor und reichte mir den Pass zurück. »Der Antrag liegt nun vollständig vor, und wir können uns um alles Weitere kümmern, wenn Sie das nächste Mal kommen. Alles Gute.«

Der Ausdruck »frustrierend« trifft es nicht einmal annähernd. Ich war so nah dran gewesen. Ich hatte die Einladung gesehen, alle Formulare waren ausgefüllt. Aber der Einsatz war zu hoch. Auf dem Rückweg zur U-Bahn fluchte ich leise vor mich hin. Wie hatte ich nur so blöd sein können? Warum hatte ich das nicht kommen sehen? Ich scrollte noch einmal unsere E-Mail-Korrespondenz durch, konnte aber keinen Verweis darauf finden, dass ich für ein paar Tage den Pass abgeben musste. Nichts dergleichen.

Vielleicht hat er gedacht, ich hätte noch einen zweiten Pass?, fragte ich mich.

Moment mal.

Ein zweiter Pass?

Wenn ich es schaffte, noch schnell einen zweiten Pass zu besorgen, konnte ich den bei Victor abgeben und ihn mir später per Post nachsenden lassen. Aufregung erfasste mich. Es war immer noch Vormittag. Mir blieb etwas Zeit. Ich rief bei der zuständigen Behörde an. Ich war nicht weit weg, das Büro war in der Nähe der Victoria Station, und ich wusste, dass man gegen Gebühr noch am selben Tag einen Pass bekommen konnte. Aber meine Hoffnung wurde schnell zerschlagen. Der nächste freie Termin war in drei Tagen. Enttäuschung, Ernüchterung ... Sollte es vielleicht einfach nicht sein? Ich ging an einem Zeitschriftenkiosk vorbei. Die Überschriften schrien mir allesamt »Lockdown« und »Grenzen sind dicht« entgegen. Was zum Teufel hast du getan, Dean?, fragte ich mich.

Ich fuhr zum Flughafen, mein Kopf brummte. Hätte ich auf das Visum warten sollen? Oder war meine Entscheidung richtig

gewesen? Alles war so ungewiss. Je mehr ich online las, desto unsicherer wirkte die Lage. Insbesondere das Reisen wurde extrem von der Situation beeinträchtigt. Die ganze Welt schien dichtzumachen. Ich suchte nach News zu Ungarn, fand aber nichts. Was dort wohl los war? Hoffentlich war die Grenze noch offen. Hoffentlich war mein Flug nicht gecancelt. Falls ja, wäre ich echt am Arsch .

Am Flughafen blieben mir zweieinhalb Stunden zum Totschlagen. Auch dort herrschte eine seltsame Atmosphäre – man konnte die Anspannung förmlich spüren. Die Leute standen in kleinen Gruppen an Informationsschaltern und unter den Anzeigetafeln. Vor allem Geschäftsmänner waren darunter. Sie schüttelten die Köpfe und telefonierten aufgeregt. Eine junge Asiatin wurde von ihrem Partner getröstet. Bald verstand ich, warum.

Ich suchte die Anzeigetafel nach meinem Flug ab. Einige Verbindungen waren gecancelt, viele andere verspäteten sich. Ich fand meine. Daneben stand nur: *Weitere Informationen in Kürze*.

Ich brauchte einen Drink und hielt nach einer Bar Ausschau. Was für ein Horrortag. Schrägerweise wurde ich mehrfach erkannt und um Selfies gebeten. Wie man mich ohne Nala wiedererkannte, war mir ein Rätsel. Als ich am Tresen saß, zog ich mein Handy hervor und suchte nach den neuesten Krisen-Updates. Weitere Grenzen wurden geschlossen, zahlreiche Flüge wurden gestrichen. Ich würde es erst glauben, wieder in Ungarn zu sein, wenn ich das Flugzeug in Budapest verlassen hätte.

Die zahlreichen Nachrichten, die mich über Instagram erreichten, beruhigten mich auch nicht gerade. Ich hatte gepostet, dass ich für zwei Tage nach London reisen würde, und die Leute rasteten aus vor Sorge. Viele fürchteten, ich könnte nicht zu Nala zurückkehren.

Ich schrieb Julia eine Nachricht, und sie antwortete sofort. Offensichtlich war sie ebenfalls besorgt. In den ungarischen Nachrichten hatte es geheißsen, dass die Grenzen bald geschlossen werden würden. »Vielleicht schon heute Abend«, schrieb sie.

»Was ist, wenn ich da im Flieger sitze?«, fragte ich. »Muss er dann umdrehen und wieder zurückkehren? «

»Keine Ahnung. Das weiß niemand.«

Eine Sekunde später schickte sie mir ein Foto von Nala, die entspannt auf der Couch pennte. Sie sah so zufrieden und unbeschwert aus wie immer. Mein Gewissen regte sich. Warum hatte ich sie nur allein gelassen? Warum war ich nur so dumm und verantwortungslos gewesen? Würde ich sie je wiedersehen?

Eine Stunde vor der angekündigten Abflugzeit war ich mit den Nerven am Ende. Ich tigerte immer wieder zur Anzeigetafel. Viele Flüge, die nach meinem starteten, hatten schon ein Gate zugewiesen bekommen. Zu meinem Flug gab es noch immer nichts Neues. Ich versuchte, die Anzeige mit der Kraft meiner Gedanken zu einer Aktualisierung zu zwingen. Gleichzeitig hatte ich auch Angst, dass plötzlich »Cancelled« neben meinem Flug stehen könnte. Das Wort poppte nämlich immer öfter auf der Tafel auf. Überall leuchtete es rot.

Eine halbe Stunde vor Abflugzeit passierte es endlich: Die Tafel flackerte, und eine Gate-Nummer leuchtete auf. Daneben stand schlicht: *Boarding*.

Ich rannte so schnell ich konnte zum Gate.

Die Reisenden wurden schon zum Einstieg aufgefordert. Ich ging über die Passagierbrücke und betrat den Flieger. Die Kabine war fast leer. Außer mir waren nur zwölf andere Leute an Bord, zwischen den Sitzen war massig Abstand gelassen worden.

Der Flug war absolut unwirklich. Das Bordpersonal lief mit Atemschutzmasken herum und reichte uns das Essen mit Handschuhen. Jeder Passagier bekam Desinfektionstücher und musste damit seinen Tisch abwischen. Es war extrem nervenaufreibend. Aber immerhin war ich auf dem Rückweg. Nun musste ich die nächsten Schritte überdenken. Mein Instinkt schrie danach, mich wieder aufs Rad zu setzen. Wenn die Grenzen wirklich dichtgemacht wurden, wollte ich lieber in der Natur unterwegs als ewig in Budapest eingeschlossen sein. So hätten wir massig Abstand zu anderen. Irgendwie erinnerte mich die Vorstellung an einen Apokalypsefilm, in dem nur noch eine Handvoll Menschen auf dem Planeten unterwegs waren. Wobei in meinem Fall natürlich auch noch eine Katze mit dabei war. Die Vorstellung gefiel mir schon besser.

Doch je länger ich darüber nachdachte, desto riskanter kam mir die Idee vor. Es herrschte ein absoluter Ausnahmezustand, und die Polizei oder das Militär könnten ohne Weiteres beschließen, dass ich ein Risiko darstellte. Dann wäre ich in ernsthaften Schwierigkeiten. Ich musste einen Unterschlupf für uns finden, einen sicheren Hafen, in dem wir den Sturm aussitzen konnten. Sobald ich in Budapest war, würde ich mich danach umsehen.

Kurz vor Mitternacht landeten wir. Ich sprang in ein Taxi und fuhr zu Julia. Mein Herz hämmerte, als ich die Stufen zu ihrer Wohnung hochrannte. Ich klopfte. Verrückt. So sehr habe ich mich bestimmt noch nie gefreut, jemanden wiederzusehen.

Kaum war ich durch die Tür, kam Nala mir schon wie eine Rakete entgegengeschossen und sprang in meine Arme. Sie presste sich so eng an mich, dass ich ihren Atem im Gesicht spürte. Dabei schnurrte sie so laut, dass ich schon Angst bekam, sie könnte jeden Moment platzen. Wenn ich es nicht besser gewusst hätte, hätte ich glauben können, sie hätte die Situation begriffen. Als ob sie wüsste, wie knapp wir noch einmal davongekommen waren.

Nachts kuschelte sie sich enger denn je an mich und gurrte zufrieden in mein Ohr. Der kluge Instinkt dieser Katze beeindruckte mich immer wieder aufs Neue. Es war schon vorgekommen, dass wir für ein paar Tage voneinander getrennt waren – als ich nach Balou gesehen hatte oder zu Grans Geburtstagsfeier nach Hause geflogen war. Was war dieses Mal anders? Hatte sie die Unruhe in ihrer Umgebung wahrgenommen? Spürte sie es anhand meiner Atmung?

Zurück in unserer Ferienwohnung, stürzte ich mich erneut auf die Nachrichten. Es klang immer schlimmer. Am nächsten Tag waren Ungarns Grenzen zu. Kein Ausländer kam mehr ins Land. Ich schüttelte den Kopf. Unfassbar, wie knapp es gewesen war. Ich hatte es gerade noch geschafft.

DER GUTE REISENDE



Die Lage veränderte sich nun rasant, stündlich gab es neue Nachrichten.

Die ungarische Regierung hatte neue Maßnahmen beschlossen. Man sollte drinnen bleiben und durfte das Haus nur noch für wichtige Erledigungen verlassen. Es war lediglich erlaubt, in den Supermarkt und zur Apotheke zu gehen. In einer Wohnung im Stadtzentrum festzusitzen war nicht gerade mein Ding, aber für Nala war es bedeutend schlimmer. Sie brauchte Platz zum Toben, schließlich war sie immer noch eine junge Katze.

Ich suchte im Internet nach Alternativen, fand aber nichts. Die meisten Angebote waren deaktiviert. Der Lockdown war aktiv.

Kurz dachte ich darüber nach, mit Nala nach Schottland zurückzukehren. Aber das kam mir in mehrfacher Hinsicht unpraktisch vor. Zum Glück fand sich später die perfekte Lösung, und ich stellte einmal mehr fest, dass man sich oft gar nicht so den Kopf zerbrechen muss. Meistens fügen sich die Dinge wie von selbst. Völlig unerwartet wurde uns eine Bleibe angeboten. Eine Frau namens Kata folgte uns auf Instagram. Sie saß mit ihrer Familie in Großbritannien fest und lud mich ein, in ihrem Haus nahe Budapest unterzukommen. Ich würde ihr sogar einen Gefallen tun, wenn ich mich für eine Weile darum kümmerte und darauf aufpasste, dass niemand einbrach.

Ich schrieb ihr sofort zurück. Das klang nach der perfekten Lösung.

Kata erklärte, dass ihre Eltern auf demselben Grundstück wohnten. Sie besaßen ein kleines Haus am anderen Ende des Gartens.

Ich packte meine Sachen zusammen und verließ Budapest. Immerhin waren die Straßen noch nicht blockiert; die Polizei schien bislang keine strengen Kontrollen durchzuführen. Binnen weniger Stunden hatte ich das Haus erreicht. Es befand sich in einer ruhigen Nachbarschaft gleich oben auf einem Hügel. Das Haus hatte drei Etagen und war mit sämtlichen Annehmlichkeiten ausgestattet, die man sich nur wünschen konnte. Es gab sogar einen Balkon mit fantastischem Ausblick aufs Tal. Ich fühlte mich gleich wie zu Hause – auch wenn die Nachbarn die Situation anders sahen.

Ein benachbartes Pärchen beschwerte sich kurz nach meiner Ankunft bei Katas Eltern. Ich glaube, sie hatten Angst, dass ein Fremder das Virus einschleppen könnte. Natürlich machte ich ihnen deshalb keine Vorwürfe und verstand ihre Sorgen – aber es war trotzdem schade. Ich hätte mich gerne in der Nachbarschaft eingebracht und Bedürftigen Essen gebracht. Doch so beschloss ich, die Sache ruhig angehen zu lassen. Zunächst begegneten mir die meisten Leute eher skeptisch. Ich fiel immer auf wie ein bunter Hund und in dieser angespannten Situation natürlich umso mehr.

Also hielt ich mich zurück und versuchte, meinem Leben eine gewisse Routine zu verleihen. Ich war froh, dass ich zumindest Nala an meiner Seite hatte.

Das Haus hatte einen großen Garten, in dem sie sich austoben konnte. Ich fuhr regelmäßig mit dem Rad zum fünf Kilometer entfernten Supermarkt oder manchmal auch an einen nahe gelegenen See. Doch die meiste Zeit verbrachte ich drinnen, telefonierte mit Freunden und Familie in Schottland oder spielte mit Nala. Außerdem entdeckten mein Dad und ich Online-Schach für uns.

Die Welt um uns herum schien immer leiser zu werden. Die wenigen Menschen, denen ich begegnet war, wirkten ängstlich und in Eile. Niemand blieb stehen und unterhielt sich.

Ende März hatte ich Geburtstag. Es war total eigenartig und vollkommen anders als all die Jahre zuvor.

Ich wurde mit lieben Grüßen und Glückwünschen überhäuft und telefonierte auch mit meiner Familie, aber der einzige Mensch, den ich an diesem Tag sah, war Katas Vater. Er werkelt im Garten herum, und wir sprachen nicht miteinander. Als ich ankam, hatte er

mich mit einem kurzen Winken begrüßt, seither hatten wir keinen Kontakt mehr gehabt.

Das Ganze hatte aber auch etwas Gutes. Wie so oft. Die Welt schien immer enger zu werden, aber das galt durchaus auch für die Verbindung zwischen mir und Nala. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, doch das Band zwischen uns wurde noch stärker. Ich spielte jeden Tag stundenlang mit ihr im Haus oder manchmal auch im Garten. Sie liebte es, wenn sie das Grundstück patrouillierte oder wenn ich sie die Treppe hochscheuchte. Ihr wurde nie langweilig. Mir graute es schon vor den vielen leeren Stunden, und ich hatte Angst, dass die Isolation zäh werden könnte. Aber vorerst hatte ich einiges zu tun.

Seit Monaten hatte ich vorgehabt, mein Fotoarchiv durchzusehen. Inzwischen waren Tausende Bilder auf meinem Handy und dem Laptop gespeichert. Ich begann, alle zu sichten und in verschiedene Ordner zu packen. Dazu schrieb ich kleine Begleittexte. Ich war mir sicher, dass ich mich darüber noch einmal freuen würde.

An vieles erinnerte ich mich so genau, als wäre es erst am Tag zuvor geschehen. Die erste Begegnung mit Nala in Bosnien stand mir noch klar vor Augen und wird es wahrscheinlich auf ewig tun. Das Gleiche galt für unsere Anfangstage in Montenegro und Albanien, die Zeit auf Santorini oder unsere verrückte Tour durch die Türkei. Auch zahlreiche Menschen, denen wir begegnet sind, haben ihren festen Platz in meinem Herzen gefunden. Es waren so viele großartige Leute dabei, von denen ich die meisten ohne Nala wohl nie kennengelernt hätte. Der Geflüchtete in Griechenland, die Familie aus dem Tieflader, Tony und Pablo, Jason und Sirem, Nick, Iliana und Lydia. Ich hatte tolle Menschen getroffen, und es hatten sich einige großartige Freundschaften daraus entwickelt. Ich war ihnen auf ewig zu Dank verpflichtet.

Aber den meisten Raum in meinen Erinnerungen nahmen die Erlebnisse mit Nala ein. Gute und schlechte, lustige und beängstigende.

Beim Durchsehen der Fotos erfasste mich tiefe Dankbarkeit. Sie hatte mir so viel beigebracht. Wie man schöne Momente auskostet. Wie man einfach man selbst ist. Wie man sich voll auf das Jetzt

konzentriert und alles andere ausblendet. Aber auch, wie man anderen hilft. Sie hatte mir einen Weg ermöglicht, andere zu unterstützen. Darin hatte ich meine Aufgabe gefunden. Und was sie mich natürlich auch gelehrt hat, ist Freundschaft.

Ein guter Freund ist nicht andauernd da, aber immer dann, wenn man ihn braucht. Ich hoffte, dass das auch für Nala und mich galt. Sie für ihren Teil hatte mir immer beiseitegestanden, wenn es mir richtig mies gegangen war – ob auf Santorini oder in Aserbaidschan. Ich würde bestimmt nie vergessen, wie sie mich in der Türkei vor dem Bären gewarnt hatte – oder was auch immer da um das Zelt herumgeschlichen war. Wo wäre ich bloß ohne sie ?

Sie hatte mein Leben in jeder Hinsicht positiv bereichert. Dank ihr war ich ein Stückchen klüger, ruhiger und reifer geworden und hatte den wilden Draufgänger aus Dunbar hinter mir gelassen. Ich stand nun mehr in meiner Mitte, war umsichtiger und entspannter und ließ mich nicht mehr so schnell aus der Reserve locken.

Auch im ungarischen Lockdown half sie mir. Sie lag zufrieden neben mir und akzeptierte die Situation einfach. Wie immer machte sie ganz normal weiter. Also tat ich es ihr nach, entspannte mich und machte es mir gemütlich. Was hätte ich auch sonst tun sollen? Was konnte man angesichts dieser Situation überhaupt tun? Selbst die einflussreichsten und mächtigsten Leute auf dem Planeten wirkten hilflos. Die Lage war so, wie sie war.

Allmählich bekam ich einen besseren Blick auf die Welt und verstand, worauf es wirklich ankommt. Ich hatte Schottland verlassen, um unseren Planeten von all seinen Seiten kennenzulernen. Bisher hatte ich gerade einmal achtzehn Länder bereist, was etwa zehn Prozent ausmachte. Ich hatte gewaltige Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten festgestellt. Im Grunde genommen kämpften wir alle mit den gleichen Sorgen und wurden von den gleichen Dingen angetrieben. Das galt während dieser Pandemie mehr denn je.

Es war egal, ob ich mich gerade in Ungarn oder Uruguay, in Dunbar oder Durban befand: Wir saßen alle im gleichen Boot. Das war der ultimative Beweis, dass wir alle eins waren. Ich hoffte, dass das etwas war, das man aus der Corona-Krise mitnehmen könnte. Wir leben alle auf demselben Planeten und gehören derselben

Spezies an. Wenn wir nicht miteinander denken und arbeiten, sind wir wahrscheinlich dem Untergang geweiht.

Und in Bezug auf die Tour ... Nun ja, ich war Umwege in zwischen gewöhnt. Davon hatte es schon in Montenegro, Albanien, Griechenland, Bulgarien und Georgien welche gegeben. Irgendwie hatten wir noch jedem Sturm getrotzt und würden es nun wieder tun. In der Zwischenzeit konnte ich weiterhin Spenden an gemeinnützige Vereine überweisen. Manche würden es nun wahrscheinlich dringender benötigen denn je.

Ich glaube immer noch daran, dass Nala und ich irgendwann zusammen um die Welt reisen werden. Mittlerweile ist es mir egal, wie wir das machen oder wie lange es dauert. Mir ist nun deutlich bewusst, was wichtig ist und was nicht.

Ein Freund hat mir zu Weihnachten ein kleines Buch mit Reisesprüchen geschenkt. Einige gefallen mir richtig gut. Dieser hier von Laotse zum Beispiel: *Reisen ist besonders schön, wenn man nicht weiß, wohin es geht.*

Dem stimme ich von Herzen zu.

Durch meine Reise habe ich gelernt, dass es sich nicht lohnt, zu viel zu planen. Inzwischen weiß ich, dass man immer mit dem Unerwarteten rechnen muss. Die letzten Monate haben das noch einmal verdeutlicht.

Ein anderer Spruch, der mir oft durch den Kopf geht, stammt von Ernest Hemingway: *Geh niemals auf Reisen mit einer Person, die du nicht liebst.*

So sehe ich es auch.

In Nala habe ich die perfekte Reisegefährtin gefunden. Und das sage ich nicht nur, weil es so schön ist, mit ihr auf dem Fahrrad zu sitzen oder weil ich die Welt ein Stück weit aus ihren Augen sehen darf. Nein, ich habe sie so gern, weil sie meinem Leben so viel gegeben hat. Sie hat mir einen Sinn geschenkt. Dank ihr bin ich verantwortungsbewusster, habe eine Aufgabe und eine Richtung gefunden. Sie hat mich auf den richtigen Weg geführt.

In welche Richtung der verläuft, wird sich noch zeigen: Norden, Süden, Osten oder Westen? Das Schicksal wird auch hier wieder eingreifen. Vielleicht soll es so sein. So war es schließlich, seitdem

wir uns kennen. *Whit's fur ye'll no go past ye.* Mal sehen, wohin unsere Reise geht. Solange wir zusammen sind, ist alles gut.

DANKSAGUNG

Das Schreiben dieses Buches verlief nicht ganz so dramatisch wie meine Tour und hat mir auch nicht ganz so viele Blasen und blaue Flecken wie das Radfahren verpasst, aber es war in gewisser Hinsicht ein Abenteuer für sich. Ich hoffe, ich habe allen, die mir bei der Tour in irgendeiner Weise geholfen haben, ausreichend Tribut gezollt. Nun möchte ich mich auch noch bei denjenigen bedanken, die mich auf dem Weg zur Buchveröffentlichung begleitet haben.

Der Gedanke an ein Buch entstand, kurz nachdem das Dodo-Video, in dem man Nalas und meine erste Begegnung in Bosnien sieht, mein Leben komplett auf den Kopf gestellt hatte. Allein wäre ich nicht auf die Idee gekommen, unsere Geschichte aufzuschreiben. Aber ein Besuch des Autors Garry Jenkins auf Santorini änderte alles: Nach ein paar Bierchen und dem Besuch des alljährlichen Feuerwerkspektakels in Megalochori beschlossen wir, uns zusammenzutun. Wenig später wurde unser kleines Team durch die Agentin Lesley Thorne von Aitken Alexander und die Verlagsexpertinnen Rowena Webb (Hodder & Stoughton, London) und Elizabeth Kulhanek (Grand Central Publishing, New York) bereichert. Und auch die folgenden Personen haben uns unglaublich toll geholfen: Emma Knight, Ian Wong, Caitriona Horne, Joanne Myler und Kate Brunt aus dem Londoner-Team sowie Kamrun Nesa und Andrew Duncan aus dem New Yorker Büro.

Abschließend möchte ich mich natürlich auch noch bei Nala bedanken. Dafür, dass sie meinen Gesang, meine Kochkünste und sämtliche weiteren nervigen Eigenarten erträgt, die mir vielleicht gar nicht so bewusst sind. Dein Reisegefährte zu sein ist das größte Glück meines Lebens. Danke, dass du da oben auf dem Berg auf mich gewartet hast.

Dean Nicholson
Irgendwo in Europa, Juli 2020

Bildnachweis

Vielen Dank, dass ich eure Fotos verwenden darf: Neil Nicholson (Seite 1, oben links), Gill Last (Seite 1, unten), Arbër und Kornelia von der Hundeschule Tirana (Seite 4, oben), Melina Katri (Seite 7, mitte) sowie Melina Katri (Seite 13, unten), Pablo Calvo (Seite 13, mitte) und Kathrin Mormann. Die Bilder wurden von Jane Smith Media ausgewählt.

Alle weiteren Aufnahmen stammen aus dem persönlichen Archiv des Autors Dean Nicholson.

Weitere Hinweise

Eine Übersicht der Organisationen, die wir bisher mit unseren Spendenaktionen unterstützen konnten, finden Sie hier:

www.1bike1world.com/supported-charities/

Folgen Sie uns für die neuesten Geschichten, Updates und Fotos:

www.1bike1world.com



@1bike1world



/1bike1world



@1bike1world_

Hat es Ihnen gefallen?

Sagen Sie uns, was Sie denken. Wir freuen uns über Bewertungen und Rezensionen im Store.

Viel Spaß beim Lesen unserer E-Books!

lÜbbe



Dir hat das Buch gefallen?

Dann gefallen dir auch diese Bücher:



James Bowen

**Bob, der Streuner - Bob und
wie er die Welt sieht
Die Katze, die mein Leben
veränderte**

Bob, der Streuner.

Als James Bowen den verwahrlosten Kater vor seiner Wohnungstür fand, hätte man kaum sagen können, wem von beiden es schlechter ging. James schlug sich als Straßenmusiker durch, er hatte eine harte Zeit auf der Straße hinter sich. Aber dem abgemagerten, jämmerlich maunzenden Kater konnte er einfach nicht widerstehen, er nahm ihn auf, pflegte ihn gesund und ließ ihn wieder laufen. Doch Bob war anders als andere Katzen. Er liebte seinen neuen Freund mehr als die Freiheit und blieb.

Heute sind sie eine stadtbekannte Attraktion, ihre Freundschaft geht Tausenden zu Herzen ...

Bob und wie er die Welt sieht.

Seit Bob da ist, hat sich mein Leben sehr verändert. Ich war ein obdachloser Straßenmusiker ohne Perspektive und ohne eine Idee, was ich aus meinem Leben machen sollte. Nun stehe ich wieder mit zwei Beinen auf der Erde, ich habe die Vergangenheit hinter mir gelassen, aber ich weiß nicht, was die Zukunft bringen wird. Ich brauche wohl immer noch Unterstützung, um auf meinem Weg zu bleiben. Zum Glück steht mir Bob mit seiner Freundschaft und seiner Klugheit zur Seite.

Die wunderbare Geschichte der Freundschaft zwischen James und seinem Kater wurde mit "Bob, der Streuner" zum Welt-Bestseller. Im neuen Buch erzählt James, wie Bob ihm in harten Zeiten und selbst in lebensgefährlichen Situationen immer wieder den Weg weist.

[Direkt im Shop ansehen](#)



James Bowen

Bob, der Streuner
Die Katze, die mein Leben
veränderte

Die komische und manchmal abenteuerliche Geschichte einer ungewöhnlichen Freundschaft

Millionenfach hat sich der Roman "Bob der Streuner" von James Bowen bereits verkauft. Ein modernes Märchen: Der Obdachlosigkeit entkommen, schlägt James sich als Straßenmusiker durch. Als er eines Abends einen abgemagerten, streunenden Kater vor seiner Tür findet, scheint er sein tierisches Ebenbild zu treffen. Und mehr noch: Während er den Streuner aufpäppelt, entwickelt sich eine besondere Freundschaft. Der Kater Bob will nämlich keineswegs zurück in die Freiheit. So, wie James dem Kater Bob seine Lebenskraft zurückgibt, so füllt das samtpfötige Wesen James' Leben wieder mit Sinn - und jeder Menge witziger Anekdoten.

Mittlerweile sind James und Bob weltbekannt, ihre Geschichte hat bereits Millionen Leser gerührt. Nur selten wird die Beziehung zwischen Mensch und Katze so charmant beschrieben wie in "Bob, der Streuner".

[**Direkt im Shop ansehen**](#)



James Bowen

Mein bester Freund Bob
Was ich vom Streuner über das Glück
gelernt habe

Was ich an Bob von Anfang an so besonders fand, ist die selbst für eine Katze ungewöhnliche Weisheit, die er ausstrahlt. Und in den zehn Jahren, die wir uns nun schon kennen, ist er - zumindest in meinen Augen - immer noch klüger und weiser geworden.

Dieses Buch versammelt alles, was ich von Bob in dieser Zeit gelernt habe: Was macht wahre Freundschaft aus? Was brauchen wir eigentlich, um glücklich zu sein? Und wie holt man das Beste aus dem Leben? All das machen uns Katzen vor, und ganz besonders Bob ist ein Meister darin. Wir müssen uns nur die Zeit nehmen, hinzuschauen.

Die Geschichte hinter diesem Buch: Im Frühling 2007 traf der Straßenmusiker James in seinem Hausflur im Norden Londons auf einen zerzausten, verletzten Kater. Er nahm ihn auf, pflegte ihn gesund und nannte ihn Bob. Niemand konnte ahnen, dass dies der Beginn einer großen Freundschaft war, die beider Leben auf den Kopf stellte. Die Geschichte ihrer Freundschaft wurde als Bob, der Streuner zum Welt-Bestseller, Bob und wie er die Welt sah, Ein Geschenk von Bob, Kinder- und Jugendbücher sowie ein Kinofilm folgten. Seither gehen die beiden ungleichen Freunde gemeinsam durch dick und dünn.

[**Direkt im Shop ansehen**](#)



Die Community für alle, die Bücher lieben

- In der Lesejury kannst du
- ★ Bücher lesen und rezensieren, die noch nicht erschienen sind
- ★ Gemeinsam mit anderen buchbegeisterten Menschen in Leserunden diskutieren
- ★ Autoren persönlich kennenlernen
- ★ An exklusiven Gewinnspielen und Aktionen teilnehmen
- ★ Bonuspunkte sammeln und diese gegen tolle Prämien eintauschen

Jetzt kostenlos registrieren: www.lesejury.de

Folge uns auf Instagram & Facebook:
www.instagram.com/lesejury
www.facebook.com/lesejury



